Heft 3, September 2013 / 93. Jahrgang E 1459

Badische Heimat

Mein Heimatland
ISSN 0930-7001
Zeitschrift für Landes- und Volkskunde,
Natur-, Umwelt- und Denkmalschutz

IMPRESSUM

Herausgeber
Landesverein Badische Heimat e. V.
Hansjakobstr. 12
79117 Freiburg

Landesvorsitzender:
Dr. Sven von Ungern-Sternberg

Chefredakteur:
Heinrich Hauß, Weißdornweg 39, 76149 Karlsruhe
Tel.: (07 21) 75 43 45
Fax: (07 21) 92 13 48 53

Geschäftsstelle:
Haus Badische Heimat
Hansjakobstr. 12, 79117 Freiburg
Tel. (07 61) 7 37 24, Fax (07 61) 7 07 55 06
Geschäftszeiten: Mo., Di., Do., Fr. 9.00–12.00 Uhr
Internet: www.badische-heimat.de
E-Mail: info@badische-heimat.de

Zahlstellen des Landesvereins:
- Postbank Karlsruhe
  Kto.-Nr. 16468-751
  BLZ 660 100 75
- Sparkasse Freiburg – Nördl. Breisgau
  Kto.-Nr. 2003201
  BLZ 680 501 01

Gesamtherstellung:
Rombach Verlag
Unterwerkstraße 5
79115 Freiburg i. Br.
E-Mail: heftredaktion@badische-heimat.de

Zur Zeit ist die Anzeigenpreisliste Nr. 9 gültig

Die Zeitschrift erscheint vierteljährlich. Der Verkaufspreis ist durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten.

Jahrespreis für Einzelmitglieder 32,– €. Preis des Heftes im Einzelverkauf für Nichtmitglieder 11,50 €. Nachbestellung eines Heftes für Mitglieder 8,– €.

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge sind ausschließlich deren Verfasser verantwortlich. Für unverlangte Manuskripte, Bildmaterial und Besprechungsstücke wird keine Haftung übernommen. Rücksendung bei unangeforderten Manuskripten erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. Alle Rechte der Vervielfältigung und Verbreitung behält sich der Landesverein vor. Veröffentlichte Manuskripte gehen in das Eigentum des Landesvereins über.

Redaktionsschluss für Heft 4 / 2013: 15. Oktober 2013

Die Herausgabe dieser Zeitschrift wird vom Land Baden-Württemberg, vertreten durch das Regierungspräsidium Freiburg, unterstützt.

Unser Partner
Rothaus
TANNEN ZÄPFLE

Titelbild: Die Solar-Fabrik im Freiburger Gewerbegebiet Haid – Europas erste »Nullmissionsfabrik« (Foto: Solar-Fabrik AG)

Inhalt

Landesverein Badische Heimat e. V. .. I

Zu diesem Heft und darüber hinaus
Sven von Ungern-Sternberg II

Vorwort des Oberbürgermeisters
Dieter Salomon III

Grußwort
Dorothea Störr-Ritter IV

EDITORIAL

Editorial
Heinrich Hauß 428

AUFSÄTZE

Die Chance Oberrhein
Freiburgs Rolle und Perspektive in der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit
Wulf Rüskamp 430

Erlebnis Oberrhein
Bernd Dallmann / Irene Ulrich 443

Freiburgs vorderösterreichisches und badisches Erbe
Wolfgang Hug 454

Universität als Standortfaktor des Wissenschaftsstandorts
Dieter Salomon 469

Edmund Husserl (1859–1938)
Leben, Werk, Archiv in Freiburg
Hans-Helmuth Gander 481

Wirtschaftsförderung und Standortentwicklung für Freiburg
Bernd Dallmann 490

Die etwas andere Wirtschaftsregion: Freiburg
Jörg Hemmerich 501

Die grundlegenden Überlegungen für die Planung der Stadtteile Rieselfeld und Vauban
Sven von Ungern-Sternberg 510

Wohnen in Freiburg – Ein Schlüssel zur Stadtentwicklung
Martin Haag 529

Health Region Freiburg
Eine Initiative zur Stärkung des Gesundheits- und Medizintourismus
Michael Richter 540

Die Freiburger Münsterbauhütte
Yvonne Faller 550

Freiburg und die »Badische Zeitung« – bisweilen eine Herzenssache
Bernd Serger 559

Der direkte Ton aus der Region
Uli Homann 573

Von den badischen Klosterschulen zur Schulstiftung
25 Jahre Schulstiftung der Erzdiözese Freiburg
Dietfried Scherer 578

Sport in Freiburg – außerhalb des SC Freiburg e. V. –
Herbert Mayer 585

Der Wein in und um Freiburg
Entwicklungen und neue Trends
Günter Schruft 591

Vom Eisweiher zum »Belustigungsort«
Die Anfänge des Waldsees in Freiburg
Günther Klugermann 604

Dr. Joseph Wirth: Zentrumspolitiker – Reichskanzler
(geb. 6. September 1879 in Freiburg, gest. 3. Januar 1956 in Freiburg)
Hugo Ott 611

Freiburgs Aufbruch in das neue Jahrtausend
»Die Ära Böhme«
Wolfgang Hug 622

10 Jahre Stolpersteine in Freiburg
Ein Gedenkprojekt mit großer Resonanz
Andreas Meckel 630

»Nicht mehr wie ein Mensch«
Über den Kruzifixus von Franz Gutmann in der Universitätskirche in Freiburg
Johannes Werner 638

Bundschuhfest in Freiburg-Lehen – Erinnerung an den Bauernaufstand von 1513
Die »Bundschuheiche« des Holzbildhauers Thomas Rees erzählt vom Aufbruch in die Neuzeit
Hermann Althaus 644

Freiburg – »Stadt der Badischen Heimat«
Ein historischer Rückblick
Heinrich Hauß 649

900 Jahre Ebnet
Ersterwähnung und frühe Geschichte
Thomas Zotz 656

AKTUELLE INFORMATIONEN

Redaktion: Heinrich Hauß

»Auf den Spuren der Badischen Revolution«. Historischer Spaziergang am 21. April 2013 665

Gedenktafel für Reichskanzler Constantin Fehrenbach an seinem Wohnhaus Schwarzwaldstraße 1 .. 665

Fusion der Sinfonieorchester: Freiburger Professor Friedrich Schoch plädiert für ein Stiftungsmodell 666

Am 13. Juli 2013 auf den Freiburger Rathausplatz: Große Demonstration für Erhalt des SWR-Sinfonieorchesters 666

»Die Akademie gehört zum kulturellen Profil der Kommune« .. 667

»Ein neues Kapitel deutsch-französischer Freundschaft«: Ab 26. August 2013 täglicher TGV zwischen Freiburg und Paris 667

Im Jahre 2013 wird der Badische Weinbauverband 100 Jahre alt 668

Neu: MERIAN Freiburg im Jahreszeiten-Verlag: Freiburg aufgeschlüsselt mit und durch Personen 668

»Freiburg tickt ohnehin ganz anders« 668

Heinrich Schwendemanns »Wissenswanderung« über jüdisches Leben in Freiburg 669

Wissenschaftsjournalist Dirk Schindelbeck recherchierte über das Waisenhaus in Günterstal 669

Radfahren wird in Freiburg immer beliebter 670

Freiburg erhebt Widerspruch gegen den Zensus 670

Was kann diese Stadt also tun? 670

Erzbischof Robert Zollitsch – längst ein »Freiburger« geworden .. 670

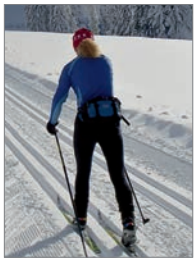
Matinee im Konzerthaus zum 75. Geburtstag Erzbischofs Zollitsch 671

Julius Bissiers Rückzug aus Freiburg – noch nicht hinreichend erforscht 671

Neue Forschungen zur Bücherverbrennung in Freiburg 671

Buchbesprechungen 672

Jahresbericht der Regionalgruppe Freiburg 674



Landesverein
BADISCHE HEIMAT

Landesverein Badische Heimat e. V.

Der Landesverein wurde 1909 gegründet. Er ist eine echte Bürgerinitiative zum Schutz der Natur, der Umwelt und der Landschaft, zur Sicherung der Denkmalpflege, zur Förderung von Regional- und Landesgeschichte, von Volks- und Heimatkunde, zu vielfältiger Mitarbeit auf dem weiten Gebiet von Kunst und Kultur. Hierzu tritt das grenzüberschreitende europäische Moment der Zusammenarbeit mit unseren Nachbarn im Elsass und der Schweiz.

Die »Badische Heimat« ist parteipolitisch neutral und bietet so allen die Gelegenheit, am Erhalt der Heimat in aller Vielfalt mitzuwirken. In den Zielkonflikten unserer Gesellschaft zwischen Wachstum und natürlicher Umwelt, wie sie sich in einer sehr pluralistischen Politik in demokratischer Vielfalt und Auseinandersetzung ganz natürlich ergeben, ist die auf Erfahrung beruhende Position von Menschen, die ihre Heimat als Geschenk und verpflichtenden Auftrag verstehen, von größter Bedeutung, um Tradition und Kontinuität, Beharrung und Aufbruch in guter Balance zu halten. Hier ist die »Badische Heimat« immer gefordert, um bei wichtigen badischen Interessen in der Gesellschaft und der Politik Einfluss zu nehmen.

Die »Badische Heimat« bedarf hierzu der Mithilfe vieler. Nur in großer Gemeinsamkeit können wir uns mehr Gehör verschaffen.

Werden Sie Mitglied!

Jahresmitgliedsbeiträge

Einzelpersonen	32 Euro
Familien	37 Euro
Körperschaften	52 Euro
Schüler und Studenten	16 Euro
Firmen	ab 100 Euro

Zu diesem Heft und darüber hinaus

Meine sehr geehrten Damen und Herren,
liebe Freunde der Badischen Heimat!

Voller Freude präsentieren wir unser Freiburger Themenheft der Öffentlichkeit. In den zurückliegenden Jahren waren diese Themenhefte zu badischen Städten – so Mannheim zum Stadtjubiläum 2007, Baden-Baden (2010) und Offenburg (2011) – viel beachtet und sehr erfolgreich. Das vorliegende Freiburg-Heft ist vom Umfang und Inhalt gewichtig und verspricht ebenfalls eine gute Resonanz. Dank gilt allen Autoren, erneut Anerkennung unserem eingespielten Redaktionsteam Heinrich Hauß und Dorothee Kühnel. Und auch dem Rombach Verlag möchte ich danken für die sich so gut anlassende zuverlässige Zusammenarbeit – dem Freiburger Verlag war naturgemäß dieses Themenheft ein besonderes Anliegen.

Mir persönlich war dieses Freiburg-Heft durch meine private und berufliche Verbundenheit mit dieser faszinierenden Stadt und ihrem so wunderschönen Umland ein Herzensanliegen. Ich danke sowohl der Stadt, dem Oberbürgermeister Dr. Dieter Salomon, als auch dem Landkreis, der Landrätin Dorothea Störr-Ritter, für die Unterstützung und Mitwirkung. Besonders verdient gemacht hat sich der Freiburger Pressesprecher Walter Preker, der sich mit großem Engagement eingebracht hat.

So wünsche ich diesem Themenheft eine geneigte Leserschaft und eine gute Verbreitung!

Ihnen allen viel Freude an der Lektüre dieses Heftes.

Mit herzlichem Gruß

Dr. Sven von Ungern-Sternberg
Landesvorsitzender

Vorwort des Oberbürgermeisters

In der bald 100-jährigen Geschichte dieser Reihe legt der Landesverein Badische Heimat mit dieser Ausgabe nun zum sechsten Mal ein Themenheft über Stadt und Region Freiburg vor, als ein buntes und vielfältiges Kaleidoskop aus Politik, Kultur und sozialem Leben, Wirtschaft und Wissenschaft. Ein Blick in die Inhaltsverzeichnisse der Freiburg-Ausgaben aus der jüngeren Vergangenheit – 1984 und 1999 – und des vorliegenden Hefts macht die große Dynamik in der politischen und wirtschaftlichen Entwicklung von Stadt und Region sichtbar, wie sie beispielsweise in den aktuellen Stadtentwicklungsprojekten bis zu den Planungen eines dritten Freiburger Stadtteils in nur einer Generation abzulesen ist.

Der Vergleich der Hefte zeigt aber auch, dass in unserer Region und der Stadt seit jeher gute Nachbarschaft, Zusammenarbeit und Verständnis füreinander die wichtigsten Grundlagen für eine erfolgreiche Entwicklung gewesen sind. Der Blick auf die heutige Regionalpolitik und -entwicklung ist daher als ein nachdrückliches Plädoyer zu verstehen, dass die Zukunft unserer Region nur in einem Bewusstsein für den Oberrhein als eine gemeinsame Region und in einem Miteinander der Institutionen und Gebietskörperschaften liegen kann, so wie dies seit jeher auch das Verständnis des Landesvereins Badische Heimat war und bis heute ist.

Den Anstoß zu dieser Ausgabe mit dem thematischen Schwerpunkt Freiburg hat der Vorsitzende des Landesvereins Badische Heimat, Sven von Ungern-Sternberg, gegeben. Freiburg ist ihm nach rund 40 Jahren in politischen Ämtern und Mandaten als Stadtrat, als Bürgermeister und als Regierungspräsident eine Herzenssache; sein Aufsatz in dieser Ausgabe über die großen Stadtteilprojekte Rieselfeld und Vauban aus seiner Zeit als Freiburger Baubürgermeister macht dies besonders deutlich.

Im Namen der Stadt Freiburg, in der die Badische Heimat zu Hause ist, danke ich dem Verlag und der Redaktion für die sorgsame Auswahl der Themen, vor allem jedoch allen Autorinnen und Autoren für ihre interessanten und informativen Beiträge.

Dr. Dieter Salomon
Oberbürgermeister

Grußwort

Landrätin Dorothea Störr-Ritter zum Themenheft »Freiburg« der Badischen Heimat

Liebe Leserinnen und Leser,

ich freue mich sehr, dass auch der Landkreis Breisgau-Hochschwarzwald in diesem Heft seinen Platz gefunden hat. Geografisch umschließt der Landkreis die Stadt Freiburg – abgesehen von wenigen Kilometern im Norden – nahezu komplett. Außerdem hat das Landratsamt seinen Hauptsitz in der Breisgaumetropole. Also schon allein räumlich betrachtet, ist der Landkreis eng mit der Stadt Freiburg verbunden. Aber es ist beileibe nicht nur die geografische Nähe. Der Landkreis Breisgau-Hochschwarzwald ist 1973 aus den damaligen Landkreisen Freiburg, Hochschwarzwald und Müllheim entstanden, und so feiern wir in diesem Jahr 40. Geburtstag. Anlässlich dieses Jubiläums haben wir ein Buch veröffentlicht, in dem bekannte und berühmte Persönlichkeiten ihre ganz persönlichen Gedanken zum Landkreis preisgeben. »Augenblicke«, so der Titel des Werks. Der Beitrag von Freiburgs Oberbürgermeister Dr. Dieter Salomon ist mit »Wir können gar nicht anders als miteinander« überschrieben. Diesen Satz kann ich nur unterstreichen.

Denken wir nur an die verbindenden Erfolgsgeschichten wie den gemeinsamen öffentlichen Personennahverkehr mit dem Erfolgsmodell Regiokarte oder auch die energetische Abfallverwertung in der TREA im Gewerbepark Breisgau. Verbindung schaffen auch die verschiedenen Gremien in der Region, in denen wir vertrauensvoll und auf Augenhöhe kooperieren.

Denken wir aber in erster Linie an die Menschen. Für sie bilden Stadt und Landkreis eine perfekte Symbiose: Auf der einen Seite die Universitätsstadt mit ihren zentralen Einrichtungen. Auf der anderen Seite der tourismusstärkste Landkreis Baden-Württembergs mit den unterschiedlichen Naturräumen zwischen Rhein und Hochschwarzwald und fast 250 000 Einwohnern in 50 Städten und Gemeinden und einer vielfältigen mittelständischen Wirtschaftsstruktur. Was wären »die Städter« ohne den Naherholungswert des Landkreises und was wären auf der anderen Seite aber auch die Menschen im Landkreis ohne die Stadt.

Ich danke dem Landesverein Badische Heimat e. V. für dieses Themenheft, in dem das Miteinander von Stadt und Umland seinen Raum gefunden hat, und wünsche allen Leserinnen und Lesern viel Spaß, Information und Inspiration.

Ihre

Dorothea Störr-Ritter, Landrätin des Landkreises Breisgau-Hochschwarzwald

Editorial

Zum Doppeljubiläum des Landesvereins Badische Heimat – 1909 Gründung, 1949 Wiedergründung des Vereins in Freiburg – wurde 1999 ein Freiburg-Sonderheft aufgelegt. Die Badische Heimat hat sich außerdem im Heft 1/1996 mit der »Südbadischen Regio und dem Oberzentrum Freiburg« und im Heft 1/2011 mit der »Trinationalen Metropolregion Oberrhein« beschäftigt. Die in Freiburg beheimatete Badische Heimat verfolgt »die Chance zur neuen Zentralität am Oberrhein« und »das Fundament für ein oberrheinisches ›Wir‹«[1] mit großem Interesse. Sieht sie doch in der neuen sich bildenden »Raumordnung« am Oberrhein auch eine Möglichkeit, ihre eigenen Anliegen dort in Zukunft einbringen zu können.

Das vorliegende Heft versucht, verschiedene Aspekte der Stadt Freiburg und der Regio zur Sprache zu bringen. Manchen Themen sind bis zu zwei Aufsätze gewidmet. Nach Themen geordnet, behandeln die Aufsätze den Oberrhein, das vorderösterreichisch-badische Erbe Freiburgs, die Wirtschaftsregion Freiburg, Gesundheit, Medien und Schulen, Münsterbauhütte, Sport, Wein und schließlich den Philosophen Edmund Husserl und das Husserl-Archiv. Dazu werden Einzelthemen behandelt wie die Politiker Joseph Wirth und Rolf Böhme oder Stolpersteine, die Universitätskirche oder das Bundschuhfest. In einem Freiburg-Heft darf der Hinweis nicht fehlen, dass »Freiburg – die Stadt der Badischen Heimat« ist. Gesteht doch W. Hug in seinem Aufsatz »im Insgesamt des badischen Erbes der Stadt« der Badischen Heimat zu, »einen echten Juwel« zu bilden. Schließlich setzen wir die Sparte »Aktuelle Information« auch in diesem Heft fort. Die Informationen versuchen in einem Zeitraum von drei bis vier Monaten, einen Einblick in Freiburg de jour en jour zu geben.

Dr. Sven von Ungern-Sternberg hat die Kontakte zu den entsprechenden Stellen der Stadt in einer Redaktionskonferenz im Rathaus vermittelt. Herrn Walter Preker, Pressesprecher der Stadt Freiburg und Frau Silke Görlitz von der Freiburg Wirtschaft Touristik und Messe, ist zu danken für die Vorschläge zu Themen und der Vermittlung von Autoren. Den Autoren danken wir für die Bereitschaft, die vorgeschlagenen Themen termingerecht zu bearbeiten. Einige Themen hat die Redaktion zusätzlich eingebracht.

Bei der Konkurrenz der Städte ist jede Stadt heute – marktstrategisch – auf sich selbst konzentriert. Zur Positionierung gehört in erster Linie die »heimliche Leitwährung« im Standort-Wettbewerb, der »Lebensqualität-Faktor« (Andreas Reiter).

Da aber inzwischen fast alle Städte mit dem »Lebensqualität-Faktor« werben – badische Variante ist die »Wohlfühlregion« – besteht die Gefahr, dass sich die anvisierten Qualitäten von selbst relativieren.

Es versteht sich von selbst, dass die Redaktion sich die Freiheit nimmt, andere Interessen zu verfolgen. Wir müssen weder die Interessen der Werbewirtschaft noch des Tourismus und der Kulinarik bedienen. Das badische Erbe, das zu erhalten und zu aktualisieren der Verein sich zum Ziel gesetzt hat, muss konsequenterweise auf »Substanz« oder eine gewisse Tiefendimension setzen. Mit Gerhard Hepp sind wir deshalb der Meinung, dass »Städte heute mehr denn je von ihrer Fähigkeit, ihre historische Substanz zu wahren und gewachsene Eigenart zu bewahren, leben und gleichzeitig die Herausforderungen der Modernität und die Wandlung zukunftsweisend aufzugreifen. Beides in offner Balance zu halten, Tradition und Fortschritt miteinander in Einklang zu bringen, gilt als Ausweis gelungner moderner städtischer Individualität.«[2]

Die historische Substanz badischer Städte kann für einen genau umrissenen Zeitraum aus dem badischen Erbe abgeleitet werden. Die Frage ist heute, ob dieses Erbe politisch wahrgenommen, gewollt und gegebenenfalls praktisch weiterentwickelt wird. In Freiburg kann man diesen Vorgang im Anschluss an ein Wort von Karl Kurrus »S Eige zeige« nennen[3]. Wir sind nun nicht so borniert, zu meinen, dass alles unter badischer Perspektive gesehen und konserviert werden müsse. Vielmehr geht es im Falle Freiburgs darum, das vorderösterreichisch-badische Erbe in seiner möglichen Transformation in 21. Jahrhundert wahrzunehmen. Wohlgemerkt, es geht um Transformationen, nicht um stures Festhalten. Solche Transformationen meinen wir im »Regio-Bewusstsein« feststellen zu können. Fred Ludwig Sepaintner hat dazu geschrieben: »Wenn ein zukünftiges Europa auf den Prinzipien von Austausch, Dialog und Toleranz und als Einheit aus kultureller Vielfalt heraus werden soll: In dieser Euro-Regio sind die Ansätze schon ein großes Stück weit gediehen, vor allem im Bewusstsein der Menschen, die hier wohnen, und diese Tatsache hat ihre Basis in der Tradition, sie setzt sehr weit in der Vergangenheit ein.«[4]

Das doppelte kulturelle Erbe zusammen mit dem »Regio Bewusstsein« werden auch ein derzeitig »strapaziertes Freiburg-Image«[5] überstehen.

W. Hug hat in seinem Aufsatz » Vorderösterreichisches und badisches Erbe« versucht, die verschiedenen Schichten des Erbes herauszuarbeiten. Er macht in seinem Aufsatz aber auch klar, wie schwierig es ist, das Erbe heute »stadtfest« zu machen. Kommt er am Ende doch zu dem Schluss: »Der Verlust an politischer Eigenständigkeit wird durch das emotionale Wohlbehagen kompensiert«.

Heinrich Hauß
Chefredakteur

Anmerkungen:

1 P.-L. Weinacht, Baden und Elsaß, BH 1/1996, S. 14.
2 Gerhard Hepp, Freiburg. In: P.-L. Weinacht (Hrsg.), Die badischen Regionen am Rhein, 2002, S. 277.
3 Karl Kurrus, S Eige zeige, 1979, S. 13. Sven v. Ungern-Sternberg hat in seinem Aufsatz »Südbadische Wegmarkierungen« in dem Leitmotiv von Karl Kurrus »Aufforderung, Aufruf, Akzent und politisches Manifest« für Südbaden gesehen. (P.-L. Weinacht, Die badischen Regionen am Rhein, 2002, S. 191).
4 Fred Ludwig Sepaintner, Die »Regio«. In: Vielfalt und Stärke der Regionen 2002, S. 161
5 »Diese Verwicklung lässt mich nicht kalt!« Drei Fragen an Bernd Dallmann, Chef vom Freiburger Stadtmarketing, zu den derzeitigen Doping-Enthüllungen. In: Badische Zeitung vom 15.8.2013.

Die Chance Oberrhein

Freiburgs Rolle und Perspektive in der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit

Wulf Rüskamp

Die deutsch-französische Geschichte hat den Rhein zur scharfen Grenze mitten durch die Oberrheinregion werden lassen. Nach dem Zweiten Weltkrieg gab es deshalb vielfältige Bemühungen auf kommunaler und regionaler Ebene, diese scharfe Grenzziehung im Zeichen der Aussöhnung und Freundschaft beider Nationen auch in der Nachbarschaft am Oberrhein zu überwinden – mit großem Erfolg. Auf dieser Basis hat sich das neue Selbstverständnis des Oberrheins entwickelt, der nun als trinationale Metropolregion seinen Platz in Europa zu behaupten versucht. Für eine Stadt wie Freiburg bietet dieser Rahmen neue Chancen zur wirtschaftlichen und strategischen Entwicklung im Rahmen des Städtenetzes, das Konkurrenz und Kongruenz vereint. Doch Freiburg, von dem früher wesentliche Impulse für die grenzüberschreitende Zusammenarbeit ausgingen, droht diese Chancen zu versäumen.

»Das Land der Vogesen und das Land des Schwarzwaldes waren wie die zwei Seiten eines aufgeschlagenen Buches – ich sah deutlich vor mir, wie der Rhein sie nicht trennte, sondern vereinte, indem er sie mit seinem festen Falz zusammenhielt.« René Schickele hat diesen Satz im abschließenden, 1931 veröffentlichten Teil seiner Romantrilogie »Das Erbe am Rhein« schon gegen den Geist der damaligen Jahre geschrieben. Das von ihm gewählte Bild wurde – und wird noch heute – zitiert als Vision der Politik am Oberrhein. Doch Schickeles Metapher ist mehrschichtig. Zwar sind Elsass und Baden in der Tat zwei Seiten im Buch Europas – aber eben zwei Seiten. Dazwischen fließt der Rhein als Grenze: Der Strom trennt also die beiden Seiten ebenso, wie er sie zusammenhält. Diese Ambivalenz zu übersehen, hieße verkennen, dass über weite Strecken der vergangenen mehr als 200 Jahre diese zwei Seiten in je zwei verschiedenen Sprachen beschrieben worden sind.

Geschichte und geographische Lage

Vergangenheit und Gegenwart Freiburgs sind geprägt durch die Lage der Stadt nahe der Falzlinie des Rheins. Freiburg war, wie die ganze Region, Opfer der vielen daraus folgenden Kriege, sie war in ihrer wirtschaftlichen Entwicklung gerade in der Phase der zweiten

Industrialisierung durch die Grenznähe stark behindert. Um die daraus entstandenen Defizite zu überwinden, nährten in den zwanziger und dreißiger Jahren des vergangenen Jahrhunderts völkische Kreise die Idee von Freiburg als dem Zentrum eines neu zu schaffenden Alemanniens, das selbstverständlich das Elsass umfasste und den südlichen Oberrhein als quasi natürlichen Einzugsbereich Freiburgs ansah. Diese ideologisch aufgeladene Projektion hatte sich mit der deutschen Kapitulation erledigt. Doch ein Grundton war damit angeschlagen: Freiburgs Entwicklungschancen sind abhängig von der Wechselwirkung der Stadt mit der Region. Daraus folgt die strategisch abzuwägende Frage: Welchen Platz nimmt Freiburg ein zwischen den ökonomisch, kulturell und im jeweiligen nationalen Kontext auch politisch starken Zentren Basel und Straßburg sowie Karlsruhe? Für diese Städtekonkurrenz hatte die Freiburger Kommunalpolitik in den vergangenen Jahrzehnten durchaus Gespür: So stießen, um nur ein Indiz zu nennen, Darstellungen des Oberrheins regelmäßig auf Protest, die den drei anderen Ballungsgebieten einen höheren Rang beimaßen. Der politische Ehrgeiz der Stadt reichte in dieser Hinsicht über die reale Größe und Kraft der Stadt oft hinaus.

Die Aussöhnung mit Frankreich bot diesem politischen Ehrgeiz, wie ihn vor allem der 1982 ins Amt gewählte Oberbürgermeister Rolf Böhme pflegte, neue Optionen – man hat in diesem Zusammenhang vom Wechsel von der Grenzstadt zum Brückenort gesprochen. Nun wollte Freiburg Ausgangspunkt sein von grenzüberschreitenden Initiativen, die die trinationale Zusammenarbeit am Oberrhein stärken sollten – und damit Freiburgs Zentralität in diesem Raum, der weit mehr nun als das räumliche, kulturelle und zunehmend wirtschaftliche Umfeld der Stadt begriffen wurde. Das hatte neben politischen auch strukturelle Gründe: Die Lage am Westrand des Schwarzwaldes, vor allem aber die dadurch bedingten schwierigen Verkehrsverbindungen nach Osten vergrößerten die gefühlte Entfernung zum Zentrum des Landes Baden-Württemberg. Zudem orientierten sich Wirtschaftsräume wie die Baar, die in der Vergangenheit aufs Oberzentrum Freiburg ausgerichtet waren, in den mittleren Neckarraum um und gingen damit der Stadt als Hinterland und Einzugsbereich verloren. Die Zukunft der Stadt lag deshalb in ihrem Westen.

Freiburg stand freilich mit dieser Ausrichtung auf den Oberrhein nicht allein. Auch für die Konkurrenten öffneten sich die Grenzen. Die Zentralitätswirkung von urbanen Ballungsräumen wie Basel und Straßburg reicht heute weit nach Baden hinein. Darum schauen Städte wie Lörrach oder Offenburg, die Landesverwaltung ausgenommen, nicht mehr so sehr auf ihr bisheriges Zentrum Freiburg, sondern in wachsendem Maße auf die großen Nachbarn jenseits der Grenze, die sie wiederum als ihre Vor- oder Randstädte betrachten. Unter dem Dach der Trinationalen Metropolregion Oberrhein gibt es die Bemühung, diese Konkurrenz der Ballungszentren als Kongruenz eines Städtenetzwerks – eine bald 25 Jahre alte Idee – fruchtbar zu machen. Doch der Erfolg und die Interaktionen sind bisher begrenzt. Das kann vermutlich gar nicht anders sein: Da keines der vier Zentren den Raum der Metropolregion dominiert, ist jedes daran interessiert, seinen Einflussbereich immer wieder neu und weiter zu definieren – und in diesem permanenten Austarieren der Gewichte versuchen die kleineren Städte, sich auf ihre Weise zu behaupten. So verfolgt jede Kommune zunächst ihre eigenen Ziele. Deshalb beschränkt sich die gemeinsame Oberrheinpolitik über weite Strecken

auf das Versprechen, die jeweiligen Interessen dort, wo sie sich auf einen Nenner bringen lassen, entsprechend zu bündeln und zu fördern. So steht es im Grundsatzpapier des 2002 gegründeten »Städtenetzes Oberrhein«, das einen »strategischen Ansatz« formuliert: Bei aller Konkurrenz im »kooperativen Denken« bestehe die Chance einer »neuen Qualität des Handelns« am Oberrhein, die vor allem in der »Wahrnehmbarkeit dieses Raums in Europa« liegt. In dieser Zukunftsperspektive ist zu fragen, wo Freiburg in der aktuellen Oberrheinpolitik steht.

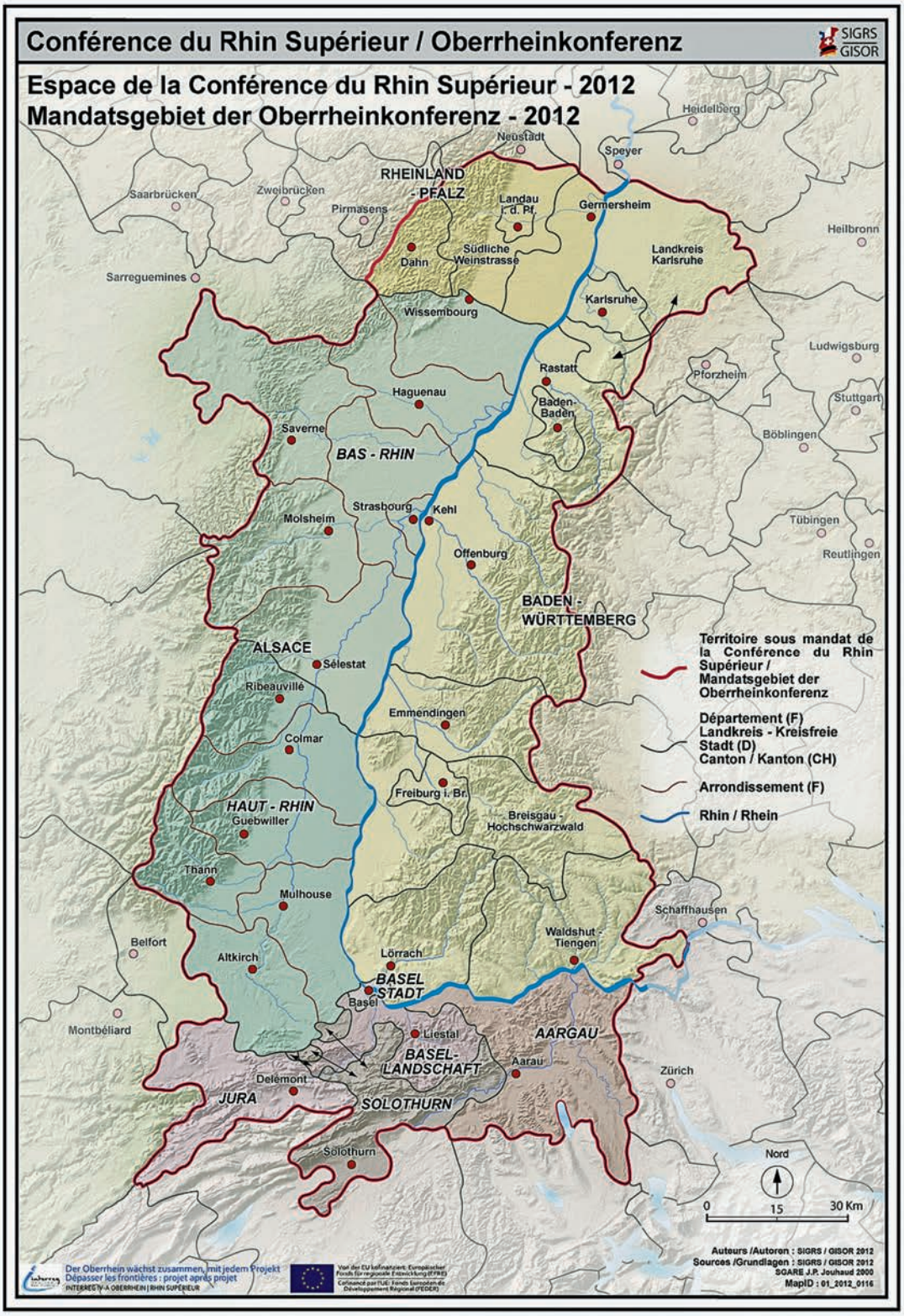
Von der Erbfeindschaft zur Freundschaft

Zuvor aber sind die Besonderheiten der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit näher zu betrachten, die sich aus den Bedingungen des Oberrheinraumes ergeben. Diese Rahmenbedingungen waren und sind der Kooperation zunächst nicht förderlich gewesen. Denn eben wegen der Geschichte des Elsasses, die untrennbar verknüpft ist mit der deutsch-französischen Geschichte, differieren die Seiten in Schickeles Bild vom Oberrhein, nicht bloß sprachlich, sondern – wieder metaphorisch gesprochen – auch in ihrer Typographie und in ihrem Layout zum Teil kräftig. Will heißen: Die gesellschaftlichen, politischen und administrativen Strukturen beiderseits des Rheins, sogar die Prinzipien der menschlichen Kommunikation sind keineswegs, wie es das Bild des Buches vermuten ließe, einheitlich.

Gerade deutsch-nationalistische Bestrebungen haben in der Vergangenheit die Trennlinie am Oberrhein nicht akzeptieren wollen. Ernst Moritz Arndts gegen die napoleonische Besetzung gerichtete Schrift »Der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze« wurde, zumindest dem Titel nach, von den völkisch-nationalistischen Formationen des 20. Jahrhunderts immer wieder angeführt. In der Folge sind die beiden Buchseiten, zumindest politisch und militärisch, auseinandergerissen. Nach 1945 schien es, als habe Schickeles Idee des aufgeschlagenen Buches keine Chance mehr. Doch es kam anders: Die Buchseiten sind zwar immer noch durch einen Falz getrennt, sie sind immer noch in unterschiedlichen Sprachen geschrieben und unterschiedlich gestaltet – aber über den Falz hinweg gibt es Bindestriche, gar kurze Texte in beiden Sprachen.

Im Rückblick erscheint diese positive Entwicklung, gerade wegen der langen, negativen Vorgeschichte, überraschend. Und sie ist bewundernswert, weil sie keineswegs selbstverständlich war, sondern einem entschlossenen politischen Willen zur Aussöhnung, zur Freundschaft entsprang – zwischen Berlin und Paris ebenso wie zwischen dem Elsass und Baden. Geholfen hat dabei sicherlich die Erinnerung daran, dass der Rhein früher über Jahrhunderte nicht als Grenze wirkte: In der Zeit des Humanismus bildete Raum am Oberrhein ungeachtet der Territorialherrschaften eine kulturelle und künstlerische Einheit. Diese positive gemeinsame Vergangenheit liefert deshalb eine Folie für die heutige Oberrheinpolitik.

Mehr noch aber waren es persönliche Erfahrungen im Zweiten Weltkrieg, die für die Protagonisten der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit in den sechziger Jahren die entscheidenden Motive lieferten: Sie wollten die sogenannte Erbfeindschaft als Grundübel überwinden, damit sich die grausamen Konflikte zwischen den beiden Nationen gerade am Oberrhein, nie mehr wiederholten. Das Pathos, das die Annäherung auf beiden Seiten begleitet hat, aber auch der Enthusi-

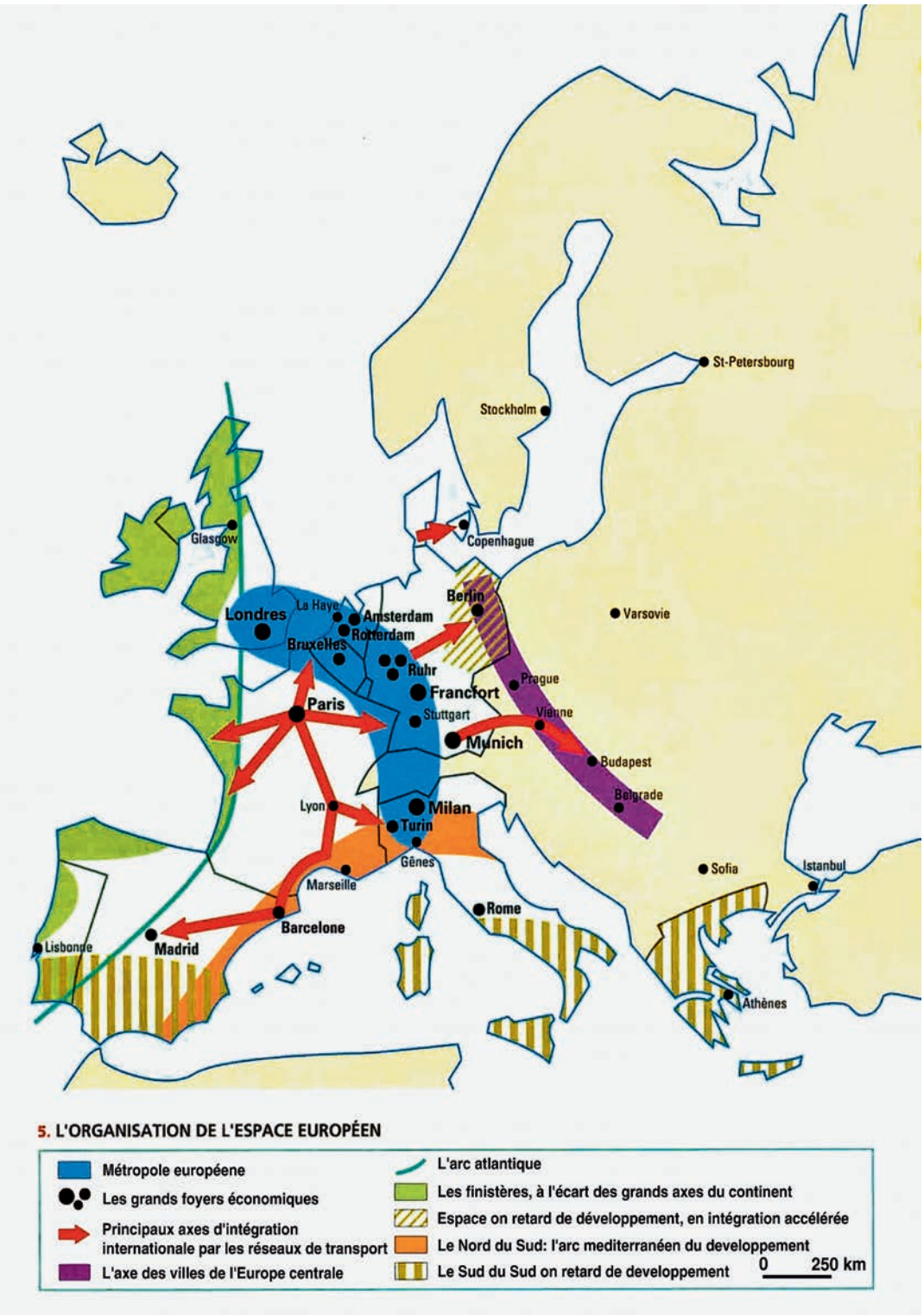

Conférence du Rhin Supérieur / Oberrheinkonferenz
SIGRS
GISOR
Espace de la Conférence du Rhin Supérieur - 2012
Mandatsgebiet der Oberrheinkonferenz - 2012
Heidelberg
Neustadt
Speyer
RHEINLAND - PFALZ
Saarbrücken
Zweibrücken
Pirmasens
Landau i. d. Pf.
Germersheim
Heilbronn
Dahn
Südliche Weinstrasse
Landkreis Karlsruhe
Sarreguemines
Karlsruhe
Wissembourg
Ludwigsburg
Rastatt
Pforzheim
Haguenau
Baden-Baden
Stuttgart
Saverne
Böblingen
BAS - RHIN
Strasbourg
Kehl
Molsheim
Tübingen
Reutlingen
Offenburg
BADEN - WÜRTTEMBERG
ALSACE
Sélestat
Ribeauvillé
Emmendingen
Colmar
Freiburg i. Br.
HAUT - RHIN
Guebwiller
Breisgau - Hochschwarzwald
Thann
Mulhouse
Schaffhausen
Waldshut - Tiengen
Belfort
Altkirch
Lörrach
BASEL STADT
Basel
Montbéliard
Liestal
AARGAU
BASEL-LANDSCHAFT
Aarau
Zürich
Delémont
JURA
SOLOTHURN
Solothurn
Territoire sous mandat de la Conférence du Rhin Supérieur / Mandatsgebiet der Oberrheinkonferenz
Département (F)
Landkreis - Kreisfreie Stadt (D)
Canton / Kanton (CH)
Arrondissement (F)
Rhin / Rhein
Nord
0
15
30 Km
Auteurs /Autoren : SIGRS / GISOR 2012
Sources /Grundlagen : SIGRS / GISOR 2012
SGARE J.P. Jouhaud 2000
MapID : 01_2012_0116
Der Oberrhein wächst zusammen, mit jedem Projekt
Dépasser les frontières : projet après projet
INTERREG IV-A OBERRHEIN | RHIN SUPÉRIEUR
Von der EU kofinanziert: Europäischer Fonds für regionale Entwicklung (EFRE)
Cofinancé par l'UE: Fonds Européen de Développement Régional (FEDER)

asmus der jungen Menschen für ein Europa ohne Grenzen haben in dieser Vorgeschichte ihre Wurzeln. Dazu passten die vielen symbolischen Akte, die am Anfang der deutsch-französischen Zusammenarbeit standen und die auch in der heutigen Politik in der Region nicht ihre Bedeutung eingebüßt haben. Um der Glaubwürdigkeit willen muss die Politik der Aussöhnung aber heute auch praktische Ergebnisse für die Bürgerinnen und Bürger hervorbringen – gerade in einer Grenzregion wie dem Oberrhein. Die große Außenpolitik konnte dafür allenfalls den Rahmen setzen, wie etwa 1996 durch den Karlsruher Staatsvertrag über die grenzüberschreitende Zusammenarbeit von Gebietskörperschaften und örtlichen öffentlichen Stellen, der der Region viel Handlungsfreiheit eingeräumt hat. Gehandelt werden musste hier entlang des Rheins.

Von der Freundschaft zur Gemeinsamkeit

In der Umsetzung waren die Kommunen anfangs die treibenden Kräfte, beginnend mit heute legendären Bürgermeistertreffen. In den achtziger Jahren kam das Land Baden-Württemberg verstärkt ins Spiel, um Verhandlungen auch auf der Zwischenebene mit den elsässischen Präfekturen zu ermöglichen. Zugleich wurden überzogene Erwartungen an die Annäherung gedämpft – in der Praxis hatten nämlich Behörden und Experten mit den beträchtlichen Unterschieden in den administrativen Systemen zu beiden Seiten des Rheins zu kämpfen. Vor aller Kooperation war es notwendig, eine gemeinsame verwaltungs- und fachtechnische Sprache zu finden; nicht einmal kartographische Unterlagen passten zusammen. Sich auf diese Weise kennenzulernen, gegenseitiges Vertrauen zu schaffen, die Potenziale der Kooperation auf das Machbare hin zu prüfen, ohne über die Unterschiede in der Befindlichkeit und Mentalität hinwegzugehen: Diese Arbeit insbesondere der Oberrheinkonferenz und ihrer Untergruppen legte die Basis für eine neue grenzüberschreitende Politik innerhalb der Region.

Es hat sich darüber ein Pragmatismus entwickelt, der vielen zu nüchtern, zu prosaisch angesichts der früheren großen Ziele erscheint, der aber den Oberrhein zu einem europäischen Modell für Grenzregionen hat werden lassen. Die neue Betrachtungsweise hat gewiss auch mit einem Generationswechsel in der Politik zu tun: Auf den Schultern derjenigen, die sich für die Aussöhnung engagiert hatten, agieren heute deren Nachfolger, in deren politischem Kalkül die offenen Staatsgrenzen selbstverständlich geworden sind. Den wohl wichtigsten Impuls für diese Entwicklung lieferte aber die Idee eines zentraleuropäischen Wirtschaftsraum am Oberrhein, und zwar als Herzstück einer zwischen London und Mailand aufgespannten Prosperitätszone – wegen ihrer Form auch »blaue Banane« genannt. Das versprach eine ökonomisch glänzende Perspektive, die die beiden Seiten des Oberrheins aus ihrer schwierigen Lage an der jeweils nationalen Peripherie heraus in eine neue Zentralität rückte. Der davon erwartete Ausbau der Infrastruktur und die wirtschaftlichen Effekte standen freilich im Widerstreit zur ökologischen und touristischen Attraktivität des Raums zwischen Vogesen und Schwarzwald. Deshalb blieben viele Menschen dieser Idee gegenüber sehr skeptisch. Die von Paris aus gesteuerte Industrialisierung der elsässischen Rheinzone war schon auf Kritik gestoßen. Aber als Baden-Württemberg nachziehen wollte, eskalierte



Die »Blaue Banane« – Vision einer Region der wirtschaftlichen Prosperität in Europa

im Streit um das geplante Kernkraftwerk in Wyhl der Widerstand der nun ebenfalls grenzüberschreitend auftretenden Bürgerinitiativen.

Das hinter der »blauen Banane« stehende Konzept fand dagegen weit positivere Aufnahme bei vielen Akteure in Wirtschaft und öffentlicher Verwaltung: Dort begann man nun grenzüberschreitend darüber nachzudenken, welche Stellung die gesamte Region im europäischen, ja globalen Kontext haben könnte: Erst wenn sie sich als Einheit nach außen präsentiere, so die These, kommen erfolgreiche Zukunftsstrategien zustande – sonst drohe langfristig die Provinzialisierung ihrer Teile, deren Summe eben weniger ist als das Ganze des Oberrheins. Dabei geht es, durchaus mit Blick auf die Wyhl-Proteste, nicht mehr um die Industrialisierung der Region im herkömmlichen Sinne, sondern um forschungsintensive Technologien und die dazugehörigen Dienstleistungen. Die Anstrengungen, die Trinationale Metropolregion mit Leben zu erfüllen, sind bisheriger Schlusspunkt der gut 20 Jahre währenden Entwicklung.

Ein Selbstläufer ist diese Politik gerade in ihren ehrgeizigen Zielen trotzdem nicht geworden. Sie bedarf immer neuer Impulse und Ideen – und deshalb ist sie angewiesen auf Menschen, die sich dafür einsetzen. Doch der Metropolregion fehlt es gegenwärtig an herausragenden, die ganze Region repräsentierenden und vorantreibenden Köpfen wie dem früheren elsässischen Regionalpräsidenten Adrien Zeller – er sei stellvertretend genannt für alle anderen. Institutionen, denen diese Aufgabe übertragen wird, mögen zwar nachhaltiger arbeiten. Aber sie sind zu anonym, um den Bürgern die angestrebte Einheit des Oberrheins zu vermitteln und sie für diese Gemeinsamkeit zu gewinnen. Aber das genau ist das ideelle Ziel der Metropolregion, auch wenn dieser zivilgesellschaftliche Aspekt noch unterbelichtet ist: Dieser Raum soll identitätsstiftend wirken, seine Trinationalität soll gelebt und gedacht werden. Nachdem die Grenze am Rhein unsichtbar geworden ist, soll sie auch aus den Köpfen verschwinden.

Freiburg und seine Region

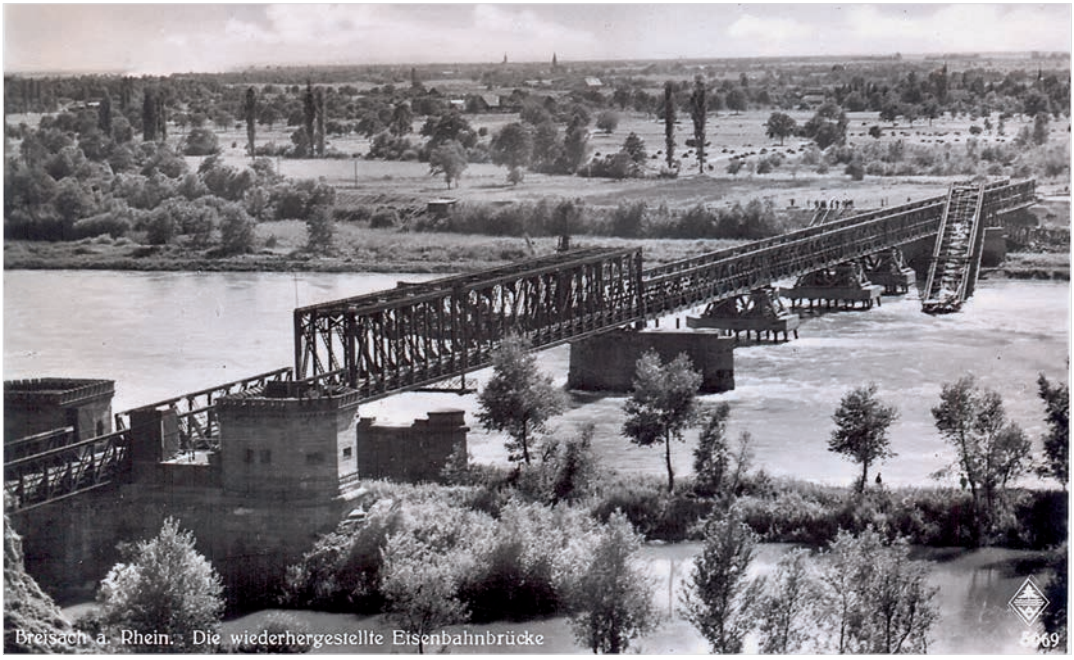
Es gibt allerdings berechtigte Zweifel, ob eine solche Identität eine realistische Chance hat: Ist die Region zwischen Solothurn und Landau in der Pfalz dafür nicht zu groß? Die Diskussion um die Frage, ob es eine Identität der Baden-Württemberger gibt, läuft in eine ähnliche Richtung. Aus Anlass des 50-jährigen Bestehens Baden-Württembergs hatte die Landeszentrale für politische Bildung das Buch »Baden-Württemberg – Vielfalt und Stärke der Regionen« veröffentlicht (Herausgeber Hans-Georg Wehling, Angelika Hauser-Hauswirth und Fred Ludwig Sepaintner). Darin wurden zur Freiburger »Regio« als Lebensraum und Identifikationsangebot die Stadt Freiburg sowie die benachbarten Landkreisen Breisgau-Hochschwarzwald und Emmendingen gerechnet. Das vollzog nur nach, was die Regionalpolitik im Freiburger Rathaus schon zuvor als ihr Terrain betrachtet hatte. Über Zweckverbände, den Verkehrsverbund und eine eigene Regionalversammlung hatte Oberbürgermeister Rolf Böhme, die treibende Kraft in diesen Zusammenschlüssen, die drei Körperschaften eng miteinander verwoben. Sein Versuch, diese Region darüber hinaus als Ersatz des bestehenden Regionalverbandes zu etablieren, scheiterte. Nicht aber sein Ziel, Freiburg als Oberzentrum auf diese Weise gegenüber dem Umland zu stärken.

Böhmes Blick war dabei stets auch ins Elsass gerichtet – weniger auf den ländlichen Raum jenseits des Rheins oder auf das deutlich kleinere Colmar, sondern auf die Industriestadt Mulhouse. Es mögen dabei auch politische Sympathien mitgewirkt haben, begegnete dem Sozialdemokraten Böhme doch im Rathaus von Mulhouse der Sozialist Jean-Marie Bockel. Der tatsächliche Ertrag beispielsweise der gemeinsamen Gemeinderatssitzungen war zwar gering – aber in den beiden Rathäusern wusste man um die Außenwirkung solcher eher symbolischen Akte, die die Eigenständigkeit der kommunalen Ebene in der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit unterstrichen. Freiburg als der größere Partner in dieser Städtebeziehung positionierte sich damit zudem deutlich zwischen den beiden Oberzentren Straßburg und Basel.

Böhmes regionalpolitische Umtriebigkeit, die sich mit der Freiburger Regio-Gesellschaft 1984 einen zusätzlichen gesellschaftlichen Resonanzraum geschaffen hatte, setzte die Landesregierung unter Zugzwang. 1986 wurde im Freiburger Regierungspräsidium das sogenannte Grenzlandreferat gegründet, aus dem sich die heutige Stabsstelle für grenzüberschreitende Zusammenarbeit entwickelt hat. 1992 erhielt diese Zusammenarbeit auf Verwaltungsebene mit der Oberrheinkonferenz eine feste Struktur, innerhalb der die Regierungspräsidenten – mit Norbert Nothhelfer, Conrad Schroeder, Sven von Ungern-Sternberg und Julian Würtenberger alles Freiburger – auf ihre je spezifische Weise wichtige Initiativen anstießen. Fünf Jahre später folgte mit dem Oberrheinrat die parlamentarische Instanz. Böhme nutzte diese Institutionen für seine Ziele, pflegte aber zugleich seine eigenständige Oberrheinpolitik, mit der er Freiburg immer wieder ins Spiel brachte. Dazu gehörte so ein scheinbar banaler Akt wie die Erweiterung des Namens des Euro-Airports Basel-Mulhouse um Freiburg. Gewichtige Mitsprache in der Flughafenverwaltung erwarb die Stadt damit nicht, schon gar nicht erreichte sie so dessen echte Trinationalisierung, weil Land und Bund einen finanziellen Einstieg ablehnten. Dennoch war dies ein praktischer Erfolg, wurde durch diesen Schritt Freiburg doch als Flugziel international sichtbar. Durch einen Bus-Anschluss wurde zudem Freiburg mit dem Euro-Airport verbunden. Der große Plan eines Schienenanschlusses, von Freiburg wie von Basel befürwortet, lässt allerdings wegen seiner hohen Kosten auf sich warten. In solchen Einzelschritten zeigt sich dennoch die Dynamik, die eine Stadt wie Freiburg in der Oberrheinpolitik entfalten kann. Aber diese hat auch ihre Grenzen, definiert in hohem Maße durch wirtschaftliche Erwartungen.

Brücken bauen

Brücken spielen insbesondere an Grenzflüssen eine große Rolle – faktisch, aber auch als Ausdruck der wirtschaftlichen und darauf aufbauend gesellschaftlichen Verflechtung. Teure Brücken baut man deshalb erst, wenn der Verkehr über den Fluss, über die Grenze hinweg ökonomischen Mehrwert verspricht. Entsprechend sind die Verkehrsinfrastrukturen im Elsass wie in Baden historisch bedingt stark in Nord-Süd-Richtung angelegt. Auch 70 Jahre nach Kriegsende gibt es relativ wenige wichtige Querverbindungen, deren Verkehrsbelastung allerdings deutlich gewachsen ist – Straßen mehr noch als Bahnstrecken. Jedes Brückenprojekt am Rhein hat deshalb auch hohe symbolische Bedeutung, weil es neue Relationen aufzeigt. Das gilt aus Freiburger Sicht insbesondere für die Breisacher Rheinquerung. Die dortige Eisenbahnbrücke war



Historische Aufnahme der Eisenbahnbrücke in Breisach. Foto: Stadtarchiv Breisach

1945 abgebrochen und teilweise nach Neuenburg transportiert worden – deshalb wäre ihre Rekonstruktion eine von vielen gewünschte Revision der Geschichte. Zudem würde die Bahnverbindung nach Colmar die bisher nur rudimentär ausgeprägte Entwicklungsachse von Freiburg über Breisach ins Elsass stärken – in der Erwartung, dass Verkehrsangeboten die Nachfrage der Pendler und der Wirtschaft folgt. Doch gegen den Bau spricht die Ökonomie: Es gibt für einen solchen sehr kostspieligen Brückenschlag nach heutiger Potenzialberechnung nicht genug Fahrgäste, vom Güterverkehr ganz zu schweigen. So bleibt die Breisacher Bahnbrücke ungebaut, obwohl sie für den Eurodistrikt Freiburg/Centre et Sud Alsace sicher ein attraktives und strategisch wirksames Projekt wäre. Es fehlt dafür inzwischen auch der nötige politische Druck. Das Projekt taucht in den Agenden der verschiedenen Gremien nicht mehr auf, nur ein bürgerschaftlicher Verein macht sich dafür stark. Aber es gibt im grenzüberschreitenden Bahnverkehr auch Erfolg zu berichten: Inzwischen verkehren über die Neuenburger Brücke täglich Nahverkehrszüge nach Mulhouse, und ein TGV-Ast von Mulhouse her bindet vom Sommer 2013 an Freiburg ins französische Hochgeschwindigkeitsnetz ein – eine von den Oberbürgermeistern Böhme und Bockel vor 13 Jahren propagierte Idee.

Das regionalpolitische Instrument Eurodistrikt

Die vier zwischen 2005 und 2009 gegründeten Eurodistrikte gliedern den Raum der Metropolregion nach den Interessensphären der vier zentralen Städte Basel, Freiburg, Straßburg und Karlsruhe. Ihr Auftrag ist es, die grenzüberschreitende Zusammenarbeit auf

Der Eurodistrikt Freiburg / Centre et Sud Alsace

kommunaler Ebene fester zu verankern. Mit dem Gebiet zwischen Mulhouse und Séléstat hat Freiburg auf elsässischer Seite allerdings einen Partner von großer Disparität. Der ländlich geprägte Raum jenseits der Grenze – die unmittelbare Uferzone und Mulhouse ausgenommen – erschwert es einer Großstadt wie Freiburg zusätzlich, umfassende gemein-

same Vorhaben zu definieren. Die gemeinsame Projektliste ist entsprechend kurz. Auch aus diesem Grund gilt der Freiburger Eurodistrikt gegenwärtig als wenig aktiv, verglichen mit den Nachbarn im Norden, Ortenau und Straßburg. Zu diesem Unterschied in der Aktivität trägt die politischen Strategie des Straßburger Rathauses entscheidend bei: Kehl wird als Teil des eigenen Ballungsraumes begriffen. Der geplante Bau einer Tramverbindung über den Rhein sowie die gemeinsamen Planungen rund um die Europabrücke mit neuen Stadtteilen auf elsässischer Seite zielen auf ein urbanes Zusammenwachsen über die Grenze hinweg. Ähnliches gilt für den Eurodistrikt im Süden. Dort bezieht Basel seit längerem Lörrach und Weil sowie Huningue und St.-Louis über die Trinationale Agglomeration Basel (TAB) in seine Entwicklungskonzepte ein. Auch hier spielt der öffentliche Nahverkehr eine zentrale Rolle. Vergleichbare Strategien fehlen im Freiburger Eurodistrikt – es scheint derzeit wenig politischen Antrieb zu geben, dieses Defizit auszugleichen durch neue Initiativen., die von der gesamte Region Freiburg getragen werden, also auch die beiden benachbarten Landkreisen. Nur so gelangt man einer Regionalpolitik aus einem Guss, weil von gemeinsamem Interesse getragen. Das sich daraus entwickelnde Netzwerk müsste zudem alle grenzüberschreitenden Initiativen der kleineren Kommunen, der Vereine und Verbände, Unternehmen oder Schulen integrieren.

Die gegenwärtige Zurückhaltung in Sachen Eurodistrikt steht in Widerspruch zu jener politischen Linie, die das Rathaus nach 1990 verfolgt hatte, nämlich aus eigenem Interesse die Verbindung nach Frankreich zu pflegen. Durch den damaligen Abzug des französischen Militärs hatte der Stadt ein kultureller wie gesellschaftlicher Verlust gedroht. Denn Einrichtungen wie deutsch-französische Schulen oder Kulturangebote beruhten zum großen Teil auf der Präsenz der Franzosen in der Stadt. Es hat einiger Anstrengungen der Stadt bedurft, diese Einrichtungen zu bewahren oder sogar auszubauen. Auf dieser Basis könnte sich Freiburg über den Eurodistrikt als Zentrum bilingualer Bildung in der Region etabliert, und zwar auch für elsässische Schüler. Das verlangt mehr Kooperation in der vielfältigen Schullandschaft und Vereinbarungen zwischen den Schulsystemen – und wäre zugleich Startpunkt für weitere Felder der Zusammenarbeit.

Freiburg im Städtenetz

Das Städtenetz und das kommunale Engagement in der Oberrheinpolitik leiden seit geraumer Zeit darunter, dass zwei der Hauptakteure, Basel und Straßburg, zu sehr darauf konzentriert sind, sich in ihrer jeweiligen nationalen Metropolitanstruktur zu behaupten. Dazu benötigen sie die Unterstützung ihrer Nachbarstädte in Südbaden und im Südelsass beziehungsweise in der Ortenau, aber eben nicht die Trinationale Metropolregion als quer zur nationalen Raumordnung liegender Struktur. Folglich sind es Aktivitäten des Freiburger Regierungspräsidiums (auch im Auftrag der Landesregierung) und der Region d'Alsace, die gegenwärtig die Metropolregion Oberrhein voranbringen. Neue Initiativen verspricht zudem die mit Elan betriebene Zusammenarbeit der Hochschulen, die ihr EUCOR-Bündnis neu ausrichten und festigen wollen. Insbesondere die Kooperation zwischen den Universitäten Freiburg und Straßburg hat eine starke Eigendynamik entwickelt. Die Hilfe der Kommunen brauchen die Hochschulen dazu nicht.

Im Städtenetz ist die Stelle der treibenden Kraft dagegen derzeit unbesetzt. Daher könnte die Stadt Freiburg, weil zwei starke Konkurrenten in ihrer direkten Nachbarschaft weitgehend ausfallen, aus einem Engagement etwa im Bereich von Wissenschaft und Forschung, aber auch auf anderen Ebenen innerhalb der Metropolregion neue Bedeutung gewinnen. Derartige Vorstöße gab es in der jüngsten Vergangenheit bereits. Der nicht immer ganz krisenfreie Zusammenschluss Biovalley, eine Freiburger Initiative aus dem Jahr 1997, hat ein Muster für wirtschaftliche Strategien vorgegeben, die der ganzen Region und zugleich dem Standort Freiburg dienen. Ähnliches geschieht im Tourismus mit der internationalen Vermarktung der neuen Destination »Upper Rhine Valley«, angestoßen durch die Wirtschafts- und Tourismusförderung der Stadt unter Bernd Dallmann. Auch in der Frage der erneuerbaren Energien gibt es eine vielfältige Zusammenarbeit, in der Freiburg aufgrund seiner Forschungsinstitute gleichfalls eine zentrale, aber durch Bündelung noch deutlich ausbaufähige Position einnimmt.

Solche Strategien sind in einer Reihe weiterer Aufgabenbereiche denkbar, die oft schon theoretisch vorformuliert, aber mangels Initiative nicht in die Praxis umgesetzt sind: mustergültige trinationale Angebote in dualer Ausbildung, ein Konzept zur grenzüberschreitenden Organisationen zivilgesellschaftlichen Engagements, wie es die Bürgerinitiativen gegen Atomkraft vorexerziert haben, der Ausbau von Informationsstrukturen, die die Vielfalt der heimischen Unternehmen, Organisationen und Forschungspotenziale aufschlüsseln, gleichsam als zentrale Dienstleistung für die Kooperation in der Region.

In der Trinationalen Metropolregion steckt die Aufforderung, den Oberrhein neu zu denken. Im Mittelpunkt steht nicht mehr, wie früher, die Überwindung der Grenze – das ist gleichsam erledigt. Die entscheidende innere Qualität liegt vielmehr darin, dass die Region sich nun als Aktionsgemeinschaft sehen will, trotz der ja faktisch weiterhin vorhandenen Grenzen. In diesem Konzept ist jede Kommune eingeladen, sich neue Arbeitsfelder mit wechselnden regionalen Partnern diesseits und jenseits der Grenzen zu erschließen. Dem Freiburger Oberbürgermeister Dieter Salomon, der Böhme 2002 beerbt hat, ist zuzustimmen, wenn er sagt, eine solche Politik sei ohne konkrete Projekte nicht zu betreiben. Aber es bedarf der Kreativität, solche Projekte zu entwickeln, und der Initiative, sie auf den Weg zu bringen. Das ist aller Mühe wert, wenn dadurch die Region vorangebracht wird – und die eigene Kommune. Wegen dieses doppelten Effekts provoziert eine Vorreiterrolle Freiburgs nicht die Konkurrenz innerhalb des Städtenetzes, sondern sie fördert durch neue gemeinsame Aufgaben die notwendige Kongruenz in der Region. Denn die brauchen eine Trinationale Metropolregion und ihre Städte, um in den jeweiligen Regierungszentralen in Paris, Berlin oder Bern Gehör zu finden, insbesondere aber um auf den Landkarten der globalen Wirtschaft unübersehbar vermerkt zu sein. Hier nicht mitzuarbeiten, hieße sich in der Metropolregion für die Provinz zu entscheiden.

Aus dieser Perspektive wäre Schickeles Bild vom Oberrhein als aufgeschlagenem Buch neu zu schreiben. Zwar wären die Seiten vermutlich immer noch in zwei Sprachen verfasst. Aber es wäre keine Falz mehr zu erkennen, die die Seiten trennte, der Oberrhein erschiene als ein großes Blatt, deutlich sichtbar im europäischen Buch.

Literatur:

Martin Einsele (Hg.): Le Rhin supérieur – une »métropole différente«. Der Oberrhein – eine »andere Metropole«. The Upper Rhine – an »Alternative Metropolis«. XVII. Triennale di Milano 1988

Deutsch-französisch-schweizerische Oberrheinkonferenz (Hg.): Lebensraum Oberrhein … eine gemeinsame Zukunft. Raumordnung für eine nachhaltige Entwicklung ohne Grenzen. Strasbourg/Karlsruhe 2000

Eurodistrikt Freiburg-Centre et Sud Alsace. http://www.region-freiburg.de/eurodistrikt.html

Gemeinsam handeln und gestalten. Eine Strategie für die Trinationale Metropolregion Oberrhein 2020. http://www.rmtmo.eu/de/rmt-tmo/aktuell/news-reader/items/gemeinsam-handeln-und-gestalten-wissenschaft-wirtschaft-und-politik-im-dialog-mit-buergern-der-trinationalen-metropolregion-ober.html

Henri de Grossouvre / Eric Maulin (Hg.): Der Eurodistrikt Strassburg – Ortenau. Konstruktion eines lebendigen Europa. Vevey (CH) 2009

Politik der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit des Landes Baden-Württemberg. Entwicklung, Bilanz und Ausblick. http://www.rp.baden-wuerttemberg.de/servlet/PB/show/1102021/rpf-sgz-grenz-zusammen.pdf

Réseau des Villes du Rhin Supérieur: Pour une nouvelle dynamique métropolitaine transfrontalière. Städtenetz Oberrhein: Für ein engeres grenzüberschreitendes Miteinander der Städte. http://www.rmtmo.eu/de/politik/akteure/staedtenetz.html

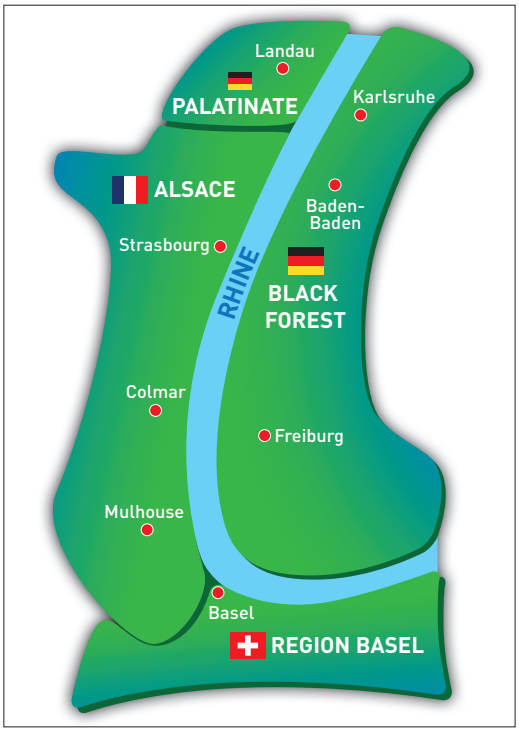
Anschrift des Autors:
Dr. Wulf Rüskamp
Badische Zeitung
Basler Straße 88
79115 Freiburg
rueskamp@badische-zeitung.de

Erlebnis Oberrhein

Bernd Dallmann / Irene Ulrich

Im Herzen Europas, wo der Rhein Frankreich, Deutschland und die Schweiz verbindet, liegt der Oberrhein. Die Region ist mit über 21 000 qkm fast so groß wie die Toskana. Wie diese lockt sie seit Jahrhunderten Touristen an, die Kunst, Kultur und gutes Essen lieben. Der Oberrhein ist eine kompakte, landschaftlich und kulturell enorm vielfältige Region mit zahlreichen Städten und Dörfern auf beiden Seiten des Rheintals. Die wirtschaftlich prosperierende Region mit rund 6 Mio. Einwohnern bietet von allem viel und ist leicht erreichbar. Länger als zehn Minuten ist man von einem Highlight zum anderen nie unterwegs. Mit ihren Märkten, Weinbergen und Feinschmeckerlokalen ist die Region ein El Dorado für Feinschmecker; mit gotischen Kathedralen, mittelalterlichen Burgen, unzähligen Museen ein MUST für Kunstkenner; mit ihrer einmaligen Landschaft ein Paradies für Outdoor-Fans.

Im Herzen Europas, wo der Rhein Frankreich, Deutschland und die Schweiz verbindet, liegt der Oberrhein. Die Region ist mit über 21 000 qkm fast so groß wie die Toskana. Wie diese lockt sie seit Jahrhunderten Touristen an, die Kunst, Kultur und gutes Essen lieben. Der Oberrhein ist eine kompakte, landschaftlich und kulturell enorm vielfältige Region mit zahlreichen Städten und Dörfern auf beiden Seiten des Rheintals. Die wirtschaftlich prosperierende Region mit rund 6 Mio. Einwohnern bietet von allem viel und ist leicht erreichbar. Die Region verfügt über drei Flughäfen: EuroAirport Basel–Mulhouse–Freiburg, Aéroport International de Strasbourg und Baden Airpark. Der EuroAirport ist als binationaler Flughafen mit über 20 Airlines und Flügen in mehr als 30 Länder das Eingangsportal zum gesamten Oberrhein. Es existieren außerdem zahlreiche grenzüberschreitende Zugverbindungen. Der franzö-



© URV

Rheinbadehaus in Basel, © Basel Tourismus

sische TGV verbindet ab Ende August 2013 auch Freiburg einmal täglich direkt mit Paris. Innerhalb von 3,5 Stunden ist die französische Hauptstadt zu erreichen. Die Städte Strasbourg, Karlsruhe, Mulhouse und Basel werden bereits seit einigen Jahren durch den TGV bedient.

Länger als zehn Minuten ist man von einem Highlight zum anderen nie unterwegs. Berühmt für milde kurze Winter und sommerliche Temperaturen von April bis Oktober ist die Region eine der schönsten und fruchtbarsten Landschaften in Europa. Mit ihren Märkten, Weinbergen und Feinschmeckerlokalen ein El Dorado für Feinschmecker; mit gotischen Kathedralen in Freiburg, Basel und Strasbourg, mittelalterliche Burgen, unzähligen Museen mit Sammlungen für Kunst aus alten Epochen und zeitgenössischen Werken ein MUST für Kunstkenner; mit ihrer einmaligen Landschaft ein Paradies für Golfer, Wanderer, Schwimmer, Radfahrer und Outdoor-Fans. Rund 20 Millionen Übernachtungen pro Jahr, darunter viele Stammgäste, belegen die Attraktivität für den Tourismus in dieser Region.

Der im Dezember 2012 erschienene Bildband »Oberrhein – Rhin Supérieur – Upper Rhine« bebildert die Vielfalt der Region auf sehr ansprechende Weise. Herausgeber sind Jean Klinkert und Dr. Bernd Dallmann. Der Bildband ist im Buchhandel erhältlich.[1]

Lebhafter Rhein, verwunschene Seen und rauschende Bächle

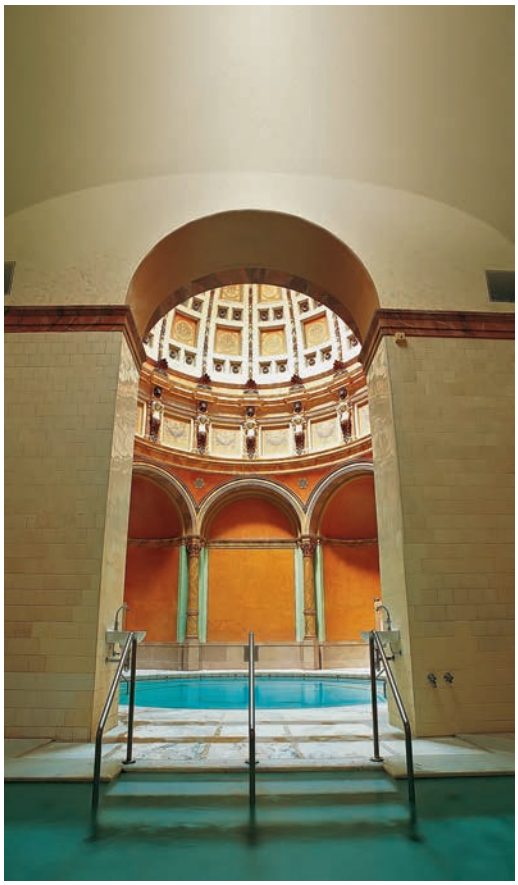
Cityhighlight, Flaniermeile und Naherholungsgebiet – in Basel ist der Rhein Ausdruck

Klein-Venedig in Colmar, © OT Colmar G. Wuerth

purer Lebensfreude. Schon die Kelten und Römer kontrollierten die Stadt als Knotenpunkt, an dem zahlreiche Handelswege zusammen liefen.

Heute springen die Bewohner zur Abkühlung in der Mittagspause in die Fluten oder kühlen sich in den Rheinbadehäusern ab. Beim berühmten Basler Rheinschwimmen, jedes Jahr im August, wetteifern mehrere Tausend Sportler. Genießer gehen auf dem Lunch Boat an Bord, das eine gemütliche Rheinschifffahrt mit einem exklusiven Mittagessen verbindet. Im Jura lädt der Doubs zum Baden, Fischen und Entspannen ein. Der kleine Fluss ist die Lebensader des Kantons, das sich durch Wasserfälle und Seen auszeichnet. Eine traumhafte Landschaft mit tiefen Wäldern und einem beeindruckenden Moorsee findet sich im Naturschutzgebiet Etang de la Gruère, das sich auf 120 Hektar erstreckt. Als Kanuland präsentiert sich das Aargau. In Breisach bereitet sich die englische Kanu-Nationalmannschaft jedes Jahr auf die internationalen Wettbewerbe vor.

Ob in sportlichen Etappen entlang der Städte, als Ausflug durch urtümliche Auenlandschaften oder als Entdeckungstour zu eindrucksvollen Burgen – hier findet sich für jeden Geschmack und jedes sportliche Niveau das richtige Paddel-Angebot. Segler legen an den Ufern des Schluchsees ab. Der größte See des Schwarzwalds bietet Könnern einen Törn



Friedrichsbad Baden-Baden, © BBT

in idyllischem Panorama, Anfänger können in einer der Segelschulen ihren Segelschein ablegen. Auch Tauchern und Surfern bieten sich in dem klaren, sauberen Badesee beste Voraussetzungen. Ein beeindruckendes Naturschauspiel rund um das kühle Nass erleben Gäste in Triberg: Die höchsten Wasserfälle Deutschlands stürzen sich über sieben Stufen rund 163 Höhenmeter in die Tiefe. Mit urwaldähnlichen Landschaften, durchzogen von Seen und Flüssen, verführen die Rheinauen in der Südpfalz und Taubergießen in der Ortenau. Malerische Altrheinarme, üppige Auwälder und stille Ufer schaffen ein Paradies für seltene Tiere und Pflanzen. Entdecker erkunden diese unberührte Landschaft auf einem typischen Nachenboot mit Experte an Bord, der die Eigenheiten der Naturidylle erklärt, oder auf einem der zahlreichen Wanderwege.

Ein originalgetreues Römerschiff bringt die Passagiere bei Germersheim ins Schwitzen: Auf der nachgebauten Galeere legen sie sich stilecht selbst in die Riemen und bestimmen das Tempo bei der Fahrt über den Rhein. Rund- und Schleusenfahrten starten in modernen Schiffen in Breisach. Dort lässt sich auch eine Fahrt nach Colmar, Strasbourg und Basel buchen.

»Klein-Venedig« wird ein Teil der Colmarer Altstadt genannt – Fachwerkhäuser und blumengeschmückte Brücken prägen den Lauf des Flüsschens Lauch, das Besucher herrlich in traditionellen Fischerkähnen erkunden können. »Wasser marsch« heißt es auch in Freiburg: Befestigte kleine Wasserläufe prägen die charmante Altstadt. Die sogenannten Bächle verlaufen entlang der kleinen Gassen und bieten besonders im Sommer vor allem Kindern kurzzeitige Erfrischung. In Strasbourg können Besucher in verglasten Panoramabooten die Stadt das ganze Jahr über entdecken. Ein Audioguide in elf Sprachen macht die Tour für Besucher aus der ganzen Welt zum Erlebnis. Bei Mulhouse lockt das älteste Naturschutzgebiet des Elsass. Die Petite Camargue bietet auf 900 Hektar ein Zuhause für zahlreiche Tiere und Pflanzen, die in den ursprünglichen Gebieten und Flüssen leben.

Wellness, Gesundheit und traumhafte Landschaften

Schon die Römer wussten um die wohltuende Wirkung der heißen Heilquellen am

Oberrhein und legten den Grundstein zu den modernen Thermen von heute vor fast 2000 Jahren. Das Friedrichsbad in Baden-Baden führt die jahrhundertealte Tradition weiter – direkt über den gut erhaltenen Fragmenten einer antiken Badelandschaft. Der stilvolle Bau der vorigen Jahrhundertwende bietet exklusives Badevergnügen unter einer prächtigen Kuppelarchitektur. Wohl temperiertes Heilwasser sprudelt in die Becken, stärkende Dampf- und Heißluftbäder und sanfte Massagen sorgen für Wohlbefinden. Verschiedene Stationen garantieren ein Badeerlebnis, wie es schon die Römer genossen. Entspannt und dazu abenteuerlich untertauchen können Sie im Aquabasilea in Pratteln. Die größte Wasserwelt der Schweiz ist mit Wellenbad und Highspeed-Rutschenparadies ein Magnet für Wasserratten, die sich danach im Hammam und Spa verwöhnen lassen können.

Wellness am Oberrhein heißt auf die Kraft der Natur setzen. Das innovative Konzept wellVINess in der Weinregion Südpfalz verknüpft Wein und Wellness. Unveränderte, natürliche Rohstoffe sind der wesentliche Bestandteil des ganzheitlichen Programms. Die umliegenden Weinberge liefern nicht nur wertvolles Traubenkernöl für Anwendungen und Massagen, sondern auch die Zutaten für eine leichte Genussküche und Inspiration für das sanfte Bewegungsprogramm: bei der speziell entwickelten und wirbelsäulenschonenden Vinorobic greifen typische Bewegungsabläufe der Winzerarbeit mit fernöstlichen Atemtechniken ineinander.

Neue Energie und tiefgreifende Regeneration ermöglicht auch die Health Region Freiburg. Der Verband verbindet regenerative Gesundheitsangebote und namhafte Spitzenmedizin. Die enge Zusammenarbeit von Kliniken, Ärzten und Tourismusanbietern ermöglicht maßgeschneiderte Reiseangebote in idyllischer Schwarzwaldlandschaft. Wer die Natur hautnah erleben möchte, kann auf dem 1,2 km langen Sentier pieds nu du Lac Blanc im elsässischen Orbey den natürlichen Waldboden unter seinen Füßen spüren. Etappen mit Kies, Sand, Stroh und Holzrinde machen den Barfußpfad zu einem sinnlichen Erlebnis für Kinder und Erwachsene und sorgen für eine erholsame Auszeit. Fast das ganze Jahr über lässt sich die Strecke im Herzen der Vogesen, wenige Kilometer entfernt vom idyllischen Colmar, entdecken. Traumhafte Alltagsfluchten liegen rund um Basel. Der Jurapark Aargau ist eine grüne Lunge unweit der quirligen Kulturstadt und verbindet Outdoor-Vergnügen mit einer Frischluftkur. Ausgedehnte Wälder, unberührte Täler und Obstwiesen mit uraltem Baumbestand prägen das Landschaftsbild, wo sich gerade zur Kirschblütenzeit ein Spaziergang lohnt. Außer geschützter Flora und seltener Fauna lassen sich noch seltene Versteinerungen entdecken – mit Hammer und Meißel können Hobbygeologen die Gesteinssedimente untersuchen.

Wein, regionale Spezialitäten und Gaumenfreuden

Kulinarisch hat der Oberrhein ebenfalls einiges zu bieten. In der Region kochen über 60 Michelin-Stern-gekrönte Sterneköche. Doch auch in den Fermes-Auberges (Bauernhöfe mit Übernachtungsmöglichkeit und rustikaler Küche) in den elsässischen Vogesen kann sich der Gast kulinarisch verwöhnen lassen. Von Mitte April bis Ende Juni ist in der Region Spargelzeit. Ob mit Kartoffeln, Kratzete oder Schinken aus der Region serviert, ist er immer wieder ein Hochgenuss.

Naschkatzen kommen bei Pâtissier Christian in Strasbourg in Versuchung, der feinstes

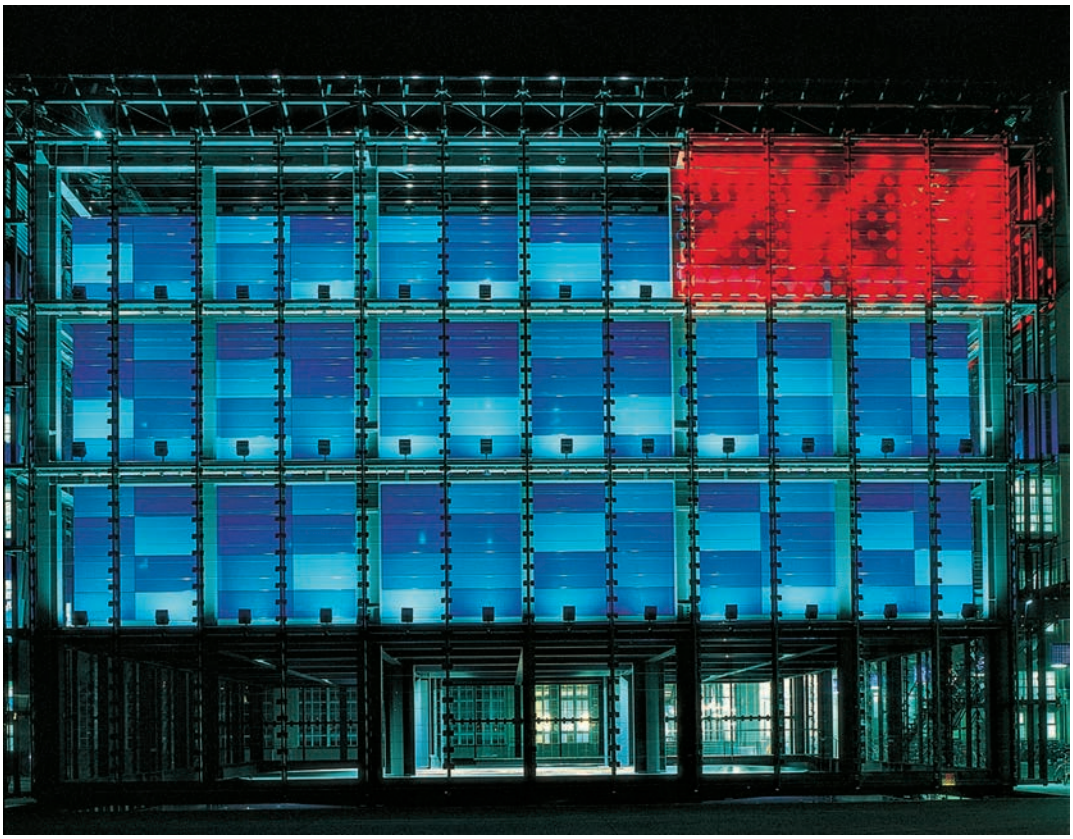
Regionale Produkte, © Südpfalz Tourismus Landkreis Germersheim e.V.

Backwerk und Pralinen aus den besten Zutaten herstellt. Weine aus ganz Frankreich haben die Ortskollegen und Kenner im »Au Millésime« in den Regalen. Für tolle Weine und für den Winzersekt Crémant ist die Elsässer Weinstraße (Vin d'Alsace) bekannt, eine der ältesten Weinstraßen Frankreichs. 2013 wird sie 60 Jahre alt. Die fast 1000 Winzer feiern den Geburtstag mit besonderen Aktionen, zum Beispiel können Touristen erstmals bei der Lese helfen.

Auf 50 Kilometer verteilen sich die Hofläden der Winzer und Bauern in traumhafter Landschaft an der Südlichen Weinstraße in der Südpfalz. Produkte aus eigenem Anbau und eigener Herstellung, wie hausgemachte Wurstspezialitäten, Liköre, frisches Obst und Gemüse sowie Marmeladen, laden zum Schlemmen ein. Lokale Tropfen wie der Riesling runden die Gaumenfreuden ab. Auch der Bauernmarkt in Freiburg zeichnet sich durch frische, regionale Produkte aus. Die bunten Stände verteilen sich direkt um das Münster. Am besten machen es Besucher wie die Einheimischen und holen sich eine Münsterbratwurst oder den stadtberühmten Käsekuchen, bevor sie zum Bummel durch die Altstadtgassen mit ihren kleinen Schmuckläden, Cafés und Boutiquen aufbrechen.

Faszination Kunst und Technik

Heute weltweit anerkannte Künstler wie Anselm Kiefer und Thomas Ruff stammen aus der Region. Jean Tinguely, der wie kein zweiter für kinetische Kunst steht, und Tomi Un-



ZKM Karlsruhe, © KMK

gerer, dem Bilderbuch-Illustrator für Kinder und Erwachsene, sind in Basel und Strasbourg sogar eigene Museen gewidmet. Für diejenigen, die gerne selbst in Aktion treten, ist das Karlsruher Zentrum für Kunst und Medientechnologie (ZKM) einen Besuch wert. Auch Liebhaber von Design und Innenarchitektur kommen in der trinationalen Region Oberrhein nicht zu kurz: Eine Besonderheit ist hier das Vitra Design Museum in Weil am Rhein, das zu den führenden Designmuseen weltweit zählt. Es erforscht und vermittelt Geschichte und Gegenwart des Designs – Charles und Ray Eames mit ihren Möbelklassikern sind nur einige der bekannten Namen in diesem Museum.

Künstler der Gegenwart: Der Oberrhein kann sich mit Stolz als Heimat berühmter Künstler bezeichnen. Im Elsass beherbergt die Stadt Strasbourg seit 2007 das »Musée Tomi Ungerer – centre international de l'illustration«. Der international bekannte Grafiker, Schriftsteller und Illustrator überließ im Jahre 1975 insgesamt 11 000 Originalzeichnungen und Drucke sowie einen Dokumentationsfundus über Ungerer selbst und den Themenbereich Illustrationskunst. Weiterhin gehören 6000 Objekte aus seiner persönlichen Spielzeugsammlung dazu, die auf eine Zeitreise durch seine unterschiedlichen Schaffensphasen einladen. In Basel können Sie im »Museum Tinguely« neben

Skulpturen auch eine Vielzahl von Zeichnungen und Briefzeichnungen, Dokumenten, Ausstellungsplakaten, Katalogen und Dokumentationen sowie Fotografien des Schweizer Malers und Bildhauers begutachten. Denn Jean Tinguely kommuniziert und interagiert durch seine Werke mit dem Betrachter: Kunst passiert, wenn die Maschine läuft. Tinguelys Werke sprühen vor Esprit, Lebenslust, Ironie und Poesie. In Edenkoben beeindruckt der Pfälzer Maler Max Slevogt mit seinen Werken bei der Ausstellung »Landschaftsmalerei von der Romantik bis zum Impressionismus« im Schloss Villa Ludwigshöhe. Insgesamt 70 Exponate meist deutscher Künstler aus 100 Jahren mit Ansichten italienischer und nördlicher Gegenden zeigen die Entwicklung auf, die die Landschaftsmalerei in dieser Zeit nahm. Max Slevogt bewertete die Natur neu und setzte Menschen und Landschaft auf eine neue Art zueinander in Beziehung.

Mit 1 Eintrittskarte mehr als 250 Museen in Deutschland, Frankreich und der Schweiz besuchen: Sowohl Touristen als auch Einheimische erkunden die Museumslandschaft des Oberrhein mit dem Oberrheinischen Museums-Pass und genießen zwei Tage oder auch ein Jahr lang freien Eintritt in die Dauer- und Sonderausstellungen der Mitgliedsmuseen (Ausnahmen vorbehalten). Der Clou: bis zu fünf Kinder unter 18 Jahren können sogar gratis mit. So öffnet der Museums-Pass die Türen zu renommierten Kunsthäusern, spannenden Ausstellungen in Naturkunde- und Technikmuseen, ebenso wie zu historischen Burgen, Schlössern, Klöstern und Gärten entlang des Oberrheins. Auch Wiederholungstäter sind willkommen, denn sie können ihre Lieblingsausstellung auch mehrmals besuchen und haben trotzdem die Gelegenheit, viele weitere Museen zu erkunden.

Shopping, Kunsthandwerk und typisch Regionales

Ob eleganter Federschmuck, opulente Samtkreation oder roséfarbenes Flechtwerk – die Kreationen des Hutmachers Olivier Maugé in Baden-Baden sind echte Meisterstücke. In seinem Atelier fertigt er nicht nur individuelle Wunschobjekte, sondern präsentiert auch die schönsten Stücke von Fachkollegen aus der ganzen Welt. Maugés Kunstfertigkeit lässt sich vor allem beim Internationalen Galopprennen im nahe gelegenen Iffezheim bewundern, wo seine ausgefallenen Hüte die Köpfe zahlreicher Besucherinnen schmücken.

In Handarbeit entstehen auch die weltberühmten Schwarzwälder Kuckucksuhren, die der Betrieb Hubert Herr in der fünften Generation in Triberg herstellt. Gehäuse und Werk der chaletförmigen Zeitmesser bestehen aus geschnitzten Einzelteilen. Ein besonderes Highlight tickt im Uhrenpark: Dort steht die größte Kuckucksuhr der Welt. Traditionelles Handwerk prägt auch das Schuhdorf Hauenstein in der Pfalz. Mehr als eine Million Schuhe stehen in den Läden zur Auswahl und erinnern an die alten Handwerkerbetriebe des Örtchens. Deren Geschichte und die Entwicklung der Fußbekleidung lassen sich nach einem Einkaufsbummel im Schuhmuseum entdecken. Das passende Outfit findet sich zum Beispiel in der Boutique »Kleinbasel« in Basel, für die Besitzerin Tanja Klein exklusive Kollektionen schneidert. Accessoires und schicke Unikate entwirft die Französin Isabelle de Grandpré in ihrem Laden »Les Accessoires d'Isabelle« in Mulhouse. Sie verwendet die speziell gewebten Stoffe des Elsass, die auch im Stoffdruckmuseum der Stadt zu sehen sind und dort als Mitbringsel angeboten werden. Richtig scharf geht's dagegen im Jura zu, wo der Messerhersteller Wenger ori-

Basler Fasnacht, © Reinhard Verlag

ginale Schweizer Messer anbietet. Mit Metall arbeiten außerdem die Kupferstecher in Colmar, die ihre Werke und ihr KnowHow gemeinsam mit den Töpfern der Region in der Arts et collections d'Alsace präsentieren.

Gelebte Tradition kann der Besucher an Fasnacht bestaunen. In der fünften Jahreszeit erwachen in vielen Orten der Region Narren zum Leben und ziehen in bunten Umzügen durch die Straßen. Der traditionelle Basler Morgenstraich findet jedes Jahr am Montag nach Aschermittwoch statt. Frühmorgens ziehen Gruppen von Pfeiffern und Trommlern in Umzügen durch die Straßen Basels.

In der Adventszeit liegt Plätzchenduft in der Luft. Zahlreiche Weihnachtsmärkte locken mit Glühwein, selbstgemachten Spezialitäten und kunstvollen Geschenkideen Groß und Klein in die festlich geschmückten Straßen.

Festivals, Konzerte und Open-Air-Events

Ob die international gefeierten Pet Shop Boys, die deutsche Band PUR oder die Klassikgröße Ludovico Einaudi – das Zelt-Musik-Festival in Freiburg bringt musikalische Hochkaräter auf die Bühne. Mit einem dreiwöchigen Programm zählt die Veranstaltung zu den kulturellen Top-Ereignissen. Klein- und Straßenkünstler wie Flamencotänzer, Pantomimen und Jongleure runden die vielseitige Show ab.

Mit über 210 000 Besuchern ist DAS FEST in Karlsruhe eine der größten Open-Air-Veranstaltungen in Deutschland. DJs, Musiker, Akrobaten, Feuer- und Variétékünstler begeistern auf den verschiedenen Bühnen drei Tage lang die Besucher. Nationale Stars wie

ZMF Freiburg, © FWTM Raach

Sänger Max Herre, Bosse, die Gruppe Seed und Kettcar bieten eine musikalische Palette von Hip Hop bis Indiepop. Preisgekrönte Live-Bands spielen beim Kultursommer in Germersheim. Im 20. Jahr steht das Festival unter dem Motto »Eurovisions« – und lädt auf eine musikalische Reise von Skandinavien bis Südeuropa ein. Mit zwei weiteren Schwerpunkten auf Jazz und Klassik bietet das Event für jedes Alter und jeden Geschmack das richtige Angebot.

Rocken unter freiem Himmel, noch dazu direkt am Wasser, können Basel-Besucher. Das Open-Air-Festival Im Fluss.Kulturfloss bringt erstklassige Musiker auf den Rhein. Die Plattform ankert im Fluss vor Kleinbasel, am Ufer genießen die Zuschauer das Konzerterlebnis bei einem kühlen Aperitif und mit bester Sicht auf ihre Stars. Klänge aus vergangenen Zeiten hört man im Jura. Beim MittelalterFest Les Médiévales verwandeln Prinzessinnen, Hofdiener und Ritter die Gassen von Saint-Ursanne. Tausende von Besuchern feiern in originalen Kostümen, zu historischer Musik und bei deftigem Essen. Graziler geht es in Strasbourg zu. Höhepunkt beim Spectacle d'été ist das Straßenkunstfestival in den Straßen und Plätzen im Stadtzentrum. Musiker, Clowns, Jongleure, Akrobaten und Dichter bieten mehr als 50 kostenlose Inszenierungen und zaubern eine fantasievolle Zirkuswelt.

Ein Jubiläum mit Superlativen begeht Colmar 2013 – seit 25 Jahren präsentiert die Stadt im Elsass das Festival International de Colmar und zelebriert klassische Musik. Mit rund 8400 Plätzen in Theatern und Kirchen zeigt das Musikevent unter der Leitung des

preisgekrönten Vladimir Spivakov die besten Musiker und Orchester. Highlights auf vier Rädern erwarten Oldtimer-Freunde in Baden-Baden. Das Internationale Oldtimer Meeting präsentiert über 350 Traumwagen aus neun Jahrzehnten – vom Bugatti bis zum Alfa Romeo. Teilnehmer aus der ganzen Welt zeigen ihre seltenen vierräderigen Schätze und starten mit einer zweitägigen Ausfahrt durch den Schwarzwald. Im Anschluss werden die 120 schönsten Fahrzeuge prämiert.

Warum also in die Ferne schweifen, wenn das Gute liegt so nah?

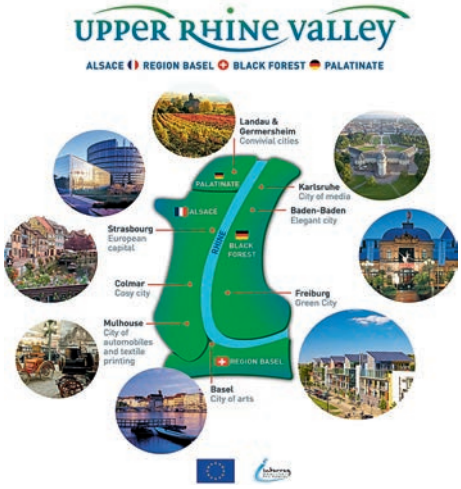
Anmerkungen

1 ISBN: 978-3-923288-76-2

Dr. Bernd Dallmann
(Projektträger)
Irene Ulrich (Projektleiterin)
Upper Rhine Valley
c/o FWTM GmbH & Co. KG
Rathausgasse 33
79098 Freiburg
E-Mail: urv@fwtm.de

Upper Rhine Valley

Das Tourismusprojekt Upper Rhine Valley vermarktet mit 33 Partnern aus der Südpfalz, dem Elsass, dem Schwarzwald und der Region um Basel den Oberrhein im Ausland. Es wird durch die Europäische Union im Rahmen des INTERREG IV A Oberrhein Programms unterstützt. Zielgruppe sind vorwiegend die Reiseveranstalter und Fachpresse in USA, Kanada, China, Indien, Japan und Südkorea. Innerhalb der Region werden touristische Dienstleister mit Informationsveranstaltungen, Städte-Schulungen und eintägigen Bustouren durch die Region miteinander bekannt gemacht und auf internationale Touristen und deren Bedürfnisse vorbereitet. Upper Rhine Valley ist das Leuchtturmprojekt der Trinationalen Metropolregion Oberrhein im Bereich Wirtschaft. Auch in den Bereichen Politik, Wissenschaft und Zivilgesellschaft blickt man auf eine jahrelange grenzüberschreitende Zusammenarbeit zurück.



Freiburgs vorderösterreichisches und badisches Erbe

Wolfgang Hug

Nach dem Herrschaftswechsel von 1368 blieb Freiburg (mit kleinen Unterbrechungen) rund 450 Jahre bis 1803 unter der Herrschaft der Habsburger. In dieser langen Periode wurde u. a. die Universität gegründet (1457), der Münsterbau vollendet (1513), das »Alte Rathaus« und das »Historische Kaufhaus« errichtet. Die Stadt wurde aber auch in viele Kriege Habsburgs mit Frankreich verwickelt, zur Festung umgebaut und z. T. schwer geschädigt. Besonders reich ist Freiburg an Bauwerken (bes. Kirchen und Kapellen) aus dem 18. Jahrhundert. Die Reformen von Maria Theresia und Joseph II. brachten Impulse der Aufklärung hierher, u. a. durch die Einführung der Schulpflicht.

1806 wurden Freiburg und der Breisgau von Napoleon dem neuen badischen Staat übertragen. Die Stadt beteiligte sich an der politischen Modernisierung des badischen Großherzogtums u. a. als Zentrum des Frühliberalismus (mit Rotteck und Welcker) und Mitwirkung an der badischen Revolution von 1848/49. Durch die Hochindustrialisierung erlebte die Stadt ein kräftiges Wachstum, ohne zu einem Industrieort zu werden. Besondere Bedeutung als badische Stadt erlangte Freiburg in den Jahren nach 1945 als Hauptstadt und Regierungssitz des Landes (Süd-)Baden. Nach der Neugliederung im deutschen Südwesten schuf das Land Baden-Württemberg den Regierungsbezirk Freiburg mit dem Regierungspräsidium in der Stadt.

Was eine Stadt an historischem Erbe zu bieten hat, zählt gemeinhin zu den »weichen« Standortfaktoren. Freiburg besitzt besonders viele solche Erbstücke aus seiner Geschichte. Obwohl der fürchterliche Bombenangriff vom 27. November 1944 gerade die Altstadt aufs Schwerste getroffen hat, gilt Freiburg vor allem in den innerstädtischen Bereichen als gewachsene, »alte« Stadt. Die Verantwortlichen und die Bürgerschaft haben in den Jahren und Jahrzehnten nach 1945 den Wiederaufbau behutsam, sensibel und mit Liebe zu überlieferten Formen und Maßstäben gestaltet. Sodann hat die Stadt bedeutende Museen und Archive, die ihrem Auftrag gemäß das Erbe sammeln, bewahren und erschließen. Historische Vereine bemühen sich mit Vorträgen, Führungen und Veröffentlichungen das Erbe weiterhin in der Öffentlichkeit bewusst zu halten. Im Folgenden soll ein kurzer Überblick die Herkunft und Genese dessen skizzieren, was Freiburg aus vorderösterreichischer und aus badischer Zeit für ein Erbe besitzt.

Freiburg als vorderösterreichische Stadt

1941 erschien der letzte Band einer Reihe hervorragender Jahresbände der »Badischen

Freiburg als Festungsstadt nach 1700. Fuß der Josephsfigur vom Silberaltar des Freiburger Münsters, 1. Hälfte 18. Jh.

Heimat«, die jeweils einer Teilregion des Landes gewidmet waren. Es war einer der besten und umfangreichsten. Er galt wie bereits der Band 1929 dem »Breisgau«. Von Friedrich Hefele, dem Freiburger Stadtarchivar, enthält der Band einen umfangreichen Beitrag »Freiburg als vorderösterreichische Stadt«. Hefele stellt das Leben »in der österreichischen Landstadt eingespannt in den größeren Rahmen der habsburgischen Politik« dar. Es geht ihm um den historischen Wandel im Lauf der Jahrhunderte beginnend vom Herrschaftswechsel 1368 über die Blütezeit des Humanismus in der Zeit Kaiser Maximilians, sodann hebt er die Rolle Freiburgs als »katholische Hauptstadt am Oberrhein« hervor, geht auf die Stadt als vorderösterreichischen Regierungssitz seit 1651 ein, schildert Freiburg als »Vormauer und Brückenkopf« in der Periode der Kriege zwischen Habsburg und Frankreich und erzählt von den einschneidenden Reformen Maria Theresias und Josephs II. für das politische und geistige Format der Stadt. Ein Lehrstück der Stadtgeschichte mit einer Fülle von Informationen darüber, was gewesen und geschehen ist.

Was aber bleibt? Worin besteht das »vorderösterreichische Erbe«? Da ist natürlich zuerst die historische Erinnerung zu nennen an die lange Dauer der Zugehörigkeit der Stadt zum europäischen Weltreich der Habsburger. Wenn Freiburg auf eine rund 900-jährige Geschichte zurückblickt, dann macht die vorderösterreichische Zeit die Hälfte davon aus. Zu diesem Hauptteil der Stadtgeschichte gehören so bedeutende Wendemarken wie die Gründung der Universität 1457/60, der Reichstag Kaiser Maximilians 1498, die Fertigstellung des Münsterbaus 1513, aber auch harte Schicksalsschläge wie der Blutzoll, den der Freiburger Stadtadel in der Schlacht bei Sempach 1386 im Kampf Habsburgs gegen die Eidgenossen zahlte, oder die vielen Belagerungen, Zerstörungen und Verwüstungen, die Freiburg unter der Herrschaft Habsburgs von 1618 bis 1745 hinnehmen musste, in jener »Epoche der Kriege 1618–1745«, wie Peter Kalchthaler das entsprechende Kapitel seiner »Kleinen Geschichte der Stadt Freiburg« benannte.

Es fällt indes auf, dass die historischen Erinnerungen an die Jahrhunderte, in denen Freiburg eine vorderösterreichische Stadt war, von Jahr zu Jahr mehr verblassen. Man gedenkt viel häufiger der Zähringer als Gründer und »Väter« des hochmittelalterlichen Freiburg. Das mag auch damit zusammenhängen, dass sich die Dynastie des Großherzogtums Baden, der Freiburg seit 1806 zugehörte, geschickt mit ihrer Herkunft von den Zähringern schmückte. So schien es, als hätte Freiburg als badische Stadt zu ihren Ursprüngen zurückgefunden. In Wirklichkeit lagen

die Freiburger mit den Erben der Zähringer, den Grafen von Freiburg, mehr im Konflikt als im Bunde. Die Grafen wälzten ihre stets wachsenden Schulden auf ihre Stadt ab, und die Stadt praktizierte immer offener eine eigenständige Politik, indem sie unter anderem Bündnisse mit Städten in der Region schloss, so mit Villingen, Breisach und Neuenburg, die alle bereits Habsburg unterstanden. Die Habsburger versuchten damals, beidseits des südlichen Oberrheins eine Machtbasis aufzubauen und so auch das ganze Herzogtum Schwaben an sich zu bringen. Im Sommer 1367 führte der Machtkampf zwischen dem Grafen Egino von Freiburg und der Stadt in einen regelrechten Krieg. Die Soldtruppen der Stadt unterlagen dem Grafen, dem die adligen Ritter der Umgebung beistanden, in einer Feldschlacht am 18. Oktober 1367. Danach wurde verhandelt. Der Graf ließ sich die Herrschaftsrechte über die Stadt für 15 000 Mark Silber abkaufen. Weitere 5000 Mark kostete die Auslösung der Gefangenen. Schließlich musste Freiburg auch den Erwerb der Herrschaft Badenweiler für den Grafen mit 25 000 Mark bezahlen. Alles in allem eine Summe, die man nur mit einer enormen Kreditaufnahme aufbringen konnte. Die Rückzahlung der Schulden zog sich bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts hin. Dennoch wertete man den Übergang unter die Hoheitsgewalt des fernab regierenden Habsburg als Befreiung von der Herrschaft der Grafen, die vom Schlossberg aus unmittelbar über den Mauern der Stadt ihre Macht über die Bürgerschaft ausgeübt hatten.

Nun ist hier nicht der Ort für eine Verlaufsgeschichte der Stadtentwicklung unter österreichischer Herrschaft. Die politischen Rahmenbedingungen der ganzen Region in den österreichischen Vorlanden, für die sich relativ spät (nach der Ablösung des Breisgaus von der Innsbrucker Verwaltung Mitte des 18. Jahrhunderts) der Name Vorderösterreich festigte, sind von Dieter Speck in seiner »Kleinen Geschichte Vorderösterreichs« überaus klar und anschaulich dargestellt. Eine exzellente Gesamtdarstellung Vorderösterreichs, die Friedrich Metz mit zahlreichen Fachleuten 1959 als »geschichtliche Landeskunde« herausgab, ist im Rombach Verlag im Jahr 2000 mit einem Beitrag von Franz Quarthal neu (in 4. Auflage) vorgelegt worden. Quarthal ist auch der Autor des jüngsten Beitrags über »Freiburg – das Herz Vorderösterreichs«, gedruckt als Kapitel in dem facettenreichen Jubiläumsband »Baden-württembergische Erinnerungsorte«, herausgegeben von Reinhold Weber, Peter Steinbach und Hans-Georg Wehling in Stuttgart 2012. Im Folgenden soll nun auf das sichtbare (oder vielleicht nur spürbare) Erbe der vorderösterreichischen Vergangenheit Freiburgs verwiesen werden.

Ein politisches Erbe kann man nur mittelbar in der Stadt ausmachen. Dass man mit Innsbruck seit 1963 eine Städtepartnerschaft pflegt, gehört eher zu den Randerscheinungen in der städtischen Geschichtskultur. Vielleicht reichen die Wurzeln des in Freiburg ausgeprägten Bürgerbewusstseins in die vorderösterreichische Zeit zurück. Mit der Schwächung des Patriziats in den habsburgischen »Schweizerkriegen« hängt die starke Stellung der Zünfte und damit die politische Rolle der mittleren Bürgerschicht im Stadtregiment zusammen, die noch in den Stadtratswahlen des 20. Jahrhunderts sichtbar blieb. In vorderösterreichischer Zeit konnte sich Freiburg in den Jahren von 1415 bis 1427 sogar freie Reichsstadt nennen. Umgekehrt fielen in die Zeit der Zugehörigkeit zu Österreich auch die Abtrennung Freiburgs vom Reich und die Unterwerfung der Stadt unter französische Hoheitsgewalt in den Jahren von 1677 bis 1697.

Im 15. Jahrhundert diente die Stadt der habsburgischen Seitenlinie als Residenz. Doch als politisches Zentrum ist in Freiburg nicht das Schloss, sondern das Rathaus betrachtet worden, der Mittelpunkt einer weitgehenden städtischen Selbstverwaltung. So trägt das »alte« Rathaus an dem Platz, der nach dem dortigen Franziskanerkloster Barfüßerplatz hieß, über dem Portal das Stadtwappen mit dem roten Kreuz auf weißem Grund neben dem österreichischen Bindenschild in den gleichen Farben. Nach dem Westfälischen Frieden wurde Freiburg als »Hauptstadt des Breisgaus« 1651 auch Sitz der vorderösterreichischen »Regierung und Kammer«, die vom französisch gewordenen Ensisheim hierher umsiedelte. In gewisser Weise blieb diese Behörde eine hoheitliche Exklave in der Stadt. Die rund 100 Beamten und Angestellten waren von der städtischen Gerichtsbarkeit ebenso befreit wie von den Steuern. Andererseits nahm die Stadt selbst in den Breisgauer Ständen auf der Städtebank einen eigenen Platz ein. Auch profitierte sie gewiss davon, dass Mitglieder der beiden anderen Stände, Prälaten und Ritter, sich gerne Stadthäuser in Freiburg erwarben oder erbauten, hier zeitweise wohnten und ihr eigenes Personal unterhielten. Dem Reichsabt von St. Blasien diente z. B. das »Haus zum Herzog«, das heutige Stadtarchiv in der Salzstraße, als Stadtresidenz. Die Herren von Sickingen erbauten sich in derselben Straße ihr eigenes Stadtpalais, in dem heute das Landgericht beheimatet ist.

Die drei Stände der Breisgauer Landstände (Prälaten, Ritter, Städte mit Bauernschaft). Wappenkartusche vom Hauptportal der Karlskaserne (um 1775).

Humanismus, Reformation und Barockzeitalter

Welche Spuren hinterließ Vorderösterreich in wirtschaftlicher Hinsicht in Freiburg? Man blickt mit einigem Stolz auf den Aufschwung im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit zurück, den der Handel mit den in Freiburg und Waldkirch von den Edelsteinschleifern hergestellten Pretiosen und Rosenkränzen im habsburgischen Weltreich brachte. Umgekehrt bezog Freiburg Jahrhunderte lang Wein und vor allem Salz aus Tirol. Die Hauptstraße vom Schwabentor durch die Stadt nach Westen – die Salzstraße – erinnert noch heute daran.

Fuhrleute, aber auch Schmiede und Wagner fanden in diesem Fernhandel Aufträge und Erträgnis. Der Wirtschaftsblüte jener Jahrzehnte verdankt die Stadt u. a. den Ausbau und die Gestaltung des Historischen Kaufhauses am Münsterplatz. Es gilt mit Recht als eines der schönsten Profangebäude der Stadt und der Region. Seine Fassade ist mit den fast lebensgroßen Standbildern der vier großen

Blick auf Kaiserstraße mit Bertoldsbrunnen (1807) und Martinstor aus dem frühen 13. Jh., 1901-1903 von C. Schäfer aufgestockt. Postkarte um 1910.

Immaculata (ca. 1725, wohl von Sebastian Blödt) in einer Nische an der Südseite des ehemaligen Jesuitenkollegs, der heutigen »Alten Universität«.

Habsburger jener Epoche geschmückt: Kaiser Maximilian, sein Sohn Philipp der Schöne, Kaiser Karl V. und Erzherzog Ferdinand, der spätere Kaiser Ferdinand I. Kopien der vier Skulpturen stehen im Basler Hof, dem Sitz des Freiburger Regierungspräsidenten.

Man muss indes feststellen, dass an der Wende zur Frühindustrialisierung die vorderösterreichischen Lande die wirtschaftliche Modernisierung verpassten. Das mag mit der konservativen Grundhaltung der katholischen Bevölkerung zusammenhängen. Jedenfalls wurde Freiburg mit seinem Umland vom Fortschritt in den markgräflich badischen Gebieten am Oberrhein überholt. So blieb Freiburg letztlich eine industriearme Stadt. Das hat sich – im Vergleich mit alt-badischen Städten wie Karlsruhe, Pforzheim oder auch Lörrach – niemals ausgleichen lassen.

Durchaus positiv fällt hingegen die Bilanz Vorderösterreichs im kulturellen Erbe der Stadt aus. Was wäre Freiburg ohne seine Universität, die Erzherzog Albrecht VI. im Jahr 1457 im Einvernehmen mit dem Papst stiftete. Mit ca. 200 Studenten nahm die »Albertina« 1460 den Studienbetrieb auf. Es war bis zur Gründung der Universität Innsbruck 1669 die einzige Hohe Schule in den Vorlanden. Die Freiburger Universität war die Pflanzstätte für den Klerus und die hohe Be-

amtenschaft in ganz Vorderösterreich. Mit der Universität erlangte Freiburg um 1500 den besonderen Ruf einer Stätte humanistischer Forschung und Lehre. Eingebunden in das Netz des oberrheinischen Humanismus – von Basel über Colmar und Schlettstadt bis Straßburg und Heidelberg – wirkten hier so bedeutende Köpfe wie Gregor Reisch (der das am weitesten verbreitete Kompendienwerk seiner Zeit verfasste), Martin Waldseemüller, der in seiner Cosmographie Amerika seinen Namen gab, die Theologen Geiler von Kaysersberg, Thomas Murner und Johannes Eck (der spätere Gegner Martin Luthers), die Humanisten Johannes Reuchlin und Jakob Wimpfeling, Jakob Locher und Heinrich Glarean sowie der große Jurist Ulrich Zasius. Kein Wunder, dass der »Fürst aller Humanisten«, Erasmus von Rotterdam, seit seiner Übersiedlung nach Basel wiederholt zu Besuch in Freiburg weilte und sich dann 1529 ganz in der Stadt niederließ. Das »Haus zum Walfisch« mit seinem schönen Erker war für die ersten Jahre sein Wohnsitz, bis er sich in der Nähe ein eigenes Haus erwarb. In seinem letzten Lebensjahr kehrte Erasmus nach Basel zurück, wo er 1536 im gleichen Jahr verstarb wie sein Freund Zasius.

Der Umzug von Erasmus nach Freiburg war im Zuge der Reformation erfolgt, die Basel 1529 mit aller Wucht erfasst hatte. Die Mittel- und Unterschichten hatten sich der Bischofsstadt bemächtigt und die Altgläubigen zur Flucht veranlasst. Unter ihnen waren nicht nur Erasmus und etliche angesehene Ratsherrenfamilien, sondern auch das gesamte Basler Domkapitel. Die Domherren folgten nicht ihrem Bischof ins Exil nach Pruntrut (Porrentruy), sondern verlegten ihre Residenz nach Freiburg in das repräsentative Gebäude in der Kaiserstraße, das sich der Kanzler Kaiser Maximilians Konrad Stürtzel als Stadtpalais gebaut hatte. Es diente den Basler Domkapitularen als Amtssitz bis zu ihrem Wegzug 1677 und trägt bis heute den Namen »Basler Hof«. Dass Freiburg katholisch blieb, lag darin begründet, dass der Bruder Karls V., Erzherzog Ferdinand, als Regent der Vorlande strikt am alten Glauben festhielt. Protestanten ließ er als »Ketzer« verfolgen. Auf seinen Befehl rückte das Freiburger Aufgebot gegen das lutherisch gewordene Kenzingen vor und vollzog die Hinrichtung des dortigen Ratsschreibers auf dem Scheiterhaufen. So wurden Freiburger Bürger die »Henkershelfer«, denen der erste protestantische Märtyrer der Weltgeschichte zum Opfer fiel. Freiburg und der vorderösterreichische Breisgau bildeten in der Folge ein Bollwerk des Katholizismus am Oberrhein. Als Zeugnisse der konfessionellen Abgrenzung findet man in der Stadt zahlreiche Feldkreuze und Kapellen, aber auch Nepomukstatuen auf Brücken oder Marienbildnisse auf Brunnensäulen und an Hausfassaden.

Die Periode des Humanismus und der Reformation (in die auch die Schrecken des Bauernkriegs gehören) bildete am Oberrhein zugleich eine Epoche höchster künstlerischer Produktivität. Bauleute vollendeten in Freiburg mit dem spätgotischen Hochchor des Münsters ein Bauwerk von einzigartiger Transparenz und Transzendenz. Parallel dazu bekamen die Kapellen im Chorumgang ihre Ausstattung mit hervorragenden Altären: z. B. den Oberriedaltar in der Universitätskapelle von Hans Holbein dem Jüngeren, den von Hans Sixt von Staufen geschnitzten Schutzmantelmadonna-Altar in der Lochererkapelle, den Altar der Heiligen Familie auf der Flucht von Hans Wydyz. Den Höhepunkt bildet der Hochaltar mit der Marienkrönung, den Hans Baldung Grien zwischen 1512 und 1516 malte. Hans Baldung entwarf auch die Motive, mit

Erker des Historischen Kaufhauses (ca. 1530) und hochgotischer Turm des Freiburger Münsters.

denen Hans Ropstein die leuchtenden Farbfenster schuf. Die Fenster im Chorhaupt stifteten die habsburgischen Kaiser persönlich. Nicht nur das Münster, sondern auch die vielen Klöster in der Stadt wurden damals in der Blütezeit der oberrheinischen Sakralkunst mit Werken ausgestattet, von denen nicht wenige sich heute im Freiburger Augustinermuseum befinden.

Freiburgbesucher begegnen dem vorderösterreichischen Erbe gewiss auch in den Straßen der Altstadt an Häuserfassaden, an Brunnenfiguren (etwa beim Oberlindenbrunnen), an Hausinschriften u. a. mehr. Auch einige Straßennamen erinnern an vorderösterreichische Zusammenhänge: Die Reichsgrafenstraße bezieht ihren Namen auf Ferdinand von Harrsch, der als Festungskommandant die Stadt 1713 gegen die französischen Belagerer verteidigt hatte und vom Kaiser zum Reichsgrafen ernannt wurde. Der Ratsschreiber der Stadt Franz Ferdinand Mayer hatte durch seine mutige Entscheidung zur Kapitulation die Zerstörung Freiburgs verhindert und wurde dafür in den erblichen Ehrenbürgerstand mit dem Namen »von Fahnenberg« erhoben: Der Platz mit seinem Namen erinnert daran. Nur wenige Gebäude der »alten« Stadt stammen aus dem Mittelalter. Die Zerstörungen vom Dreißigjährigen Krieg über die diversen Erbfolgekriege Habsburgs und der Umbau der Stadt zur Festung durch Vauban im späten 17. Jahrhundert machten das Meiste vom älteren Baubestand in Freiburg zunichte. So stammen die malerischen Gassen und Winkel der Altstadt – auf der Insel beispielsweise oder in der Konviktsgasse – aus dem 18. Jahrhundert, aus der Barockzeit also. Das Gleiche gilt für die älteren Kirchen in Adelhausen, Günterstal oder auf dem Lorettoberg, in der Wiehre (St. Cyriak) und in Betzenhausen sowie in den 1974 zu Stadtteilen eingemeindeten Orten Lehen, Ebnet oder Kappel, Tiengen, Munzingen und Hochdorf einschließlich Benzhausen. In diesen Kirchen finden sich z. T. Werke von Tiroler Künstlern, die hier im Breisgau wirkten: Die Maler Johann Pfunner und Franz Bernhard Altenburger gehören dazu wie der Bildhauer Andreas Hochsing. Seine Skulpturen grüßen von der Fassade der St. Martinskirche das gegenüber liegende Rathaus. Aus der Barockzeit stammt auch das schön restaurierte »Haus zum Ritter« am Münsterplatz, das für die Breisgauer Ritterschaft erbaut wurde, dann als Sitz der Breisgauer Stände diente, nach der Gründung des Erzbistums Freiburg zum Erzbischöflichen Palais umgewidmet wurde und heute nach modernem Umbau der Domsingschule

gehört. Ein barockes Schmuckstück stellt das »Haus zum schönen Eck« am Münsterplatz dar, das sich der renommierte Bildhauer, Maler und Baumeister Christian Wentzinger 1761 erbaute. Hier ist inzwischen das stadthistorische Museum von Freiburg untergebracht.

Reformen unter Maria Theresia und Joseph II.

Was hier als vorderösterreichisches Erbe bezeichnet wurde, verdankt Freiburg nicht einfach dem Wirken der österreichischen Herrschaft. Es handelt sich vielmehr in aller Regel um Zeugnisse aus dem Leben und Wirken der Bewohner der Stadt in vorderösterreichischer Zeit. Die Herrschaft selbst, das vorderösterreichische Regiment, wurde von den Freiburgern ertragen ohne besonderen Widerwillen. Man empfand ihr Handeln oft als eine Mischung aus Wohlwollen und Willkür und sprach gern von einer »behaglichen Anarchie«, die hier herrsche. In Wien sah man seit der Zeit des »aufgeklärten Absolutismus« unter Maria Theresia in den Verhältnisse im Breisgau eher Schlamperei. Als Joseph II., der Sohn der Kaiserin, 1777 Freiburg besuchte, berichtete er seiner Mutter ziemlich verdrießlich über die Stadt: Die Straßen seien schlecht gefegt, die Regierung vertue die Einkünfte und mache die Leute unzufrieden. »Der Präsident hält seine Beamten nicht zusammen und kommt mit dem Geld nicht aus. Justiz und Verwaltung sind nicht voneinander geschieden, und bei den Sitzungen herrscht keine Ordnung … Und die Universität ist auch nicht besser. Von den 24 Professoren haben einige nur sieben oder acht Hörer. Das ist das Geld nicht wert.« Mit massiven Reformen versuchte die Zentralregierung Ordnung zu schaffen. Das meiste davon überlebte die letzten Jahre Vorderösterreichs nicht. Übrig blieb indes eine wertvolle Hinterlassenschaft: Wien verordnete eine flächendeckende Landvermessung. Die so entstandenen Karten und Pläne können in Gemarkungsfragen noch heute zur Klärung alter Besitzverhältnisse herangezogen werden.

Erker am »Haus zum Walfisch« (1514-1516 erbaut), 1529-1532 Wohnsitz von Erasmus von Rotterdam. Das Gebäude war 1944 zerstört, wurde nach 1946 wieder aufgebaut.

Langfristig wirksam wurden die Reformmaßnahmen auf dem Gebiet der Bildung und der Religion. Maria Theresia führte 1774 in den Vorlanden die allgemeine Schulpflicht ein und ließ in Freiburg eine so genannte Normalschule errichten, die als Musterschule sowie als Ausbildungsstätte für Schulmeister zu dienen hatte. Das war der Beginn einer regu-

Der Landesherr Kaiser Joseph II.; Repräsentationsgemälde um 1770; im KG I der Albert-Ludwigs-Universität (Theologische Fakultät).

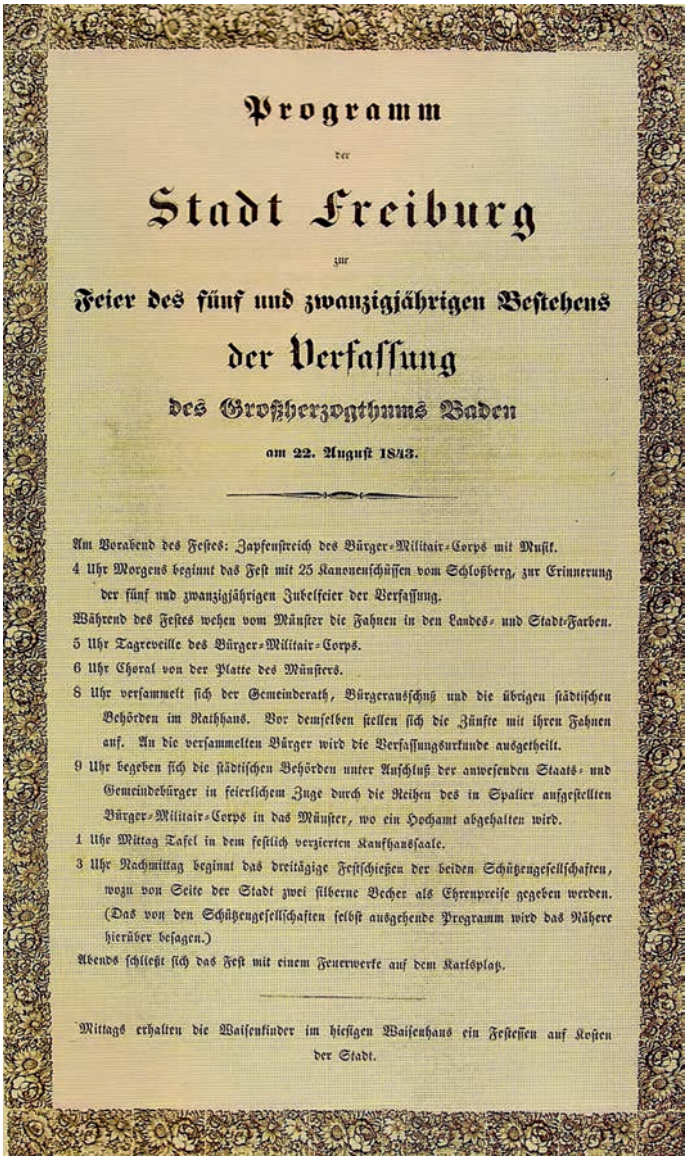
lären Lehrerbildung, auf die letzten Endes die heutige Pädagogische Hochschule Freiburg zurück zu führen ist. Gleichzeitig wurden die Universitätsstudien gestrafft, es gab fortan verbindliche Studienpläne und Studienbücher (manche wurden von Freiburger Professoren für die ganze Monarchie entwickelt). In den Lehrkörper wurden konsequente Vertreter der Aufklärung berufen, so der Professor der Schönen Künste Johann Georg Jacobi, ein Protestant, der später sogar Rektor der bislang explizit katholischen Hochschule wurde. Das war möglich geworden durch das Toleranzedikt Josephs II., das den christlichen Konfessionen eine Art öffentlicher Gleichberechtigung gewährleistete. Der Zuzug von Protestanten war damit auch in Freiburg erleichtert (wenngleich bis um 1900 noch 80 Prozent der Einwohnerschaft zu den Katholiken zählte). Das Zusammenleben der beiden Konfessionen entwickelte sich in der Folge so gut, dass in badischer Zeit bei der Gründung des neuen Landesbistums die in Freiburg gelebte »Ökumene« mit dazu beitrug, die Stadt als Sitz des Erzbischofs auszuwählen.

Einschneidende Wirkung erzielte die von Wien betriebene Ordens- und Klosterreform in Freiburg. 1773 wurde der Jesuitenorden aufgehoben. Das seit 1620 zu einem mächtigen Komplex im Stadtzentrum angewachsene Kolleg wurde der Universität überlassen, die es bis heute nutzt, seit dem Neubau von 1907/1911 als »alte Universität«. Auch das Museum der Uni, das Uniseum, befindet sich hier. Die Kirche des Jesuitenkollegs untersteht als heutige Universitätskirche der Theologischen Fakultät der Alma Mater. Joseph II. hob dann durch sein Ordensedikt von 1782 die meditativen Orden auf, was mehrere Frauenklöster in der Stadt betraf. Bemerkenswert ist der große Anteil von Nonnen, die sich aus anderen Teilen Österreichs den Freiburger Ordensgemeinschaften anschlossen. So stammte z. B. die Hälfte aller Klarissen in Freiburg seit 1580 aus Tirol. Der Klosterreform Josephs II. fiel auch die wohlhabende Kartaus zum Opfer. In den Gebäuden wurde später ein Alters- und Pflegeheim eingerichtet. Derzeit entsteht auf dem Areal der Kartaus ein Studentendorf. Mit seiner »Säkularisation vor der Großen Säkularisation« gab Österreich selbst den Auftakt zu der gewaltigen territorialen Umwälzung, die der so genannte Reichsdeputationshauptschluss 1803 reichsrechtlich legitimierte. Damit kam die politische Neuordnung Deutschlands in Gang, mit der die Geschichte Vorderösterreichs zu Ende ging und die Geschichte des Großherzogtums

Baden begann. Mit der Benennung der Hauptachse der Stadt als »Kaiser-Joseph-Straße« bekennt sich Freiburg symbolisch bis heute zu der langen historischen Phase seiner Geschichte als vorderösterreichische Stadt.

Freiburg als badische Stadt

Anders als beim Herrschaftswechsel von 1368, der vom Magistrat der Stadt angestrebt und vollzogen wurde, geschah der Übergang Freiburgs an Baden zwangsweise, ohne Mitwirkung und ohne Initiative der Stadt. Napoleons Außenminister Talleyrand übertrug im Dezember 1805 im Frieden von Preßburg den Breisgau dem mit Frankreich verbündeten Kurfürsten Karl Friedrich von Baden. Immerhin gewann man nun mit dem neuen Stadt- und Landesherrn einen angesehenen Fürsten, der von seinen Untertanen (die er selbst als Bürger bezeichnete) allseits geschätzt, ja geliebt wurde.



Programm

der

Stadt Freiburg

zur

Feier des fünf und zwanzigjährigen Bestehens

der Verfassung

des Großherzogthums Baden

am 22. August 1843.

Am Vorabend des Festes: Zapfenstreich des Bürger-Militair-Corps mit Musik.

4 Uhr Morgens beginnt das Fest mit 25 Kanonenschüssen vom Schloßberg, zur Erinnerung der fünf und zwanzigjährigen Jubelfeier der Verfassung.

Während des Festes wehen vom Münster die Fahnen in den Landes- und Stadt-Farben.

5 Uhr Tagreveille des Bürger-Militair-Corps.

6 Uhr Choral von der Platte des Münsters.

8 Uhr versammelt sich der Gemeinderath, Bürgerausschuß und die übrigen städtischen Behörden im Rathhaus. Vor demselben stellen sich die Zünfte mit ihren Fahnen auf. An die versammelten Bürger wird die Verfassungsurkunde ausgetheilt.

9 Uhr begeben sich die städtischen Behörden unter Anschluß der anwesenden Staats- und Gemeindebürger in feierlichem Zuge durch die Reihen des in Spalier aufgestellten Bürger-Militair-Corps in das Münster, wo ein Hochamt abgehalten wird.

1 Uhr Mittag Tafel in dem festlich verzierten Kaufhaussaale.

3 Uhr Nachmittag beginnt das dreitägige Festschießen der beiden Schützengesellschaften, wozu von Seite der Stadt zwei silberne Becher als Ehrenpreise gegeben werden. (Das von den Schützengesellschaften selbst ausgehende Programm wird das Nähere hierüber besagen.)

Abends schließt sich das Fest mit einem Feuerwerke auf dem Karlsplatz.

Mittags erhalten die Waisenkinder im hiesigen Waisenhaus ein Festessen auf Kosten der Stadt.

Programm der Freiburger Verfassungsfeier im Jahr 1833 zum Gedenken an die Verfassung des Großherzogtums Baden von 1818. Facsimile in: Archivnachrichten Baden-Württemberg 2/2013.

Auch in Freiburg gab es aus Anlass der feierlichen Inbesitznahme der Stadt durch das zum Großherzogtum erhobene Baden freudige Bekenntnisse zur neuen Staatszugehörigkeit. Allerdings flammte nach den Siegen der Alliierten über Napoleon die Hoffnung auf eine Rückkehr unter die »milde Hand« Österreichs nochmals auf. Der Wiener Kongress garantierte indes dem von Napoleon auf das Vierfache vergrößerte Baden seinen Bestand. Freiburg sollte für knapp 150 Jahre badisch sein.

Was verlor und was gewann Freiburg, indem es badisch wurde? Die Breisgauer Stände

wurden aufgehoben, die vorderösterreichische Regierung gab es nicht mehr. Sämtliche Klöster verloren ihre Existenz, darunter so große Konvente in der Stadt wie die Franziskaner, die Augustinereremiten, die Adelhauser Dominikanerinnen, die Zisterzienserinnen von Günterstal. Mit der relativen Autonomie der Kommune war es zu Ende. Dem gegenüber wogen die politischen Zugewinne schwer: Mit dem Badischen Landrecht von 1810 erhielt die Bevölkerung ein modernes Rechtssystem, das die Privilegien des Adels und der Geistlichkeit weitgehend aufhob und allen Bürgerinnen und Bürgern Gleichheit vor dem Gesetz, den christlichen Konfessionen Gleichberechtigung, allen Bewohnern Freizügigkeit und andere Grundrechte garantierte. Mit der Verfassung von 1818 bekam das Land die freiheitlichste Grundordnung in ganz Deutschland samt einer echten, gewählten Volksvertretung in der Zweiten Kammer der Landstände. Der Freiburger Rechtsprofessor Karl von Rotteck war es, der am klarsten den unschätzbaren Wert der badischen Verfassung zum Ausdruck brachte. Er sah darin die Geburtsurkunde eines badischen Volkes, in dem alle Bewohner der höchst heterogenen Landesteile integriert wurden. Aus Breisgauern wurden Badener, so rief er in der vom badischen Landeskommissär von Drais gegründeten Museumsgesellschaft aus. Rotteck selbst hatte seine Berufung zum Professor an die Freiburger Universität noch dem Präsidenten der vorderösterreichischen Regierung zu verdanken. Bald wurde er zum Wortführer des Frühliberalismus, der Baden in ganz Deutschland und darüber hinaus die größte Bewunderung einbrachte. Er war es auch, der die badische Regierung unter Großherzog Ludwig zur Bestandsgarantie und Neudotierung der Freiburger Universität veranlasste. Die Hochschule trägt seitdem den Doppelnamen »Albert-Ludwigs-Universität« (womit sie vorderösterreichische und badische Traditionen vereint). Sie entwickelte sich zu einem Hort aufgeklärt frühliberalen Denkens mit Männern wie Karl von Rotteck, Leonhard Hug, Johann Georg Duttlinger oder Johann Caspar Ruef, der schon vor 1800 hier eine Zeitschrift mit dem bezeichnenden Titel »Der Freymüthige« redigiert hatte. Bald stieß Karl Theodor Welcker hinzu, der mit Rotteck zusammen die »Bibel des Frühliberalismus«, das Staatslexikon herausgab. Den ersten Höhepunkt der vom Frühliberalismus geprägten politischen Kultur Badens erkämpfte der Landtag von 1830/31 unter Führung Rottecks, der mit seinem Bekenntnis »Lieber Freiheit ohne Einheit als Einheit ohne Freiheit« gleichsam deutsche Geschichte machte: Blieb diese liberale Parole doch Leitprinzip der bundesrepublikanischen Politik bis zur deutschen Wiedervereinigung von 1989.

Der zweite und nachhaltig wirkende Höhepunkt in der politischen Entwicklung des badischen Großherzogtums bildete zweifellos die Revolution von 1848/49. Sie nahm ihren Ausgang im badischen Mannheim, breitete sich indes rasch im ganzen Land aus. Freiburg war an Ostern 1848 Schauplatz der heftigsten Konfrontation zwischen Regierungstruppen und Revolutionären. Im Frühsommer 1849 schließlich waren Freiburger in großer Zahl am vergeblichen Überlebenskampf der badischen Republik beteiligt. Im Gedenkjahr 1998/99 zeigten die unzähligen Veranstaltungen, Vorträge und Veröffentlichungen über Verlauf, Bedeutung und Fortwirkung jener Revolution gerade auch in Freiburg, wie tief verwurzelt das damalige Geschehen im politischen Bewusstsein der Menschen in der Stadt bis in die Gegenwart geblieben ist.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erlebte Freiburg in seiner Zugehörigkeit zu Baden Licht und Schatten. Zunächst löschte

Der badische Großherzog Karl Friedrich; Repräsentationsgemälde um 1810; im KG I der Albert-Ludwigs-Universität (Theologische Fakultät).

»Blaue Brücke« zum Stadtteil »Stühlinger« mit Blick auf die Ostfassade der Herz-Jesu-Kirche (1887 von Max Meckel in Anlehnung an den Limburger Dom erbaut).

die Reaktion die liberalen Träume der Demokraten aus. An den hier als Hochverräter zum Tode verurteilten Freiheitskämpfer Maximilian Dortu erinnert ein von seinen Eltern gestiftetes Grabmal in der Wiehre bis heute. Das Rotteckdenkmal verlor seinen Ehrenplatz. Erst unter der Regierung des neuen Großherzogs Friedrich I. konnte sich der freiere Geist wieder entfalten. Die über 50-jährige Zeit dieses Landesvaters bewirkte die volle und endgültige Integration der badischen Bevölkerung zu einer Art Staatsvolk mit einem ausgeprägten Wir-Gefühl. Als der badische Großherzog mit seinem Hoch auf Kaiser Wilhelm 1871 der Bildung des Deutschen Kaiserreichs den Weg ebnete, konnte man in Baden die badische Identität problemlos einem deutschen Nationalbewusstsein einpassen. Man bekannte gern die Verse, die Friedrich Hefele in seinem oben genannten Aufsatz zum Schluss zitiert: »Wie einst zum Hause Österreich / Steh'n treu wir jetzt zum Deutschen Reich!« Das 1876 eingeweihte Freiburger Siegesdenkmal wurde gern als badisches und reichsdeutsches Symbol gefeiert.

Die lange Ära von Großherzog Friedrich I., die in Freiburg seit 1888 auch die Ära von Oberbürgermeister Winterer geworden war, ist als eine Periode außergewöhnlicher Prosperität in die Stadtgeschichte eingezeichnet. Die besonders seit den 1880er Jahren expandierende Hochindustrialisierung entfachte ein geradezu explosives Wachstum zusammen mit einer beschleunigten Moderni-

sierung der Stadt. Ganze Stadtviertel sind in jenen Jahrzehnten entstanden: Die »Stephanienvorstadt« und die Mittelwiehre, das »Institutsviertel«, der »Stühlinger« und die »Neuburg« Richtung Herdern. Ganz signifikant war u. a. die enorme Zunahme der Studentenzahlen an der Albert-Ludwigs-Universität: Im Jahr der Neubau-Einweihung 1911 waren erstmals 3000 Studierende (darunter seit 1900 auch die ersten Frauen) immatrikuliert. 1904 war das neue Gymnasium in Herdern eröffnet und auf den Namen des Großherzogs Friedrich getauft worden. 1905 wurde das schöne neue Gebäude des Lehrerseminars eingeweiht. Neue Schulen, neue Kirchen, das Stadttheater, ein neues Rathaus wurden geschaffen. Die Stadt hatte inzwischen über 93 000 Einwohner. Wie sehr man sich in dieser Stadt in der als glücklich empfundenen Periode des Landes mit ganz Baden identifizierte, mag auch die zum 1. Januar 1909 in Freiburg von Freiburgern vollzogene Gründung des Landesvereins »Badische Heimat« signalisieren. Freiburg blieb der Hauptsitz des Vereins und stellte fast ununterbrochen den engeren Vorstand. Im Insgesamt des badischen Erbes der Stadt bildet die »Badische Heimat« ein echtes Juwel.

Im Rückblick auf die Zeit der Reichsgründung von 1871 ist freilich an eine Zerreißprobe in Baden zu erinnern, bei der Freiburg zu einem Brennpunkt wurde. Im Streit um die Souveränität über die Volksschule (und damit um den entscheidenden Einfluss auf die Gesinnungsbildung der jeweils jungen Generation) war es zwischen dem explizit säkularen Staat und der katholischen Kirche zum so genannten Kulturkampf gekommen. Zuerst entzog der von den Liberalen dominierte Landtag der Kirche die »geistliche Schulaufsicht« und richtete stattdessen staatliche Schulämter als zuständige Behörde ein. Vergeblich hatte das Erzbischöfliche Ordinariat in Freiburg dagegen protestiert. Dann wurden die Theologen zu einem eigenen Staatsexamen in weltlichen Fächern gezwungen, was der Freiburger Erzbischof seinen angehenden Geistlichen untersagte. Darauf blieben ganze Weihejahrgänge ohne Anstellung und mussten ins Ausland emigrieren. Als weitere Maßnahme erfolgte die Einführung der Zivilehe, womit den Pfarren das Standesamt entzogen war. Schließlich beschloss der Landtag die Aufhebung der Konfessionsschulen und machte die Errichtung der Simultanschule zur Pflicht in den Gemeinden. Die Katholiken, die in ganz Baden, besonders aber in Freiburg und in den südbadischen Landesteilen in der Mehrheit waren, schlossen sich im Widerstand gegen die »antiklerikale« oder gar als antichristlich denunzierte Politik der Regierung umso enger um die Kirchenleitung zusammen. Die erste konfessionelle Partei als Vorläufer des Zentrums entstand. Die Katholikenpartei gewann seit den 1880er Jahren ein Viertel bis ein Drittel der Abgeordnetensitze im Landtag. Nach und nach wurden die Kulturkampfgesetze abgemildert. Die Narben sind freilich geblieben. Geblieben ist indessen aber auch als Errungenschaft aus dem Kulturkampf die 1876 geschaffene Simultanschule. Als 1947 im Ringen um die Verfassung des »Pays Bade« diese überkonfessionelle Schulform von der BCSV bzw. CDU als »Christliche Gemeinschaftsschule« durchgesetzt werden sollte, wehrten sich die anderen Parteien; so wurde die Volksschule schließlich als »Simultanschule mit christlichem Charakter im badischen Sinn« konstituiert. »Im badischen Sinn«: So viel Badisches hat sich bis heute erhalten.

Mit der Badischen Verfassung von 1947 nähert sich der Rückblick auf das aus der badischen Tradition in Freiburg verbliebenen Erbgut der letzten Teilstrecke. In den 12 Jahren

der NS-Diktatur waren die regionalen und lokalen Identitäten nur im Hinblick auf ihren Wert für die ominöse Volksgemeinschaft der Nation geduldet worden, getreu dem NS-Slogan »Du bist nichts, dein Volk ist alles!«. Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs musste die Bevölkerung sich hingegen auf ihre engeren Wir-Einheiten besinnen. Ganz ohne eigenes Zutun wurde Freiburg im Dezember des Jahres 1945 zur provisorischen Hauptstadt des provisorischen Landes Baden (»Pays Bade«). Ein Geschenk der französischen Militärregierung. Die Landesverwaltung des badischen Teils der französischen Besatzungszone wurde hierher verlegt und begann ihre Arbeit zunächst unter Leitung von Alfred Bund, dem 1946 Leo Wohleb, ein gebürtiger Freiburger, folgte. Als Amtssitz diente der »provisorischen Regierung« das Colombischlössle. Paul-Ludwig Weinacht hat im neuesten Band der Schriftenreihe der Badischen Heimat unter dem Titel »Politische Kultur am Oberrhein« die damaligen Verhältnisse in Freiburg und Südbaden unter verschiedensten Gesichtspunkten durchleuchtet, die Zusammenhänge aufgezeigt, die Protagonisten portraitiert. In allen Beiträgen seines Bandes kommt Freiburg vor, oft als ein Dreh- und Angelpunkt. Nun wird die Reihe derjenigen, die jene Jahre als Zeitzeugen erlebt haben, immer schmaler. Am lebhaftesten erinnert man sich in Freiburg wohl noch an den Abstimmungskampf »Altbaden oder Südweststaat«, der im Dezember 1951 (freilich nach einem fragwürdigen Zählverfahren) zugunsten der Bildung des neuen Landes entschieden war, das 1952 den Namen Baden-Württemberg bekam. Als 1970 noch einmal über den Südweststaat abgestimmt werden durfte, fiel das Ergebnis eindeutig für die bestehende Neuordnung aus. Selbst der Freiburger Regierungspräsident Hermann Person, ein gestandener Altbadener, konnte damals bezeugen: »Die badische Frage ist entschieden. Wir leben heute als aufrechte Badener ohne Komplexe im Lande Baden-Württemberg.«

Historisches Kaufhaus mit den Arkaden im Erdgeschoss, darüber der Galerie und den spätgotischen Fenstern, den Erkern und dem Steildach. Das Gebäude war 1532 fertiggestellt.

Tempi passati – und was bleibt?

Der Übergang von Baden an Baden-Württemberg weckt in Freiburg keine Ressentiments mehr. Im Gegenteil: Der Verlust an politischer Eigenständigkeit wird durch das emotionale Wohlbehagen kompensiert, wenn auf den Rängen des SC-Stadions das Badnerlied mit Inbrunst gesungen wird. Dabei findet darin Freiburg nur am Rande Erwähnung als Stadt

des Weines. Da mag man sich schon besser beim badischen Nationaldichter Johann Peter Hebel aufgehoben fühlen, wenn er die Stadt mit den Versen preist:

»Z'Fryburg in de Stadt /
Suufer isch's un glatt; /
Riiche Heere, Geld un Guet, /
Jumpfere wie Milch un Bluet, /
z'Fryburg, z'Fryburg, z'Fryburg in de Stadt.«

Wohl gilt auch für Freiburgs vorösterreichisches und badisches Erbe Goethes Mahnspruch:

»Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen!«

Was ist den Freiburgern, den hier geborenen und den zugezogenen oder auch den vielen Gästen und Besuchern das historische Erbe wert? Was hat uns die in die Gegenwart ragende Vergangenheit zu sagen? Zuerst einmal, dass es hier viel zu entdecken gibt und dass vieles zum Nachdenken veranlasst, vieles, was Interesse weckt. So vieles gibt es zu sehen: Es sei nur noch einmal erinnert an das Münster mit seinen Schätzen, an die Museen (mit den Exponaten wie auch mit ihrer Architektur), an so bedeutende Gebäude wie den Basler Hof, das Historische Kaufhaus, das Erzbischöfliche Ordinariat, das Kollegiengebäude I der Universität, an die vielen barocken Kirchen und Bürgerhäuser. Vielleicht ist auch etwas vom historischen Erbe im Charakter und der Lebensart der Bevölkerung von Freiburg zu entdecken. Man sagt, Freiburger (»die« Freiburger gibt es ja nicht) seien moderat, wollen nicht mit dem Kopf durch die Wand, scheuen das Extreme, tendieren zur Mitte (auch politisch: selbst die Grünen sind hier ziemlich bürgerlich). Manche bestätigen der Freiburger Bürgerschaft ein relativ hohes Maß an Toleranz; doch die musste man immer wieder neu erlernen! Auffällig scheint mir nicht zuletzt, dass eine große Mehrheit der Bewohner hier überzeugt ist, in einer besonders schönen und liebenswerten Stadt zu leben mit einer außergewöhnlich reizvollen Landschaft und einer hohen Lebensqualität. Zu den Bedingungen dieser Vorzüge von Freiburg gehört dieses Erbe, das wir der Arbeit und der Kreativität, dem Kunstsinn und dem Bürgersinn vieler, vieler Generationen vor uns zu verdanken haben.

Anschrift des Autors:
Prof. Dr. Wolfgang Hug
Hagenmattenweg 20
79117 Freiburg

Universität als Standortfaktor des Wissenschaftsstandorts[1]

Dieter Salomon

Wissenschaft ist das wichtigste Freiburger Markenzeichen. Mit der Universität, vier weiteren Hochschulen und mehreren großen Forschungsinstituten versteht sich Freiburg als eine »Stadt des Wissens«, die gut aufgestellt ist für die heutige Wissensgesellschaft.

Die Universität ist mit dem Klinikum die bedeutendste Einrichtung und mit über 15 000 Beschäftigten größte Arbeitgeberin der Region. Sie ist gleichzeitig ein Motor urbanen Lebens, geistiger Offenheit, kultureller Vielfalt und Buntheit. Keine andere Institution hat das Gesicht der Stadt so nachhaltig geprägt wie die Universität. Als dominanter Faktor im politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Leben prägt sie Geschichte und Stadtbild, Lebensrhythmus und Denken der Menschen in Freiburg und am Oberrhein.

Von Matthias Hummel, dem Gründungsrektor der Freiburger Universität, ist das Wort überliefert »Die Wissenschaft hat sich ein Haus gebaut«. Weder Matthias Hummel noch der Universitätsgründer Albrecht VI. von Österreich, werden 1457 geahnt haben, dass 556 Jahre später dieses »Haus der Wissenschaft«, nämlich die heutige Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, auf 154 Häuser mit fast einer halben Million Quadratmetern »Wohnfläche« angewachsen ist, in denen rund 23 000 Studierende in 160 Studiengängen sowie rund 6500 Beschäftigte studieren und arbeiten, und mit nahezu 300 Mio. Euro im laufenden Betrieb jährlich das Haushaltsvolumen einer kleinen Großstadt bewegen.

Das sind nur einige wenige Daten aus dem großen Zahlenwerk über die Universität. Rechnet man die Zahlen für die Kliniken hinzu, dann wird das eingangs erwähnte »Haus der Wissenschaft« zu einer veritablen und kraftvoll wachsenden Stadt. Das mit 1800 Betten drittgrößte deutsche Klinikum mit 14 Fachkliniken beschäftigt rund 10 000 Menschen, darunter mehr als ein Viertel Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler. Sie gewährleisten, neben ihren Aufgaben in der Forschung und Lehre, für 300 000 ambulante und 54 000 stationäre Patientinnen und Patienten eine medizinische Maximalversorgung auf höchstem Niveau (und machen damit ein kommunales Krankenhaus entbehrlich).

Diese wenigen Zahlen lassen bereits in Ansätzen die Bedeutung der Uni und des Klinikums als Standortfaktoren des Wissenschaftsstandorts erkennen. Wobei hier die Betonung ausdrücklich auf »Wissenschaftsstandort« liegt, der im Fall von Freiburg weitgehend identisch ist mit dem »Wirtschaftsstandort«.

Das Kollegiengebäude I der Universität

Um die wirtschaftliche, stadtpolitische und identitätsgebende Rolle der Universität als Standortfaktor des Wissenschaftsstandorts nur annähernd begreifen zu wollen, ist ein Blick auf die Entwicklungsgeschichte von Stadt und Hochschulen der letzten 100–150 Jahre unerlässlich. Wir verstehen heute als Wissenschaftsstandort das Miteinander von Universität, Pädagogischer Hochschule, Staatlicher Musikhochschule und zwei Hochschulen für Sozialwesen in konfessioneller Trägerschaft, sowie von fünf Fraunhofer- und zwei Max-Planck-Instituten und zahlreichen weiteren wissenschaftsnahen Einrichtungen und Unternehmen. Diese Struktur ist historisch gewachsen und das Ergebnis einer planmäßigen Stadtentwicklung, begünstigt durch besondere Rahmenbedingungen und die geographische Lage der Stadt.

Freiburg war – und ist bis heute – kein Standort mit besonderem Schwerpunkt auf produzierendem Gewerbe. In der Arbeitsmarktstatistik liegt der Anteil des Produktionssektors an den Arbeitsplätzen unter 20 Prozent, der tertiäre Sektor mit privaten und (hier ganz überwiegend) öffentlichen Dienstleistungen hingegen bei rund 80 Prozent. Dies ist die gewollte Folge einer Stadtentwicklung, die sich schon im 19. Jahrhundert am Ziel der schönen und kulturell attraktiven Stadt mit hoher Lebensqualität orientierte. In den »Gründerjahren« nach der Reichsgründung 1871 bis zum I. Weltkrieg warb Freiburg mit der Erholungslandschaft des Schwarzwalds, mit südlichem Flair, erlesener Gastronomie, besten Wetterbedingungen, exklusiven Wohnadressen und mit einem reichen Kulturleben (1910 wurde das damals zweitgrößte

kommunale Theater mit über 1000 Plätzen eröffnet). Kurzum mit einer Infrastruktur, die vor einem Jahrhundert als fortschrittlich galt, und auch aus heutiger Sicht durchaus die Attribute »ökologisch und nachhaltig« verdient. Damit wurde Freiburg zu einer gefragten Adresse des wohlhabenden Bürgertums mit einem Spitzenrang in der Statistik der Einkommens- und Vermögensmillionäre, die Wohlstand und volle Stadtkassen bescherten. Begünstigt wurde die Entwicklung mit rasantem Bevölkerungswachstum durch die Rahmenbedingungen einer langen Friedenszeit.

Die Universität gewann in dieser Epoche an Bedeutung wie nie zuvor in ihrer bis dahin über 400-jährigen Geschichte. Hatte noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Schließung durch die neuen badischen Landesherren gedroht, so bescherte die Reichsgründung von 1871 einen ungeheuren Aufschwung in Forschung und Lehre, der auch das Ende des Kaiserreichs überdauerte. In der deutschen Hochschullandschaft wurde Freiburg einer der beliebtesten Studienorte und ein führendes Zentrum der Geschichtsforschung, Philosophie, klassischen Altertumsforschung und Philologie. Zwischen 1870 und 1904 verzehnfachte sich die Zahl der immatrikulierten Studenten von 200 auf 2000 (darunter seit der Jahrhundertwende erstmals auch Frauen). 1911 überreichte der damalige Oberbürgermeister Otto Winterer dem 3000. Freiburger Studenten eine goldene Uhr, und ein Freiburger Restaurant spendierte dem Jubiläums-Studiosus ein ganzes Semester lang einen kostenlosen Mittagstisch.

Die Stadtpolitik profitierte von der wissenschaftlichen Ausstrahlung, und sie tat das Ihre dazu, dass die Universität schnell wachsen konnte. Bis zur Jahrhundertwende waren neben dem früheren Jesuitenkloster die an das Rathaus angrenzenden Bürgerhäuser »Zum Phoenix« und »Zum Rechen« mit den markanten Erkern aus dem 16. Jahrhundert traditioneller Sitz der Universität gewesen. Die Stadt erwarb den Gebäudekomplex und gliederte ihn in das Rathaus ein. Der Ratssaal mit Glockenturm als Symbol bürgerlichen Selbstbewusstseins und urbane Repräsentanz über einer offenen Gewölbehalle verbindet seitdem beide Häuser miteinander – das heutige »Neue Rathaus«.

Weil der Alma Mater angesichts des Booms der Gründerjahre die bisherigen Lehrräume zu klein geworden waren, errichtete die Universität mit städtischer Hilfe repräsentative Neubauten: Die Universitätsbibliothek (heute Kollegiengebäude IV), dann das im Jugendstil errichtete heutige Kollegiengebäude I mit der Aula, das Institutsviertel im Norden der Innenstadt, und in den Zwanziger Jahren schließlich das weitläufige Universitätsklinikum mit großen Parkflächen im Westen der Stadt.

Der exzellente wissenschaftliche Ruf, die Attraktivität der Stadt und die moderne Ausstattung der Universität lockten bekannte Namen nach Freiburg: Der Nationalökonom Walter Eucken als geistiger Vater der sozialen Marktwirtschaft (Professor in Freiburg seit 1927), der Pathologe Ludwig Aschhoff (seit 1906), der Philosoph Edmund Husserl (seit 1916), und vor allem sein Schüler und Nachfolger Martin Heidegger (seit 1928) waren nur einige von vielen Wissenschaftlern, die als Hochschullehrer dem akademischen und auch bürgerschaftlichen Leben Glanz und Prominenz verliehen.

Am 27. November 1944 war Freiburg Ziel eines Bombenangriffs, der in weniger als einer halben Stunde rund 3000 Menschenleben auslöschte und große Teile der Innenstadt und der stadtnahen Wohnviertel zerstörte. 80 Prozent des Gebäudebestands der Uni-

Der repräsentative Eingang zum Kollegiengebäude I (Foto: Bender)

versität und der Kliniken wurden vernichtet, rund die Hälfte der Wohngebäude waren vernichtet oder so stark beschädigt, dass sie unbewohnbar waren.

Beim zunächst zögerlichen Wiederaufbau nach 1945 gingen die Stadt und die Universität einen Weg, der andernorts als rückschrittlich verspottet wurde. Der aus dem Ruhestand zurück geholte frühere Chef des Hochbauamts, Joseph Schlippe, setzte ein Wiederaufbaukonzept durch, das sich wesentlich an den historischen Maßstäben und Bauhöhen sowie alten Grundstücksgrenzen orientierte. Ein wichtiger Baustein darin war das Ziel, auch die Universität dort zu belassen und wieder aufzubauen, wo sie seit einem halben Jahrtausend zu Hause war: Mitten in der Stadt, an den gewachsenen Standorten zwischen Rathaus, Münsterplatz und Theater und in nächster Nachbarschaft zu Handwerk und Handel. Die Idee eines neuen und modernen Campus vor den Toren der Innenstadt scheiterte – heute weiß man: glücklicherweise – an südbadischem Beharrungsvermögen und Konservatismus. Somit blieb den Freiburgern die »autogerechte Stadt« ebenso erspart wie der Umzug der Universität auf die grüne Wiese.

Rückblickend waren diese – in ihrer Zeit nicht unumstrittenen – Wiederaufbaukonzepte die Grundlage dessen, das wir heute als mentale und atmosphärische Standortfaktoren verstehen. Denn nichts hat das geistige und kulturelle Klima der Stadt so sehr und so nachhaltig geprägt wie die Tatsache, dass die Universität seit jeher mitten im urbanen Leben zu Hause ist. In Freiburg ist die ganze Stadt der Campus, dessen alltägliches Miteinander von Lehrenden, Lernenden, Bür-

Das Lehrgebäude der Fakultät für Angewandte Wissenschaften der Universität Freiburg in der Georges-Köhler-Allee 101 wurde 1999 fertiggestellt.

gerinnen und Bürgern im Leben der Stadt ein Klima der Offenheit, kulturellen Vielfalt und Buntheit und des entspannten Umgangs wachsen ließ und lässt. Der Elfenbeinturm der Wissenschaft, den es gewiss im Amts- und Selbstverständnis mancher Ordinarien gab – dieser Elfenbeinturm hat seit je her in Freiburg viele Fenster und Türen.

Die gewachsene Nähe zwischen kommunaler und akademischer Welt wird besonders sichtbar am Platz der Alten Synagoge, wo sich gewissermaßen die »Kulturmeile« (in Ost-West-Richtung: Museen, Münster, Rathaus, Theater und Konzerthaus) und die »Wissenschaftsmeile« (in Süd-Nord-Richtung: Kollegiengebäude, Universitätsbibliothek, Rektorat, Institutsviertel) kreuzen. Kollegiengebäuden und Universitätsbibliothek sowie das Theater als wichtigste städtische Kultureinrichtung sind am heutigen »Platz der Alten Synagoge« nur wenige Schritte voneinander entfernt, und sie sollen durch die Neugestaltung mit Verkehrsberuhigung näher zusammen rücken. Zum 550-jährigen Universitätsjubiläum benannte die Stadt auf Wunsch der Universität den Platz zwischen der Bibliothek, den Kollegiengebäuden I und IV und der Mensa in »Platz der Universität«, der mit der anstehenden Neuordnung des bisherigen Innenstadtrings tatsächlich von einer Straßenkreuzung zu einem urbanen Platz gestaltet wird.

Die Nähe zwischen der Welt der Wissenschaft und dem urbanen Leben ist nicht nur eine räumliche, sondern auch eine mentale: Stadt und Hochschulen wachsen im gleichen Pulsschlag. Die Innenstadt ist gemeinsamer Schauplatz für bürgerliches und akademisches Leben. Forschung und Lehre sind

integrale Teile städtischen Lebens und Motoren urbaner Lebendigkeit.

Diese allgegenwärtige Präsenz der Universität und ihrer Einrichtungen prägt maßgeblich auch das Selbstbewusstsein der Bürgerschaft. Offenheit und Toleranz, Neugier, Diskussions- und Experimentierfreude sind Merkmale einer aufgeklärten, politisch engagierten und kulturell interessierten Gesellschaft. Wissenschaft in einem urbanen Umfeld schafft eine besondere Sensibilität für Stadtkultur und Stadtgeschichte, ebenso wie für politische oder gesellschaftliche Neuerungen. Diese Melange ist die Basis einer Stadtpolitik, die eher als andernorts Veränderungen aufnimmt und neue – auch ungewohnte und experimentelle – Wege und Freiräume für Kreativität in Kultur und Architektur öffnet.

Nirgendwo sonst ist dieses wechselseitige Verständnis so sichtbar geworden wie in dem Slogan, mit dem die Universität 2007 auf großen Bannern und Plakaten auf ihr 550-jähriges Gründungsjubiläum aufmerksam machte: »Freiburg – Wir sind die Universität«.

Politik, Stadtplanung und Stadtmarketing profitieren nachhaltig von diesen über 500 Jahren gewachsenen Verzahnungen mit der Universität. Sie sind als Standortfaktoren nicht in Euro und Cent messbar. Aber als »gefühlte« Faktoren machen sie die Stadt kulturell und als Lebensort attraktiv, und dies seit langem weit über die nationalen Grenzen hinaus. Der Verbund »EUCOR« der oberrheinischen Hochschulen zwischen Straßburg und Basel entstand vor einem Vierteljahrhundert auf Freiburger Initiative. Das trinationale Netzwerk hat zahlreiche Kooperationen geschaffen. Sie reichen von gemeinsamen Studiengängen, der gegenseitigen Anerkennung von Abschlüssen oder dem ungehinderten Zugang zu den Einrichtungen der EUCOR-Mitglieder. Denken wir diese Entwicklung weiter, so wird die Vision einer grenzenlosen europäischen Universität am Oberrhein zur konkreten Zukunftsidee – eine gemeinsame Hochschule mit Standorten in Freiburg, Straßburg, Basel und Mulhouse.

Weltweit ist Freiburg als Studienort eine gefragte Adresse, weshalb keine andere deutsche Universität einen so hohen Anteil an ausländischen Studierenden aufweist. Für sie (ebenso in den übrigen Freiburger Hochschulen oder Forschungsinstituten) ist Freiburg mehr als nur ein beliebter Studien- und Arbeitsort, sondern eine Heimat auf Zeit. Die Universität pflegt diese Verbindungen im Netzwerk der Alumni-Clubs. Die Datenbank der Ehemaligen umfasst eine fünfstellige Zahl von Menschen in aller Welt, die ihre Studienzeit ganz oder zeitweise in Freiburg verbracht haben und heute gewissermaßen Botschafter und Multiplikatoren des Wissenschaftsstandorts sind. Universitäre Kooperationen mit anderen Hochschulen in aller Welt waren für die Stadtpolitik Impulsgeber mehrerer Städtepartnerschaften, zum Beispiel zu den Universitätsstädten Madison/Wisconsin, Innsbruck, Matsuyama, Padua, Granada und Lviv/Lemberg in der Ukraine.

Deshalb sind die hier genannten »gefühlten« Standortfaktoren von ebenso großer Bedeutung wie jene, die unmittelbar durch wirtschaftliches Wachstum, durch sichere Arbeits- und Ausbildungsplätze oder in Städtebau und Architektur sichtbar und zu bemessen sind. Die Bandbreite reicht hier von den (geschätzten) Umsätzen im Einzelhandel durch Angehörige der Hochschulen, und der Arbeitsmarktstatistik bis zu Unternehmensgründungen aus der Universität und den Forschungsinstituten.

Eine 1998 von der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät erarbeitete Studie über die Universität als Wirtschaftsfaktor kam zu dem

Ergebnis, dass allein der Universität zwischen 12 und 16 Prozent der Bruttowertschöpfung in Freiburg und den beiden Nachbarlandkreisen Breisgau-Hochschwarzwald und Emmendingen zuzurechnen ist. Die wirtschaftlichen Wirkungen der Universität durch Kaufkraft, Sachaufwand und Investitionen wurden damals auf bis zu 2,5 Mrd. DM geschätzt.

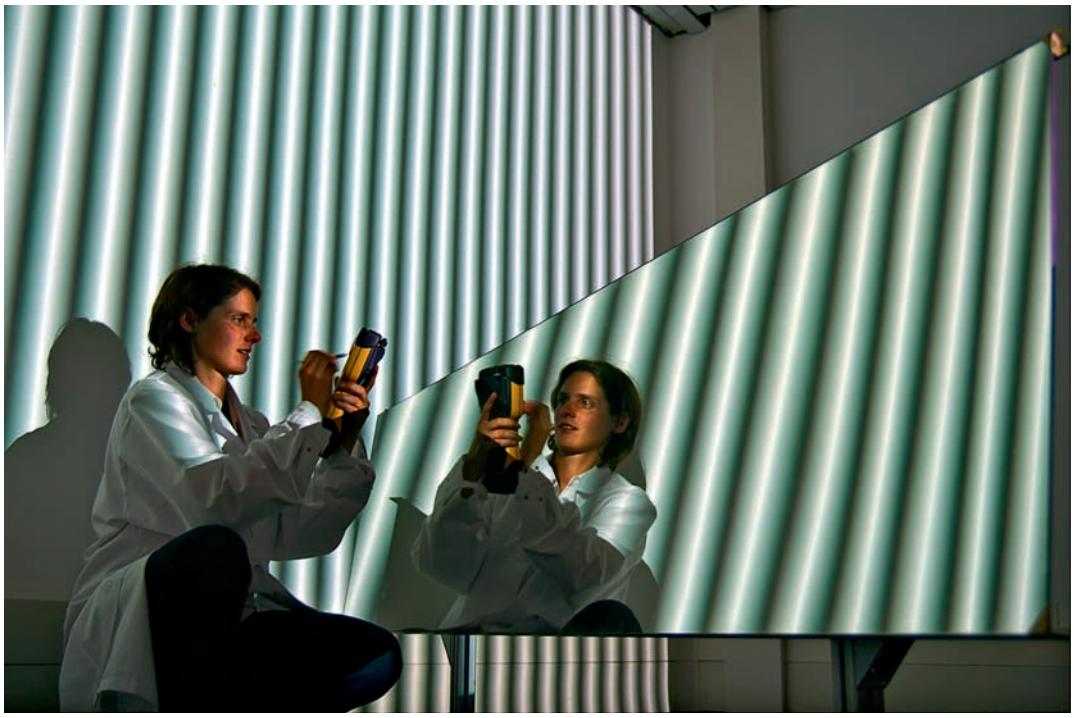
Angesichts der rasanten Entwicklung der letzten 15 Jahre ist es nicht vermessen, diese Zahl heute als Euro-Betrag anzunehmen. Allein die Einstufung als »Exzellenzuniversität« durch den Deutschen Wissenschaftsrat in den Jahren 2007 bis 2012 brachte zusätzliche Fördermittel von 125 Mio. Euro nach Freiburg, Kein anderer Sektor investiert so viel in den Standort Freiburg wie die Universität und das Klinikum. Im Durchschnitt der letzten Jahre überschritten die Bauinvestitionen jeweils die Grenze von 50 Mio. Euro – und sie werden in den kommenden Jahren stark anwachsen. Ein Gutteil dieses vom Universitätsbauamt verantworteten Volumens verbleibt in Form von Aufträgen an Bauunternehmen, Handwerksfirmen und Dienstleister im regionalen Wirtschaftskreislauf und sichert damit Arbeitsplätze. Mit 16 000 Arbeits- und Ausbildungsplätzen sind Uni und Kliniken schließlich die wichtigste Größe des regionalen Arbeitsmarkts. Zum Vergleich: Die größten Wirtschaftsunternehmen am Standort Freiburg erreichen ein Zehntel (!) der Beschäftigtenzahlen.

Diese wichtige Rolle der Universität für Stadtentwicklung, Wirtschaft und Arbeitsmarkt wird weiter wachsen. Viel schneller als anfangs erwartet wird der Flugplatz als Standort der 11. (Technischen) Fakultät zu einem neuen Wachstumskern der Universität. Erst vor weniger als 20 Jahren wagte die Universität den Schritt, neben den Geisteswissenschaften und der Medizin als klassische Freiburger Domänen ein drittes Standbein mit den Schwerpunkten IT und Ingenieurwissenschaften aufzubauen. Als Standort übernahm die Universität zunächst die von den französischen Truppen aufgegebenen Kasernen am Rande des Flugplatzes; das Land erwarb Ende der 1990er Jahre von der Stadt einen Geländestreifen parallel zur Breisacher Bahn von rund 25 Hektar für spätere Erweiterungen.

Was zunächst eine Option für den Ausbau in ferner Zukunft sein sollte, ist inzwischen Realität. Das erste von vier Baufeldern mit den früheren Kasernen ist komplett, die anschließenden Baufelder 2 und 3 sind entweder bereits in Bau oder fest verplant für die Erweiterung der schnell wachsenden Universität und zu kleinen Teilen auch für die ebenso stark expandierenden Institute der Fraunhofer-Gesellschaft. Für das vierte und letzte Baufeld im Norden bestehen bereits feste Planungsabsichten. Auf dem Areal werden in den nächsten Jahren – unter anderem – das »Freiburger Zentrum für interaktive Werkstoffe und bioinspirierte Technologien«, ein interdisziplinären »Innovationszentrum«, Labore der Fakultät für Umwelt und Natürliche Ressourcen, und das Forschungsgebäude für Umwelttechnologie und Nachhaltigkeitswissenschaften, eine gemeinsame Bibliothek für Naturwissenschaften und eine Experimentalhalle für die Technische Fakultät entstehen, nebst Mensa und Wohnheimen.

Im Verhältnis zu den übrigen Standorten ist deshalb der Flugplatz als »Technischer Campus« der am schnellsten wachsende. Bereits heute gehören 20 der insgesamt 154 Uni-Gebäude zur 11. Fakultät und nehmen rund 10 Prozent der gesamten Nutzfläche ein.

Die wirtschaftliche Dimension ist gigantisch. Allein die Investitionen am Flugplatz summieren sich auf deutlich über eine Viertelmilliarde Euro plus weitere über 50 Mio.



Streifenreflektrometrie am Fraunhofer-Institut für Solare Energiesysteme

Euro für das Fraunhofer-Institut. Der Masterplan für den Ausbau des Klinikums sieht ähnliche Größenordnungen im und am Klinikum Breisacher Straße vor. Die Verwaltung wird an den »Westarkaden« in einen 13-geschossigen Komplex Ecke Breisacher Straße/Berliner Allee umziehen und macht damit Flächen im Klinikum frei für Neubauten und Erweiterungen. Bereits in Bau ist das »Zentrum für transnationale Zellforschung« (rund 27 Mio. Euro), geplant sind weiter das »Zentrum für Klinische Forschung II« mit 54 Mio. Euro, das Interdisziplinäre Tumorzentrum (62 Mio. Euro) und als größtes Einzelprojekt die Erweiterung der Chirurgie im Anschluss an die bestehende Klinik mit geschätzt über 160 Mio. Euro. Ebenfalls auf der Agenda des Klinikums steht eine neue Kinderklinik. In der Summe also ein Volumen von mehr als 300 Mio. Euro, die in den kommenden Jahren am Standort Freiburg investiert werden und damit die Kliniken fit machen für den Wettbewerb der großen Standorte.

Die Entwicklung der 11. Fakultät und der Kliniken ist symptomatisch für den rasanten Entwicklungsprozess und Wandel der Universität in den letzten zwei Jahrzehnten. Informatik und Mikrosystemtechnik als Schwerpunkte der jungen Fakultät stehen für die am schnellsten wachsenden Sektoren der Albertina. Sie setzen nicht nur einen Kontrapunkt zu den klassischen Geisteswissenschaften und zur Medizin, sondern geben gleichzeitig Impulse zur Zukunftsentwicklung der ganzen Universität im ursprünglichen Wortsinn – nämlich der »universitas« als Synonym der klassischen Volluniversität, in der Geistes- und Naturwissenschaftler nicht neben-, son-

Studierende der Physik haben auch in Freiburg viele berufliche Möglichkeiten.

dern miteinander forschen und lehren (und voneinander lernen).

Dies strahlt auch auf das Verhältnis zwischen der Universität und den außeruniversitären Forschungsinstituten aus. Aus einem – anfangs zwischen Nichtbeachtung und Distanz changierenden – Nebeneinander sind heute Netzwerke und Kooperationen geworden, mit unmittelbaren Auswirkungen auf die Wirtschaftsentwicklung und das Profil des Wissenschaftsstandorts.

Mit zwei Instituten der Max-Planck-Gesellschaft sowie fünf Fraunhofer-Instituten hält Freiburg einen Spitzenplatz in der außeruniversitären Forschung. Freiburg ist der mit Abstand größte deutsche Standort der Fraunhofer-Gesellschaft. Die fünf Freiburger Institute (von bundesweit 60) beschäftigten rund 2000 Menschen und rangieren damit als Arbeitgeber vor den größten gewerblichen Unternehmen. Durch Forschungsaufträge aus der Wirtschaft generieren sie einen jährlichen Umsatz von 140 Mio. Euro. Drei von fünf Instituten planen bzw. realisieren aktuell große Neubauvorhaben. Die Institute sind überwiegend aus der Universität heraus entstanden und mit ihr verzahnt: Acht Fraunhofer-Wissenschaftler lehren gleichzeitig als Professoren der Universität, und pflegen enge fachliche Kontakte.

Für die kommunale Wirtschaftsförderung ist die Präsenz und thematische Breite der Institute – von Solarforschung bis zu physikalischer Messtechnik – ein Standortvorteil, der kaum zu toppen ist. Die Fraunhofer-Institute repräsentieren eine breite fachliche Kompetenz in Forschung und Entwicklung, die vor allem der Industrie zur Verfügung steht. Sie

Eine solare Wasserstoff-Tankstelle steht für die praktische Anwendung der Solartechnologie.

ersetzen gewissermaßen eigene Forschungsabteilungen und sind auch für höchst anspruchsvolle technische und operative Aufgaben gerüstet. Ein herausragendes Beispiel ist das Fraunhofer-Institut für Solare Energiesysteme (ISE), mit über 1100 Beschäftigten das größte der fünf Freiburger Fraunhofer-Institute und weltweit an zweiter Stelle in der Solarforschung. Das ISE, Anfang der 1980er Jahre als Ausgründung aus dem Institut für Festkörperphysik entstanden, gilt heute international als eine der wichtigsten Adressen für die boomende Solartechnologie. Weltweit arbeiten alle großen Hersteller von Photovoltaikanlagen mit Entwicklungen und Verfahren »made in Freiburg«. Daneben hat das Institut maßgeblich den Ruf Freiburgs als deutsches und europäisches Zentrum in der Forschung und Anwendung der Solartechnologie begründet. In Umfeld des ISE haben sich Handwerksbetriebe und Dienstleistungsunternehmen etabliert; mehrere Unternehmen sind mittlerweile aus dem Institut als spin-offs ausgegründet worden und haben sich erfolgreich am Markt etabliert. Für den Wirtschaftsstandort bedeutet dies wirtschaftliches Wachstum mit Steuereinnahmen sowie neuen Arbeits- und Aus-

bildungsplätzen in einem zukunftsträchtigen Sektor.

In ähnlicher Weise gelten diese Effekte auch für die übrigen außeruniversitären Institute mit dem Angebot industrienaher Forschungs- und Entwicklungskapazitäten. Ihnen ist gemeinsam eine Bindung an die Universität, die zunehmend enger geworden ist. Bestanden noch vor einem Vierteljahrhundert wechselseitige Vorbehalte und Berührungsängste zwischen Grundlagenforschung und anwendungsorientierter Forschung, so ist daraus ein gutes Miteinander mit zahlreichen gemeinsamen Projekten und engen fachlichen Verbindungen geworden. Sichtbar wird dies im konkreten Projekt des Fraunhofer-Instituts für Physikalische Messtechnik, das zusammen mit Universitäts-Einrichtungen auf das Areal der 11. Fakultät am Flugplatz umziehen wird. Und: Kürzlich vergab die Fraunhofer-Gesellschaft den Zuschlag für die »Freiburg Academy for Science and Technology« als bundesweit erste Einrichtung dieser Art für wissenschaftliche Weiterbildung, die von der Fraunhofer-Gesellschaft und der Universität gemeinsam getragen wird. Ebenfalls unter dem Fraunhofer-Dach wird das erste »Europäische Leistungszentrum für Nachhaltigkeit« entstehen am Flugplatz – (noch) kein eigenständiges Institut, aber ein Leuchtturm für die Stadtpolitik, die Nachhaltigkeit als Leitlinie und Maxime des Handelns definiert.

Kurzum: Die Hochschulen, die Institute und die Stadt wissen längst zu schätzen, was sie voneinander haben, und wie sehr sie voneinander profitieren.

Untrennbar damit verknüpft ist das Kapitel der Aus- und Neugründungen aus Universität und Instituten. Anlässlich seines 10-jährigen Bestehens 2009 konnte der an der Universität bestehende Gründerverbund Campus Technologies Oberrhein (CTO) mit mehr als 100 Firmengründungen eine eindrucksvolle Bilanz für die herausragende Bedeutung von wissenschaftlicher Lehre und Forschung als Standort- und Wirtschaftsfaktor ziehen. Zum überwiegenden Teil sind die Aus- und Neugründungen für den Standort Freiburg erhalten geblieben, um die Vernetzungen mit den Ressourcen in Forschung und Wissenschaft weiterhin nutzen zu können. Davon hat die Stadt in der Standortentwicklung ebenso einen Nutzen wie die Hochschulen über wirtschaftliche Beteiligungen. Die Stadtpolitik hat mit Einrichtungen wie dem Technologiezentrum oder dem BioTech-Park in der Regie der stadteigenen »Freiburg Wirtschaft Messen und Touristik« (FWTM) das Ihre dazu getan, den Schritt aus der Hochschule in die Selbstständigkeit leicht zu machen. 2011 haben die Universität, die Stadt und die FWTM mit einer gemeinsamen »Innovationscharta« ein neues Kapitel der Zusammenarbeit aufgeschlagen. Die Charta definiert in der gemeinsamen und wachsenden Schnittmenge von Wirtschaft und Wissenschaft eine Reihe konkreter Entwicklungsprojekte, für die sich auch die Stadt und Dritte finanziell engagieren.

Anlässlich des gemeinsamen Stadtfestes zum 550-jährigen Bestehen der Albert-Ludwigs-Universität war die Rede von einer »glücklichen Symbiose« zwischen der Universität und ihrer Sitzstadt. Die Wissenschaft versteht unter einer Symbiose das Zusammenwirken zweier verschiedener Systeme oder Organismen, das beiden zum Vorteil gereicht und die Entwicklungschancen mehrt. Treffender lässt sich das Selbstverständnis des Wissens- und Wissenschaftsstandorts kaum umschreiben.

Diese Symbiose ist nicht ohne aktives Tun entstanden. Es ist ein Verdienst der Rektoren und politisch Verantwortlichen in den 1980er und 1990er Jahren, vor allem das Ver-

bindende und die wechselseitigen Entwicklungschancen im Dreieck von Hochschulen, Instituten und Kommune zu erkennen und zu nutzen. Heute verständigen sich die Spitzen des Rektorats und der Stadtpolitik in regelmäßigen so genannten »Rektoratsgesprächen« (aus Sicht der Universität heißen sie »Stadtgespräche«) über gemeinsame Ziele und Projekte. Zwischen Rathaus und Rektorat funktioniert der kurze Dienstweg. Die Direktoren der außeruniversitären Forschungsinstitute, das Bürgermeisteramt und die städtische Wirtschaftsförderungsgesellschaft sind über einen festen Gesprächskreis verbunden und arbeiten erfolgreich an einer Positionierung von Freiburg als Forschungsstandort für die Wirtschaft. Die Universität als größte öffentliche Bauherrin stimmt ihre Neubau- oder Umbauvorhaben frühzeitig mit den städtischen Ämtern und politischen Gremien ab. Gemeinsame Veranstaltungen oder Ausstellungen wie der regelmäßige »Markt der Wissenschaft« sind ebenso obligatorisch wie wissenschaftliche Begleitungen von kommunalen Programmen durch die Hochschulen.

In der »Albertina«, dem Stiftungsbrief von 1557 über die Gründung der Universität Freiburg, hatte Albrecht VI. von Österreich unter anderem verfügt, dass die Spitze des städtischen Rats dem Rektor der Universität Jahr für Jahr aufs neue zu geloben habe, die Privilegien der Universität zu wahren, und dies mit der versöhnlichen Formel zu bekräftigen »Dessen sollen wir und die Universität uns je zu Zeiten miteinander, so wir's vermögen, gütlich und freundlich vertragen.« Einen Schwur leistet der Freiburger Gemeinderat seit langem nicht mehr, und die einstigen Privilegien der Universitätsangehörigen sind längst Geschichte. Den Auftrag des Gründers nehmen die heutigen Akteure im Rathaus und im Rektorat immer noch ernst. Albrecht VI. dürfte seine Freude daran haben, was seit 1457 aus der Idee des Gründungsrektors Matthias Hummel geworden ist, in Freiburg der Wissenschaft ein Haus zu bauen.

Anmerkungen

1 Der Beitrag »Universität als Standortfaktor des Wissenschaftsstandorts« ist erstmals 2012 in der Festschrift für Albert von Mutius »Lebensraum Hochschule – Grundlagen einer sozial definierten Bildungspolitik«, Hrsg. Hans-Uwe Erichsen, Dieter Schäferbarthold, Heinz Staschen, E. Jürgen Zöllner, Verlag Reckinger, Bonn 2012, erschienen und vom Autor für die »Badische Heimat« gründlich überarbeitet, aktualisiert und ergänzt worden.

Anschrift des Autors:
Dr. Dieter Salomon
Oberbürgermeister
Stadt Freiburg im Breisgau
Rathausplatz 2–4
79098 Freiburg
E-Mail: ob.salomon@stadt.freiburg.de

Edmund Husserl (1859–1938)

Leben, Werk, Archiv in Freiburg

Hans-Helmuth Gander

Der Beitrag von Hans-Helmuth Gander zu Edmund Husserl skizziert die Lebensstationen des berühmten Philosophen. Sein weitreichender und bis heute nicht absehbarer Einfluss auf die zeitgenössische Philosophie und der Bruch in der Wirkungsgeschichte – verursacht durch den Nationalsozialismus – bewirken, dass den Husserl-Archiven in Freiburg, Köln und Leuven (Belgien) die wichtige Funktion zukommt, die Geschichte und Weiterentwicklung des phänomenologischen Denkens zu dokumentieren. Husserls Lebens- und Wirkungsgeschichte ist vielfach verflochten mit der Stadt Freiburg. In diesem Jahr wurden für Edmund Husserl und seine Frau Malvine zum Gedenken zwei Stolpersteine vor der Universität in Freiburg und an seinem letzten Wohnort an der Lorettostrasse verlegt.

Wer das Kollegiengebäude I der Freiburger Universität besucht und sich hier aufmerksam umsieht, wird rasch auf eine große Tafel mit dem Hinweis »Husserl-Archiv« stoßen. Und verweilte jemand länger hier, könnte sie oder er feststellen, dass hier regelmäßig Menschen unterschiedlichster Nationalitäten ein- und ausgehen. In der Tat gibt es nur wenige Orte in der Universität, die einen vergleichbaren Grad an Internationalität bezeugen. Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern aus allen Weltgegenden kommen nach Freiburg, um im Husserl-Archiv zu forschen. Umso erstaunlicher ist es, dass der Begründer der modernen philosophischen Phänomenologie Edmund Husserl für weite Kreise noch immer zu den unbekannten Größen dieser Universität zählt. Ein wenig ist er, wie dies früher von Theodor Fontane gesagt zu werden pflegte, der berühmte Herr, den kaum einer kennt. Meist hält er sich im Schatten seines wohl berühmtesten Schülers Martin Heidegger. Während sich an Heidegger aber die Geister entzweien, besitzt Husserl ähnlich wie Kant in der Welt der Philosophie ein unbestrittenes Ansehen. Seine Bedeutung als einer der großen Denker und Erneuerer der Philosophie des 20. Jahrhunderts ist unbestritten. Weil seine Gedankengänge bei aller Präzision eher verschlungen erscheinen und seine Schriften nicht leicht zugänglich sind und in ihrem Pathos der Nüchternheit keine literarischen Funken versprühen, fehlt es ihnen an der Popularität, die seinen philosophischen Nachfolgern von Jean-Paul Sartre bis zu Hans Blumenberg mit Recht zuteil wurde.

Hans-Georg Gadamer, einer seiner berühmtesten Schüler, erinnert sich an Husserl als den von seiner Mission völlig durchdrungenen Lehrer, der im Habitus des »typischen Geheimrats der Epoche […] mit goldener Uhrkette über der Weste und mit seinem strengen Blick, mit dem er einen jeden ansah, schon etwas Imponierendes«[1] an sich hatte.

Husserl im Alter von 19 Jahren

Diesen Eindruck einer mit großem Ernst verbundenen leidenschaftlichen und gänzlich uneitlen Hingabe an die eigene Lebensaufgabe bestätigen alle Zeugnisse, die wir über Husserl vorliegen haben. Sein erklärtes Ziel war es, mittels einer begrifflich durchdachten Beschreibungssprache die Philosophie als strenge Wissenschaft auszuweisen.

So sehr Husserl sich persönlich zurückzunehmen wusste und in dieser Zurückhaltung mit der professoralen Existenz, die er führte, weithin unspektakulär erscheint, so ist sein Lebensweg doch in exemplarischer Weise in die Geschichte des 20. Jahrhunderts verstrickt. Insofern erschließt sich in seiner Biographie ein Stück weit auch die seines Jahrhunderts. Edmund Husserl wurde 79 Jahre alt. Geboren am 8. April 1859 in mährischen Proßnitz starb er am 27. April 1938 in Freiburg im Breisgau. Während seine Geburt in eine Zeit fiel, in der das liberale assimilierte Judentum, dem Husserl entstammt, im österreichischen Kaiserreich eine Periode politischer Gleichberechtigung und weithin auch gesellschaftlicher Akzeptanz erlebte, waren Husserls Altersjahre überschattet von der NS-Herrschaft, die für ihn und seine Familie zu gesellschaftlicher Ausgrenzung und vielfältigen Demütigungen führten.

Aufgewachsen in einer wohlhabenden Tuchhändlerfamilie war es der erklärte Wunsch der Familie, dass Edmund eine akademische Karriere anstreben solle, während sein älterer Bruder die florierende Firma übernehmen würde. Nachdem Edmund 1876 die Matura bestanden hatte, studierte er in Leipzig und Berlin Astronomie, Mathematik, Physik und Philosophie. Seine mathematische Doktorarbeit, mit der er im Herbst 1882 in Wien promoviert wurde, trug den Titel *Beiträge zur Theorie der Variationsrechnung.*

In Wien geriet er in eine existenzielle Krise. Auf Zuraten eines Freundes setzte sich Husserl intensiv mit dem Neuen Testament auseinander und tritt in der Folge zum Protestantismus über. 1883 kehrte er nach Berlin zurück und wird wissenschaftlicher Mitarbeiter von Karl Weierstraß, einem der bedeutendsten Mathematiker seiner Zeit. 1884 führte ihn sein Weg erneut nach Wien und dieses Mal endgültig zur Philosophie. Bis zum Sommer 1886 hörte er bei dem Philosophen und Psychologen Franz Brentano dessen Vorlesungen. Sie wurden zu seiner philosophischen Initialzündung, denn hier erlebte er nach eigenem Bekunden zum ersten Mal, »dass auch Philosophie ein Feld ernster Arbeit sei, dass auch sie im Geiste strengster Wissenschaft behandelt werden könne und somit auch müsse«[2]. Insbesondere war es Brentanos methodische

1905: Husserl im Alter von 46 Jahren

Malvine und Edmund Husserl mit den Kindern Gerhart, Wolfgang und Elisabeth, rechts: Husserls Bruder Heinrich mit seiner Frau Klothilde, 1905

»Zurückführung aller philosophischen Begriffe auf ihre Urquellen in der Anschauung [die ihn] mit Bewunderung und mit sicherem Vertrauen«[3] erfüllten.

Auf Empfehlung Brentanos ging Husserl 1886 nach Halle, um sich bei Carl Stumpf, der sich mit seinen Analysen zur Tonempfindung einen Namen gemacht hatte, zu habilitieren. Seine Habilitationsschrift aus dem Jahre 1887 trägt den Titel »Über den Begriff der Zahl« und erschien unter dem Titel »Philosophie der Arithmetik«. In einer Rezension des Mathematikers und Logikers Gottlob Frege wurde Husserls Versuch, mathematische Fundamentalbegriffe in einer deskriptiv-psychologischen Analyse der psychischen Akte zu klären, eine Nähe zu dem damals vorherrschenden Psychologismus unterstellt. Husserl, der Ernst und Gewicht dieses Einwandes sogleich erkannte, hat sich in der Folge seiner vierzehn Hallenser Privatdozentenjahre mit dem Psychologismus und seinem Anspruch, alle Fragen der Logik auf reale Einzelheiten des psychischen Geschehens reduzieren zu können, auf eine Weise auseinandergesetzt, die ihn am Ende zum Überwinder des Psychologismus in der Logik werden ließ und ihn mit der Veröffentlichung der »Logischen Untersuchungen« im Jahr 1900 auf einen Schlag berühmt machte.

In diesen Hallenser Jahren heiratete Husserl Malvine Steinschneider und rasch wuchs die Familie um die drei Kinder, Elisabeth, Gerhart und Wolfgang. Ganz seiner Arbeit hingegeben lebte Husserl ausgesprochen zurückgezogen.

Husserl war kein Mensch, der sich und sein Denken im Gespräch entfaltet. Eher kennzeichnete es ihn, dass er nur im Gedankendialog mit sich selbst das Terrain seines Denkens zu erkunden und zu sichern vermag. Sein Medium war das Schreiben, und am Ende seines Lebens zählt sein Nachlass mehr als 40 000 stenographierte Manuskriptseiten.

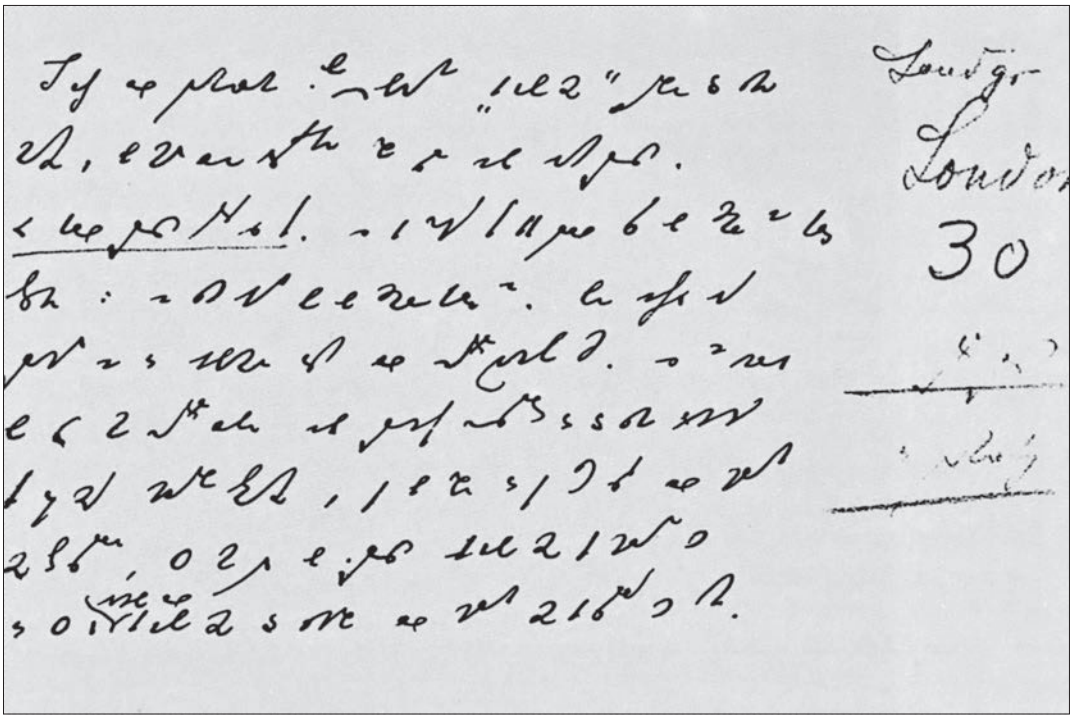
Im November 1901 erfolgte endlich der ersehnte Ruf auf eine Professur an die Universität Göttingen. Überglücklich schrieb Husserl in einem Brief an Alexis Meinong: »Was

für mich augenblicklich […] im Vordergrund steht und alle Bitterkeit der letzten Jahre auflöst, ist das herrliche wissenschaftliche Leben, das ich an der hiesigen Universität und speziell in den naturwissenschaftlichen Kreisen (denen ich nun vorzugsweise nähergetreten bin) vorgefunden habe. Das gibt eine reiche Fülle erfrischender und beschwingender Anregungen, ein erhöhtes Daseinsgefühl und neue Schaffensfreude.«[4]

Ab 1902 entwickelte sich, was als »Phänomenologische Bewegung« in die Annalen der Philosophiegeschichte eingegangen ist. Ausgehend von den »Logischen Untersuchungen« bildete sich aus dem Kreis des von Theodor Lipps in München geleiteten »Psychologischen Vereins« eine Gruppe junger Philosophen, die in der Phänomenologie als sog. ‚Münchner Schule' firmieren. Einige von ihnen zog es zu Husserl nach Göttingen, wo sie um 1905 die sog. ‚Göttinger Schule' der Phänomenologie begründeten. Zu den bedeutendsten Mitgliedern zählten der genialische Max Scheler, der Rechts- und Sozialphänomenologe Adolf Reinach, der Anthropologe Helmuth Plessner, ferner der Ästhetiker Roman Ingarden wie auch der durch den nach ihm benannten Fernsehpreis bekannte Adolf Grimme und die inzwischen heiliggesprochene Edith Stein, die Husserl dann als Assistentin nach Freiburg folgte. In seiner Göttinger Zeit verfasste Husserl den 1913 erschienenen ersten Band der *Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie*. Mit ihm zeigte sich eine neue Entwicklungsstufe der Phänomenologie an, in der Husserl seine früher entwickelte Wesensphänomenologie jetzt in den Rahmen einer transzendentalen Bewusstseinsphänomenologie eingliederte.

Husserls Denkweise ist zuerst dadurch zu kennzeichnen, dass sie sich nicht in Abstraktionen verfangen, sondern »zurück zu den Sachen selbst« gelangen will. Erkenntnistheoretisch geht Husserl davon aus, dass Denken und Wahrnehmen immer schon welthaltig sind und es als Aufgabe gilt, dieses »in der Welt verhaftet sein« nachträglich, »re-flexiv« zu beschreiben. Wir sind, so lautet die Grundannahme von Husserls Phänomenologie des Bewusstseins, in unserem Bewusstsein immer schon intentional auf die Welt bezogen. Bewusstsein ist immer Bewusstsein von etwas. Das heißt, die phänomenologische Analyse von Bewusstseinsstrukturen fordert im Ansatz bereits korrelativ anzulegende Untersuchungen des intentionalen Bewusstseinserlebnisses, der Akte bzw. Bewusstseinsweisen und der ihnen korrespondierenden Gegebenheitsweisen von Gegenständlichem. Husserl sucht entsprechend nach einer Beschreibungssprache für das Empfinden, Wahrnehmen und Erkennen der Lebenswelt. Einerseits knüpft er an bestehende Erkenntnistheorien an (Kant und Hume), doch seine Beschreibungen sind neuartig, in der Ausdruckweise oft verschlungen und heutigen Leserinnen und Lesern erst durch Einführung in deren Voraussetzungen zugänglich.

1916, mitten im Ersten Weltkrieg, in dem sein Sohn Wolfgang als Soldat sein Leben verlor und auch der zweite Sohn schwer verletzt wurde, erhielt Husserl den Ruf auf den vakanten Freiburger Lehrstuhl Heinrich Rickerts. Zum Sommersemester wechselte er nach Freiburg und fand in der Lorettostraße 40 eine großzügige Wohnung, in der die Familie mehr als zwanzig Jahre lebte. In den Freiburger Jahren wuchs Husserls Ruhm noch einmal. Die nationalen wie internationalen Ehrungen nahmen zu, 1919 wurde er Ehrendoktor der Universität Bonn, in Boston, London und Paris wählte man ihn in Akademien. Studenten und Philosophen aus aller Welt pilgerten zu ihm. Günter Anders, Herbert Marcuse, Karl



Husserls Handschrift mit Transkription der Textstelle

»Ich als Phänomenologe darf keine direkten, ›geradehin‹ laufenden Aussagen machen, die mir allein verstatteten sind solche der Ichreflexion. Aber bloße Reflexion tut es nicht. Es genügt nicht, gegebenenfalls statt ›Der Himmel ist blau‹ zu sagen: ›Ich sehe jetzt, dass der Himmel blau ist.‹ Denn in dieser Art reflektieren ich und jedermann auch als natürlich praktisches ich. Es ist klar, dass, wer im natürlichen Leben in die reflektive Einstellung und Aussage übergeht, nicht aufhört, geltend zu machen, für die anderen und für sich selbst als gültig hinzustellen, was ihm vor der Reflexion geradehin gegolten hat und was er irgend als geradehin aussagend als gütig hingestellt haben mochte.«
(Thema der Textstelle: Natürliche und phänomenologische Reflexion)

Löwith, Aron Gurwitsch und Rudolf Carnap gehörten ebenso dazu wie Emanuel Levinas, Jan Patocka, Hans-Georg Gadamer, Alfred Schütz oder Hans Jonas. Husserls Schülerin Edith Stein arbeitete als seine Privatassistentin. Ihre Aufgabe war es, Husserls in Gabelsberger Stenographie verfasste Vorlesungstexte zur Vorbereitung für den Druck zu übertragen, zu strukturieren und auszuarbeiten.

Sein wichtigster Gesprächspartner und Mitarbeiter war in diesen Jahren allerdings Martin Heidegger. Im Jahr 1927 setzte eine letzte intensive Zusammenarbeit zwischen Heidegger und Husserl ein. Husserl arbeitete an einem Beitrag über Phänomenologie für die »Encyclopaedia Britannica«, in dem er die Grundzüge phänomenologischen Forschens darlegen wollte. Heidegger, der selber an seinem Werk »Sein und Zeit« schrieb, verfasste Kommentare zu Husserls Artikel, aus denen dieser jedoch noch nicht die erkennbar wachsende sachliche Ferne zwischen beiden Denkern herauszulesen vermochte. Husserl sah in Heideggers Denken noch immer eine Fortführung seiner eigenen Forschung und schlug Heidegger als seinen Nachfolger vor,

Husserl und Heidegger 1921 in St. Märgen

was Heidegger dann auch 1928 nach Husserls Emeritierung wurde.

Die Sommerferien verbrachte Husserl mit seiner Familie meist im Schwarzwald, so in Bernau, St. Märgen, Breitnau oder auch Kappel. Während dieser Sommermonate steigerte Husserl sein ohnehin ungeheures Arbeitspensum und widmete sich frei von universitären Verpflichtungen ganz seinen Forschungsmanuskripten, die daher im Nachlass oft unter dem Namen der betreffenden Aufenthalte verzeichnet wurden etwa als »Bernauer Zeitmanuskripte«.

Nach seiner Emeritierung fand er endlich die Zeit, ausgewählte Vortragseinladungen anzunehmen. London, Paris, Prag, Wien sind Orte, die Husserls internationalen Ruhm auf diese Weise festigten. Auch in Freiburg hielt man den Philosophen in Ehren, so feierte man ihn, nachdem er 1923 den ehrenvollen Ruf an die Berliner Universität abgelehnt hatte, Festschriften wurden ihm gewidmet und noch am 23 Januar 1933 wurden Husserl in einer Delegation, die Rektor und Dekane anführten, die Glückwünsche zum goldenen Doktorjubiläum überbracht. Umso mehr erschütterte Husserl bis ins Mark, was ihm nach der sog. Machtergreifung widerfuhr. Bereits am 6. April 1933 wurde er aus rassischen Gründen beurlaubt. Auch wenn diese Beurlaubung Ende April wieder aufgehoben wurde, weil Husserl nach der Reichsgesetzeslage vorläufig noch nicht betroffen war, empfand er dies als die größte Kränkung seines Lebens, sah er sich, wie es in einem Brief aus dem Sommer 1933 heißt, selbst als »Deutsche[n] alten Stils und Umfangs, [dessen] Haus eine Stätte wirklich nationaler Gesinnung [gewesen sei], die [seine] Kinder alle in ihrer kriegsfreiwilligen Tätigkeit während des Krieges erwiesen haben.«[5] Die Zeitläufte gingen jedoch darüber hinweg. Um Husserl wurde es einsamer. Nur wenige wie Eugen Fink oder auch Walter und Edith Eucken hielten Husserls in diesen schweren Jahren die Treue. Trotz der zunehmenden Beschwernisse arbeitete Husserl mit eine immensen Schaffenskraft an seinem Spätwerk. In seinem Denken tauchen geprägt durch den ersten Weltkrieg und durch die bedrohlich werdende Stimmung der Dreißiger Jahre neue Themen auf: die Praktiken des sozialen Lebens und die handelnden Subjekte in der Gemeinschaft sowie die Frage nach einer Ethik rückten in den Vordergrund. Das bekannteste Werk dieser Zeit ist »*Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendentale Phänomenologie. Eine Einleitung in die phänomenologische Philosophie.*« Hier kritisiert Husserl die modernen Wissenschaf-

Stolpersteine für Edmund und Malvine Husserl vor der Verlegung. (Fotos: Marlis Meckel)

ten und ihren Anspruch, die Welt rein objektiv zu erfassen, ohne sich nach dem Sinn und Zweck dieser Wissenschaften in alltäglicher Lebenswelt zu fragen. Erforderlich sei hingegen eine ethische Rückbesinnung der Wissenschaften auf ihre Stellung und Wirkung in der alltäglichen Lebenswelt. Diese wissenschaftskritische Perspektive fand in der späteren Frankfurter Schule große Beachtung.

Husserl selbst durfte, nachdem ihm 1936 endgültig die Lehrbefugnis entzogen worden war und die Universität seinen Namen aus ihren Verzeichnissen gestrichen hatte, auch keine Einladungen mehr wie die nach Paris zum Internationalen Philosophenkongress annehmen. Alle Versuche, Husserl zu ehren, wurden strikt unterbunden. 1937 führten die zunehmenden Repressalien der Nachbarschaft dazu, dass Husserls ihre Wohnung in der Lorettostraße verließen und in die Schöneckstraße 6 umzogen. Hier fanden sie für kurze Zeit nochmals Ruhe und Husserl Zeit zur Arbeit. In der Folge eines Sturzes erkrankte Husserl im Spätsommer 1937 ernsthaft. Ohne sich wieder davon zu erholen starb Husserl am 27. April 1938 im Alter von 79 Jahren. Zur Einäscherung Husserls fanden nur wenige aus der Universität und ausschließlich als Privatpersonen den Weg. Eugen Fink, der treue Schüler und engste Mitarbeiter dieser letzten Jahre, hielt die Totenrede.

Anlässlich des 75. Todestages von Edmund Husserl wurden für ihn und seine Frau im April 2013 vor dem ehemaligen Wohnhaus in der Lorettostraße 40 und vor dem Eingang des Hauptgebäudes der Universität Stolpersteine zum Gedenken an das Schicksal des Begründers der Phänomenologie verlegt.

Nach Husserls Tod galt die Sorge der Angehörigen dem philosophischen Nachlass, der durch die Nationalsozialisten akut gefährdet

Das Familiengrab in Günterstal

war. Dank der Initiative des belgischen Franziskaners Herman Leo Van Bredas, der im Sommer 1938 zum Studium Husserlscher Manuskripte nach Freiburg kam, gelang es, den umfangreichen Nachlass, als Diplomatengepäck getarnt, an die Katholische Universität Leuven zu transportieren. Nachdem sich Malvine Husserl entschieden hatte, nach Leuven ins Exil zu gehen, gelangten auch Husserls Bibliothek und ein Teil des Mobiliars nach Leuven. Dies war die materielle Basis für die 1939 erfolgte Gründung des Leuvener Husserl-Archivs.

Nach Kriegsende folgten dann die Gründungen der Husserl-Archive in Freiburg (1950) und in Köln (1951). Die drei Archive arbeiteten in den folgenden Jahrzehnten bei der Edition des Husserlschen Nachlasses im Rahmen der *Gesammelten Werken (Husserliana)* eng zusammen. Der erste Direktor des Freiburger Archivs war Husserls Schüler Eugen Fink, es folgten Werner Marx, Bernhard Rang und Hans-Helmuth Gander, die der Gestaltung des Archivs jeweils ihre eigene Ausprägung verliehen. Das Freiburger Archiv verfügt über Kopien aller Manuskripte ebenso wie über die inzwischen größtenteils erfolgten Transkriptionen. Das Husserl-Archiv verfügt zudem über eine Forschungsbibliothek. Durch Seminarveranstaltungen, Vortragsreihen *(Colloquium phaenomenologicum)* und hier angesiedelte Forschungsprojekte wie bspw. dem 2010 erschienenen Husserl-Lexikon werden die Tradition und Weiterentwicklung von Husserls Denken lebendig ausgestaltet. Nachdem die Editionsphase in ihr Ende eingeht, wurde das Freiburger Husserl-Archiv sukzessive in den letzten Jahren zu einem Zentrum für phänomenologische Forschung ausgebaut. Einen innovativen Entwicklungsschub hierzu leistete 2009 die Eröffnung des Bernhard-Waldenfels-Archivs. Damit besitzt Freiburg in einzigartiger Weise ein Zentrum für klassische und moderne Phänomenologie und kann so noch stärker die interdisziplinären Verbindungen der Phänomenologie zu Sozial- und Gesellschaftswissenschaften, zur Rechtswissenschaft, zu Psychiatrie, Medizin und Kognitionswissenschaften wie auch zur Ethnologie, Sprachtheorie oder Anthropologie in Forschung und Lehre sichtbar machen. Die vielen nationalen und internationalen Gastwissenschaftler/innen, die jährlich die beiden Archive besuchen, liefern zudem wichtige Impulse und bereichern das wissenschaftliche Leben dieser Institution.

Literatur:

Edmund Husserl, Briefwechsel Band I: Die Brentanoschule, Husserliana Dokumente, hrsg. v. K. Schuhmann, Dordrecht/Boston/London 1994

Edmund Husserl, Briefwechsel Band IX: Familienbriefe, Husserliana Dokumente, hrsg. von K. Schuhmann, Dordrecht/Boston/London 1994
Husserl-Chronik. Denk- und Lebensweg Edmund Husserls. Hrsg. v. Karl Schuhmann, Den Haag 1977 (Husserliana Dokumente I)
Edmund Husserl und die phänomenologische Bewegung: Zeugnisse in Text u. Bild. Hrsg. von Hans Rainer Sepp. Freiburg/München 1988.
Bernet, R.; Kern, I.; E. Marbach: Edmund Husserl. Darstellung seines Denkens. Hamburg 1996.
Schuhmann, Karl (Hrsg.): Malvine Husserls »Skizze eines Lebensbildes von E. Husserl«, in: Husserl Studies 5:105–125 (1988).
Husserl-Lexikon. Hrsg. von Hans-Helmuth Gander. Darmstadt 2010.

Anmerkungen

1 Hans-Georg Gadamer: Erinnerungen, in: Edmund Husserl und die phänomenologische Bewegung. Zeugnisse in Text und Bild. Hrsg. von H. R. Sepp. Freiburg/München 1988, S. 15 f.
2 Zitiert nach: Edmund Husserl und die phänomenologische Bewegung. Zeugnisse in Text und Bild. Hrsg. von H. R. Sepp. Freiburg/München 1988, S. 132.
3 Ebd.
4 Edmund Husserl, Briefwechsel Band I: Die Brentanoschule, Husserliana Dokumente, hrsg. von K. Schuhmann, Dordrecht/Boston/London 1994, S. 138.
5 Husserl schreibt in diesem Brief an Gustav Albrecht am 1. Juli 1933: »Und auch dies, dass ich das neue Beamtengesetz und dann die Beurlaubung als größte Kränkung meines Lebens empfunden habe. Es ist das kaum noch zu überwinden – daß mir mit der Gegenübersetzung von ‚Deutschen' und ‚Nicht-Ariern' das Deutschtum abgesprochen ist, wie das Millionen anderer. Ich denke, ich war nicht der schlechteste Deutsche (alten Stils und Umfangs) und mein Haus eine Stätte wirklich nationaler Gesinnung, die meine Kinder a l l e in ihrer kriegsfreiwilligen Tätigkeit im Feld und (Elli) im Lazarett während des Krieges erwiesen haben.« Edmund Husserl, Briefwechsel Band IX: Familienbriefe, Husserliana Dokumente, hrsg. von K. Schuhmann, Dordrecht/Boston/London 1994, S. 92.

Anschrift des Autors:
Prof. Dr. Hans-Helmuth Gander
Husserl-Archiv Freiburg
Albert-Ludwigs-Universität Freiburg
Platz der Universität 3
79098 Freiburg

Wirtschaftsförderung und Standortentwicklung für Freiburg

Bernd Dallmann

Seit 1987 ist die Freiburg Wirtschaft Touristik und Messe (FWTM) für die Wirtschaftsförderung und Standortentwicklung in Freiburg verantwortlich. In dieser Zeit haben sich Stadt und Region ausgesprochen positiv entwickelt. Der Grundstein für den breiten, integrativen Wirtschaftsförderungsansatz vereint die Aufgabengebiete Wirtschafts- und Tourismusförderung, Technologieförderung und Clusterentwicklung, Messe- und Kongresswesen, den Betrieb von Veranstaltungshäusern und die Durchführung von Großveranstaltungen. So entstehen Synergien und themen- und bereichsübergreifende Innovationen, die Voraussetzung sind für eine ganzheitliche und nachhaltige Standortentwicklung sowie für ein Standortmarketing aus einem Guss für die Stadt Freiburg.

Seit über 25 Jahren ist die FWTM – Freiburg Wirtschaft Touristik und Messe GmbH & Co. KG – für die Wirtschaftsförderung und Standortentwicklung in Freiburg verantwortlich. In dieser Zeit haben sich Stadt und Region ausgesprochen positiv entwickelt. Dieser Erfolg ist für die nächsten Jahre Herausforderung und Maßstab zugleich. Schwerpunkt der Arbeit ist deshalb die weitere Entwicklung der bestehenden wirtschaftlichen Basis sowie neuer standortrelevanter Themen mit Fokus auf vorhandene Stärken und Kompetenzen. Der Grundstein für den breiten, integrativen Wirtschaftsförderungsansatz der FWTM wurde bereits 1987 gelegt und vereint heute die Aufgabengebiete Wirtschafts- und Tourismusförderung, Technologieförderung und Clusterentwicklung, Messe- und Kongresswesen, den Betrieb von Veranstaltungshäusern und die Durchführung von Großveranstaltungen. So entstehen Synergien und themen- und bereichsübergreifende Innovationen, die Voraussetzung sind für eine ganzheitliche und nachhaltige Standortentwicklung sowie für ein Standortmarketing aus einem Guss für die Stadt Freiburg.

Modernes Selbstverständnis

Städte und die sie umgebenden Regionen sind die Zentren der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Entwicklung. Sie konkurrieren weltweit um die Ansiedlung von Unternehmen und qualifizierte Fachkräfte. Wirtschaftsförderung ist in diesem Sinne wesentlicher Bestandteil einer langfristig angelegten, nachhaltigen Stadtentwicklungspolitik. Eine wirtschaftsfreundliche Politik der Stadt Freiburg ist jedoch kein Selbstzweck. Sie sichert vielmehr die Grundlage für eine starke, prosperierende Wirtschaft. Sie schafft die Voraussetzungen für den Wohlstand aller Bürgerinnen und Bürger und die Zukunftsfähigkeit der ansässigen mittelständischen Arbeitgeber und Gewerbetrei-

benden sowie die Finanzkraft der Kommune. Als Oberzentrum ist Freiburg durch die wirtschaftliche Verflechtung und die Pendlerströme mit den beiden umgebenden Landkreisen sehr eng verflochten. Lokale Arbeitsmarktpolitik lässt sich ebenso wenig sinnvoll an Kreisgrenzen ausrichten wie das vorhandene Wohn- und Gewerbeflächenangebot in der Region. Als »kleine Großstadt« ist Freiburg auf regionale Kooperation und Vernetzung angewiesen. Die FWTM sichert die notwendige regionale Integration über die Geschäftsleitung der Wirtschaftsförderung Region Freiburg (WRF).

Bestandspflege im Vordergrund

Wirtschaftsförderung zielt auf die Schaffung wirtschaftsfreundlicher Rahmenbedingungen für alle, die in der Region Freiburg Arbeitsplätze sichern und schaffen. Im Vordergrund steht dabei die Pflege und Förderung des vorhandenen Unternehmensbestands. Die Unterstützung reicht dabei von Flächenmanagement bis zur Begleitung bei Veränderungsprozessen. Entgegen der landläufigen Meinung besteht Wirtschaftsförderung nicht vornehmlich in der Ansiedlung von Betrieben. Die meisten Firmen verfügen zwischenzeitlich über ein weit verzweigtes Distributionsnetz. Neuansiedlungen von Unternehmen und Institutionen lassen sich heute nur dort realisieren, wo Standorte bereits über Kompetenzfelder in Forschung und Wirtschaft, sog. Cluster, verfügen. Die Vermittlung von Kontakten zwischen Unternehmen, Wissenschaft und Forschung zur Initiierung von Innovationen und die Ermittlung, Betreuung und Kommunikation von strategischen Schwerpunktbereichen in Netzwerken und Clustern und damit die Stärkung von Wachstum sind die wichtigsten Aufgaben der Wirtschaftsförderung.

Eine moderne, zeitgemäße Wirtschaftsförderung versteht sich als Vordenker und Ideenentwickler – Think-Tank – und als Ansprechpartner unternehmerischer Anliegen sowie Umsetzer wirtschaftsbezogener Projekte. Die FWTM ist einheitlicher Ansprechpartner, eine sog. One-Stop-Agency für Ansiedlungsvorhaben, Standortsuche oder Standortwechsel sowie bei Bau- und Erweiterungsvorhaben der Unternehmen und Einrichtungen in der Region Freiburg. In enger Zusammenarbeit mit der Stadtverwaltung werden in regelmäßigen Treffen, Sitzungen oder an »Runden Tischen« Projekte initiiert und vorangebracht. In Zusammenarbeit mit der Bauverwaltung werden Anträge zügig und wirtschaftsfreundlich abgewickelt.

Wirtschaftsförderung und Standortentwicklung ist aktive Netzwerk- und Kommunikationsarbeit. Sie umfasst Kontakte mit lokalen Arbeitgebern und den Austausch mit der Stadtverwaltung ebenso wie kontinuierliche Presse- und Öffentlichkeit sowie nationales und internationales Standortmarketing. Regelmäßige und aktive Kontakte pflegen die FWTM und die Wirtschaftsförderung Region Freiburg im Rahmen zahlreicher eigener Veranstaltungen bzw. Veranstaltungsreihen. Die Wirtschaftsförderung besucht ansässige Betriebe, betreut Unternehmensnetzwerke und erstellt Standortbroschüren oder Unternehmensporträts. Zu den Aufgaben der Wirtschaftsförderung gehört auch die Kommunikation zu allen Fragen der Wirtschaftsentwicklung und wirtschaftsrelevanter Informationen.

Lebensqualität und Wohlstand im Fokus

Oberstes Ziel der Wirtschaftsförderung ist die Erhaltung und Steigerung der Lebensqualität und des Wohlstandes der Bevölkerung am

Die Solar-Fabrik im Freiburger Gewerbegebiet Haid – Europas erste »Nullemissionsfabrik« (Foto: Solar-Fabrik AG)

Standort Freiburg. Da die Stadt Freiburg aufgrund niedriger eigener Steuerkraft zu einem erheblichen Anteil von Finanzierungszuweisungen des Landes abhängig ist, ist die Sicherung und Steigerung der Gewerbesteuereinnahmen ein erklärtes Ziel der Wirtschaftsförderung. Deshalb gilt es, die Attraktivität Freiburgs als Wirtschaftsstandort zu steigern, Arbeitsplätze zu sichern und die Schaffung neuer Arbeitsplätze zu unterstützen. Zunehmend wichtig für einen prosperierenden Wirtschaftsstandort ist, dass ausreichend qualifizierte Fachkräfte zur Verfügung stehen. Der Fachkräftemangel wird vor dem Hintergrund der demografischen Entwicklung Realität. Fachkräfteengpässe werden in den nächsten Jahren auf allen Qualifikationsniveaus zunehmen.

Freiburgs Rahmenbedingungen stimmen: Freiburg ist eine »Metropole im Handtaschenformat«: klein genug, um sich zu verändern, groß genug, um ernst genommen zu werden – »Small enough, to make it happen, big enough, to be taken seriously« –, so charakterisiert der renommierte britische Städteforscher Charles Landry Freiburg. Die »Green City« hat sich auf Ökologie und Nachhaltigkeit spezialisiert, Wertvorstellungen und Lebensbedingungen, die heute weltweit anerkannt sind. Im Jahr 2010 wurde Freiburg als kleinste unter 55 Modellstädten eingeladen, sich auf der Weltausstellung EXPO in Shanghai zu präsentieren. Diese hohe Anerkennung und Wertschätzung gilt es, in Zukunft zu behaupten. Die FWTM setzt sich zum Ziel, Impulse für die künftige Standortentwicklung zu liefern und einen kreativen Prozess des Nachdenkens über Entwicklungsoptionen der Green City anzustoßen wie auch an der Umsetzung und der Sicherung der Vorreiterrolle Freiburgs mitzuwirken.

Kreativität und Innovationen

Faktoren wie Image und Lebensqualität, Natur und Kultur sind wichtige Kriterien im

Standortwettbewerb um »kreative Köpfe«. Und die wiederum sind die Voraussetzung für Wachstum. Freiburg ist begehrter und attraktiver Lebens- und Arbeitsort und wird als solcher vermarktet und weiterentwickelt. Die frühe Fokussierung auf nachhaltige Themen, ausgelöst durch den breiten Widerstand gegen den Bau eines Atomkraftwerks in Wyhl, und die breite Akzeptanz, die diese Themen in der Freiburger Politik, der Bevölkerung und der Wirtschaft genießen, sind ein wichtiger Baustein dieser Entwicklung. Freiburg verdankt große Teile seines wirtschaftlichen Erfolgs der Wissenschaft. Mit der gezielten Förderung von Biotechnologie, Mikrosystemtechnik, IT, Solar- und Umwelttechnik sowie Gesundheit wurden zur richtigen Zeit zukunftsorientierte, Arbeitsplätze schaffende und wissensintensive Bereiche gefördert.

Bildung, Wissenschaft und Technologie

Auf dem Weg zur Wissensgesellschaft sind Bildung, Wissenschaft und Forschung die Grundlage für Innovationen und Erfolg im Standortwettbewerb. Freiburg verfügt über erstklassige Hochschulen und Forschungseinrichtungen sowie innovative Hightech-Unternehmen. Es gilt deshalb, Freiburg als traditionsreichen und exzellenten Wissenschaftsstandort zu positionieren. Um gleichzeitig die Umsetzung von Forschungsergebnissen in marktfähige Produkte zu fördern und zu beschleunigen, wird die Vernetzung zwischen regionaler Wirtschaft und Wissenschaft ausgebaut, z. B. durch ein neues Innovationszentrum auf dem Uni-Campus am Flugplatz oder etwa im Rahmen von Clusterinitiativen.

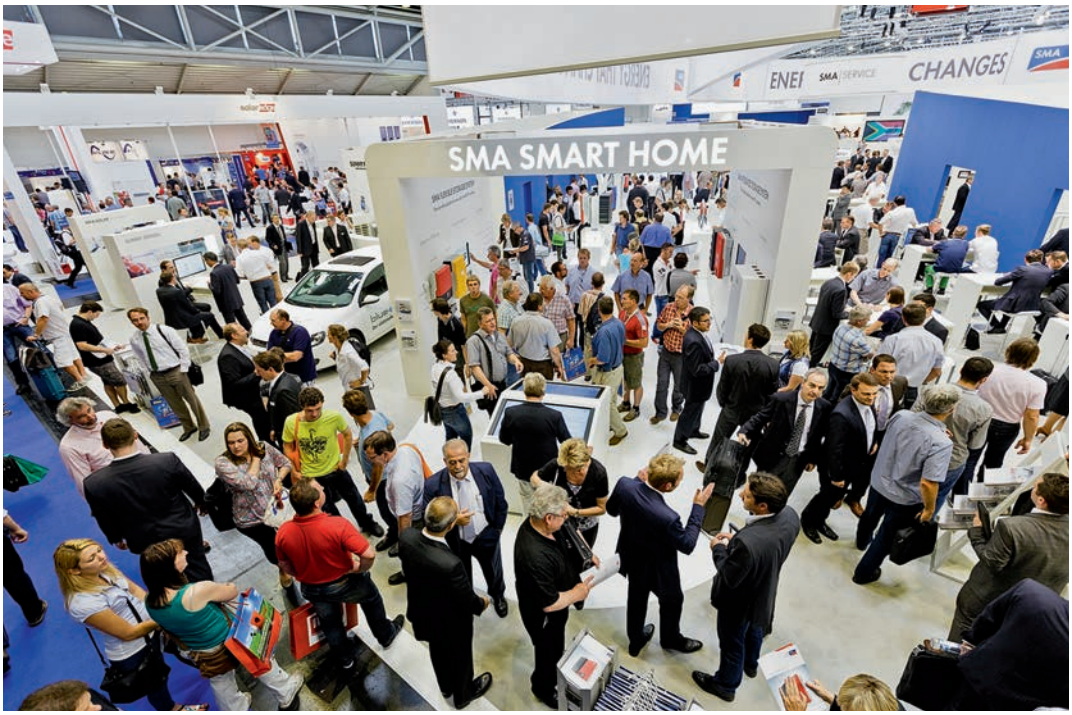
Destination für Privat- und Geschäftsreisende

Als Wirtschafts- und Standortfaktor spielt auch der Tourismus in Freiburg und der Region traditionell eine große Rolle. Er ist mit seinen Wertschöpfungs-, Einkommens- und Beschäftigungseffekten ein wichtiger Eckpfeiler der mittelständisch strukturierten Freiburger Wirtschaft. Vom Tourismus gehen zahlreiche Impulsfunktionen für das Wirtschaftsleben der Stadt aus. Nicht nur Hotellerie und Gastronomie profitieren von ihm, sondern auch Einzelhandel, Handwerk, Verkehrsgewerbe und eine große Zahl weiterer Dienstleistungszweige. Tourismusförderung und Stadtmarketing sind daher in Freiburg integraler Bestandteil der Wirtschaftsförderung.

Touristische Wertschöpfung

Aus den Übernachtungen im gewerblichen Bereich und aus den Übernachtungen in privaten Haushalten bei Verwandten und Bekannten sowie den Tagestouristen errechnet sich eine Besucherzahl von über zwölf Millionen jährlich. Übernachtungs- und Tagestouristen erbringen zusammen einen Nettoumsatz von ca. 568 Mio. Euro und eine Gesamtwertschöpfung auf der ersten und zweiten Umsatzstufe in Höhe von ca. 295 Mio. Euro. Der touristisch bedingte Anteil am Gesamteinkommen aus Erwerbstätigkeit und Vermögen aller privaten Haushalte in der Stadt liegt demnach bei ca. sechs Prozent.

Die Bilanz weist über die letzten 25 Jahre einen ununterbrochenen Anstieg der Übernachtungszahlen auf. Einen besonderen Meilenstein stellte dabei das Jahr 2007 dar: Erstmals schaffte Freiburg den Sprung unter die



Treffpunkt auf vier Kontinenten – die Fachmesse „Intersolar" (Foto: FWTM)

»Übernachtungsmillionäre«. 1,13 Millionen Übernachtungen standen am Jahresende zu Buche. Eine Zahl, die 2012 nochmals auf 1,4 Millionen gesteigert werden konnte. Kontinuierlich stieg auch der Ausländeranteil an den Übernachtungsgästen in den vergangenen Jahren, von 24 Prozent im Jahr 1987 auf 32 Prozent im Jahr 2012.

Bedeutung der Auslandsmärkte

Im Städtetourismus sind die Zuwächse vorrangig aus dem Ausland zu generieren, weshalb hier auch Schwerpunkte des Touristikmarketings gesetzt werden. Bearbeitet werden die Auslandsmärkte in zwei strategischen Teilsegmenten: Als Märkte mit einem konstant hohen Übernachtungsvolumen werden die Schweiz, Niederlande, Italien, Frankreich, USA, Spanien und Großbritannien bearbeitet. Als Märkte, für die mittelfristig Steigerungsraten prognostiziert werden, sind Japan, China, Indien, Russland und die arabischen Golfstaaten definiert. Die Chinakompetenz, die im Zuge der Freiburger Beteiligung an der Weltausstellung EXPO 2010 in Shanghai gewonnen wurde und im Rahmen des von der FWTM initiierten China Forum Freiburg weiter gepflegt wird, leistet hierzu einen entscheidenden Beitrag.

Green City Freiburg

Freiburg hat sich mit seiner ambitionierten Umweltpolitik, einer nachhaltigen Stadtentwicklung und dem Bekenntnis zur Nutzung

und zum Ausbau von erneuerbaren Energien weltweit einen Namen gemacht. Wenn es um nachhaltiges Energiemanagement geht, überzeugt die »Green City« mit einer Vielzahl innovativer Ansätze und Lösungen. Deshalb erfährt Freiburg auch eine verstärkte Nachfrage im Segment Fachtourismus: Fachdelegationen aus aller Welt informieren sich im Bereich nachhaltiger Stadtentwicklung und Verkehrsplanung, Sanierung bestehender Gebäudesubstanzen sowie zu allen Themen rund um erneuerbare Energien.

So haben die seit Jahren von großen japanischen Reiseveranstaltern auf dem japanischen Markt offerierten Freiburger »Umweltseminare« für starke Resonanz gesorgt. Dieser Trend setzt sich nun bei chinesischen Fachdelegationen fort, die nicht zuletzt durch die Präsenz der Green City Freiburg auf der Weltausstellung vor drei Jahren die beispielhafte Umweltpolitik Freiburgs kennenlernen möchten. Mit der Durchführung der Intersolar Messe in San Francisco, Mumbai, Beijing und São Paulo bestehen hervorragende Möglichkeiten, Freiburg als Green City und als attraktives Tourismusziel zu vermarkten.

Health Region Freiburg

Großes Potenzial verspricht zukünftig auch der Gesundheitstourismus. Der Aufbau der neuen, aus Mitteln des Europäischen Fonds für Regionale Entwicklung (EFRE) geförderten Clusterinitiative »Healthcare & Economy« treibt die enge Verzahnung von Wirtschaft und Wissenschaft, hier insbesondere von Universitätsklinikum und regionalen Akteuren der Gesundheitswirtschaft und des Tourismus, weiter voran. Besonders die Gesundheitsprävention kann zukünftig neue Besucherkreise generieren.

Upper Rhine Valley

Mit rund 18 Millionen Übernachtungen jährlich ist die grenzüberschreitende Region am Oberrhein in der Summe durchaus vergleichbar mit bekannten Reisezielen wie Südtirol oder der Toskana. Trotz der gemeinsamen historischen und kulturellen Prägung und einer einzigartigen Agglomeration touristischer Attraktionen wurde das touristische Potenzial der Oberrheinregion in der Vergangenheit nur unzureichend genutzt. Vor diesem Hintergrund hat die FWTM die Fortführung und Ausweitung der im Jahr 2007 ausgelaufenen Zusammenarbeit im Rahmen des INTERREG III-Projektes »Tourisme Regio TriRhena« initiiert und organisiert. Das INTERREG IV-Projekt »Tourism Upper Rhine Valley« weitet die bisherige »RegioTriRhena« am Südlichen Oberrhein auf die gesamte Region am Oberrhein und deren Teilregionen einschließlich der Südpfalz aus und vermarktet seit 2009 das Gebiet unter der gemeinsamen Dachmarke »Oberrhein«. Dabei werden die erfolgreichen Einzelmarken beibehalten und thematisch eingebunden.

Großveranstaltungen

In der heutigen Erlebnisgesellschaft spielen Events eine herausragende Rolle. Sie haben in den letzten Jahren für den Städtetourismus enorm an Bedeutung gewonnen. Spektakuläre Großveranstaltungen sportlicher oder kultureller Art locken nicht nur die Touristen in großer Zahl an. Für das Stadt- und Tourismusmarketing ist vor allem der Werbe- und Imageeffekt, der von einem solchen Ereignis ausgeht, von großem Interesse. Beträchtliche Zuwächse für Hotellerie und Gastronomie bescherten in den vergangenen Jahren zahl-

reiche Sportereignisse, Feste und kulturelle Veranstaltungen. Es gilt jedoch zu bedenken, dass die Potenziale Freiburgs für Großveranstaltungen wie etwa Mega-Konzerte mit der Messe Freiburg und der Rothaus-Arena begrenzt sind. Der Schwerpunkt für Freiburg im Großevent-Bereich liegt daher auf »Spezialitäten«: Events vor allem im Außenbereich, auf den Straßen und Plätzen unserer Stadt.

Eindrucksvolle Großveranstaltungen im Sportbereich waren etwa die Tour de France-Etappe 2000, die Deutsche Radsportmeisterschaft 2004, die Hallenradsport-WM 2005 und die Rollkunstlauf-WM 2009. Der Freiburg Marathon ist seit 2004 eine feste Größe im Freiburger Veranstaltungskalender und zieht viele Teilnehmer von außerhalb an, die häufig mit Begleitpersonen anreisen und übernachten. Im Jahr 2011 bereicherte das »Jahrtausendereignis« Papstbesuch die Liste der Großveranstaltungen in Freiburg um ein weiteres Highlight.

Kultur und Feste

Im Bereich Feste und Kultur sind die jährlichen Events Freiburger Weinfest, Freiburger Filmfest oder Zelt-Musik-Festival zu nennen. Um die Weihnachtszeit sorgt der traditionelle Freiburger Weihnachtsmarkt mit im Schnitt über 500 000 Besuchern, darunter zahlreiche Gäste aus dem Ausland, für gute Auslastungen in Freiburgs Beherbergungsbetrieben. Großer Andrang herrscht beim jährlichen Festival für Fotografie, Abenteuer und Reisen »Mundologia« mit weit über 10 000 Besucherinnen und Besuchern.

Kultur in allen ihren Facetten – von der Kulturveranstaltung bis zur Baukultur – ist der wichtigste Attraktivitätsfaktor bei privaten Städtereisen. Insbesondere bei den ausländischen Gästen spielt das Thema Kultur eine herausragende Rolle. Museen, Ausstellungen, Theater, Konzerte, Festivals – das Kultur- und Unterhaltungsangebot Freiburgs hat sich sowohl quantitativ als auch qualitativ in den letzten Jahren äußerst positiv entwickelt, was sich wiederum in den Übernachtungsstatistiken und den Beurteilungen der Gäste niederschlägt. Alleine in den Veranstaltungshäusern der FWTM – dem Konzerthaus Freiburg, der Messe Freiburg, dem Historischen Kaufhaus – finden jährlich mehr als 700 Veranstaltungen statt.

Theater und Museen

Mit dem Augustinermuseum, einem der bedeutendsten Museen am Oberrhein mit einer renommierten, umfangreichen Sammlung der Kunst vom Mittelalter bis zum Barock sowie Malerei des 19. Jahrhunderts, verfügt Freiburg nach der Neueröffnung 2010 über ein kulturelles Highlight, das bundesweit und international Beachtung findet. Das Stadttheater Freiburg ist ein über die Landesgrenzen hinaus renommiertes Dreispartenhaus, das von Touristen ebenso besucht wird wie von Einheimischen. Auch das Konzerthaus Freiburg ist für viele Gäste unserer Stadt fester Bestandteil eines Freiburg-Besuches. Damit fördert die Kultur nicht nur den Tourismus, auch die Touristen fördern die Kultur.

Messe Freiburg

Freiburg ist ein regionaler Messeplatz mit internationaler Bedeutung. Das Veranstaltungsportfolio der Messe Freiburg ist mit rund 20 Eigenmessen sowie zahlreichen Gastmessen und -veranstaltungen breit gefächert. Seit ih-

Messe Freiburg mit der 2006 eröffneten Rothaus Arena (Foto: FWTM)

rem Umzug auf das neue Messegelände vor 13 Jahren hat sich der Umsatz von seinerzeit drei Mio. Euro bis heute mehr als verachtfacht. Gemessen an dem im ersten Jahr ausgegebenen Ziel einer Verdoppelung innerhalb von zehn Jahren am neuen Standort, konnten die Erwartungen damit weit übertroffen werden. Hiervon profitieren nicht nur die am Messegeschehen unmittelbar beteiligten Akteure wie Messegesellschaft, Messebauer und Logistikdienstleiter, sondern auch Hotels, Gaststätten, Taxibetriebe und der Einzelhandel.

Im vergangenen Jahr konnte die Messe Freiburg mit über 25 Mio. Euro ihr umsatzstärkstes Geschäftsjahr verzeichnen. Maßgeblich verantwortlich für die gute Umsatzentwicklung der Messe Freiburg sind die beiden internationalen Leitmessen »Intersolar« und »Interbrush« sowie die in den letzten Jahren neu entwickelten Messen. Die Intersolar wird aus Kapazitätsgründen seit 2008 in München durchgeführt; ihre Ausstellungsfläche betrug 2010 mehr als das Sechsfache der Freiburger Hallenkapazität. Mit der »Gebäude.Energie. Technik« (GETEC) oder der »ECONSTRA« konnten neue Veranstaltungen platziert werden. Durch den gezielten Auf- und Ausbau weiterer Messen im Bereich »special interest«, wie z. B. der »Plaza Culinaria«, der »Internationalen Kulturbörse«, der »IMMO« oder »Baby & Kind«, wurden neue Marktpotenziale erschlossen.

Blick in den Runden Saal des Konzerthauses Freiburg (Foto: FWTM)

Auch in den nächsten Jahren wird die Entwicklung des Messestandorts Freiburg unter Beibehaltung des Fokus auf die Freiburger Stärken Umwelt- und Solarwirtschaft, Gesundheitswirtschaft sowie Freizeit und Tourismus weiter vorangetrieben. Dabei dient die Messe als Schaufenster und Präsentationsplattform für Unternehmen und Institutionen aus der gesamten Region. So werden mit den Messen »Intersolar«, »GETEC«, »Marktplatz Arbeit« und anderen Bildungs- und Berufsmessen, »Fit for Life« oder der »Ferienmesse« sowie der »Bike aktiv« verschiedene Zielgruppen angesprochen, die für Freiburg und die Region typisch sind und bedeutende Standort- und Wirtschaftsfaktoren darstellen. Zur Organisation und Abwicklung von Auslandsaktivitäten wie die Intersolaren North America, China und India sowie der EXPO 2010 in Shanghai, wurde 2008 die »Freiburg Management and Marketing International« (FMMI) als internationale Management-Tochtergesellschaft der FWTM gegründet.

Konzerthaus Freiburg

Mit dem Konzerthaus Freiburg, das am 28. Juni 1996 eröffnet wurde, übernahm die FWTM als Betreiberin und Vermieterin eine neue wichtige Aufgabe. Impulse für die kulturelle Attraktivität der Stadt und Region, neue Perspektiven für die Entwicklungen von Kongressen und Tagungen, Schlüssel zur städtebaulichen und wirtschaftlichen Belebung – es waren hohe Erwartungen, die seitens der Stadt und ihrer Bürger an das Haus gestellt wurden. Wie gleich die ersten Betriebsjahre zeigten,

wurden diese Erwartungen erfüllt. Dies gilt sowohl im Hinblick auf die dynamischen Impulse, die der Bau des Konzerthauses Freiburg für die Entwicklung der Stadt gegeben hat, als auch die wirtschaftliche Bilanz sowie die Belegung und Frequentierung. Der Wunsch, dass die Stadt mit dem Konzerthaus wieder Schauplatz von großen Kongressen und Tagungen sein sollte, konnte realisiert werden. So konnten Kongresse akquiriert werden, die ohne die Existenz des Konzerthauses in Freiburg nicht auszurichten gewesen wären.

Wachsende Wohlfühlstadt

Die Zahl der Beschäftigten und Erwerbstätigen am Standort Freiburg ist in den letzten 25 Jahren kontinuierlich gestiegen: Waren 1987 noch knapp 111 000 Angestellte, Selbstständige, Freiberufler und mithelfende Familienangehörige in der Stadt tätig, so stieg diese Zahl bis zum Jahr 2012 auf den Rekordwert von über 158 000. Freiburg führt bezüglich des Zuwachs an Arbeitsplätzen seit Jahren die Bestenliste der Großstädte im Land an. Auch im bundesweiten Vergleich steht Freiburg glänzend da.

Freiburg bietet Wachstumspotenzial bei hoher Umwelt, Lebens- und Wohlfühlqualität. Eine attraktive Kombination, die bei jungen Familien, Studierenden, Auszubildenden sowie Fach- und Führungskräften gefragt ist. So ist es nicht verwunderlich, dass in den vergangenen 25 Jahren die Zahl der Beschäftigten und der Bevölkerung in Freiburg jeweils um rund 30 Prozent gestiegen ist. Freiburg ist eine der am schnellsten wachsenden Großstädte in Deutschland. Der Freiburg-Boom übertrifft alle Prognosen. Experten gehen davon aus, dass der Höchststand der Bevölkerung nicht im Jahr 2015 erreicht ist, sondern der Rückgang erst in 2040 einsetzt. Allein bis zum Jahr 2025 soll die Zahl der Einwohner um sieben Prozent steigen.

Heute ist Freiburg längst nicht mehr nur Ruhestandsoase oder »Pensionopolis«. Ganz im Gegenteil: Mit einem Durchschnittsalter von 41 Jahren ist Freiburg die jüngste Großstadt Baden-Württembergs. Mit knapp 20 Prozent an Haushalten, deren Vorstand unter 30 Jahre alt ist, gehört Freiburg auch deutschlandweit zu den Städten, deren Bevölkerung zunächst weiter wächst und deren Durchschnittsalter vergleichsweise niedrig bleibt. Im Umfeld der Universität und der Forschungsinstitutionen kann dieser Trend anhalten. Ziel sollte es deshalb sein, dass Freiburg auch über 2030 hinaus weiter wächst, entgegen dem Trend in der Bundesrepublik und vielen Staaten Europas.

Ausblick

Freiburg ist ein ausgeprägter Wissens- und Wissenschaftsstandort, in der Region überwiegen die kleinen und mittelständischen Betriebe. Die Bandbreite reicht von traditionellen Branchen, wie beispielsweise dem Handwerk über Dienstleistungen bis hin zu innovativen Bereichen wie Life Sciences, Umwelt- und Solarwirtschaft, Mikrosystemtechnik sowie IT und Medien. Hierunter befinden sich zahlreiche international erfolgreiche Unternehmen sowie Weltmarktführer, sog. »hidden champions«.

Freiburgs Stärke liegt in den Bereichen Hightech, Bildung und Innovation. Dank der hier ansässigen Hochschulen und Forschungsinstitutionen verfügt Freiburg über Innovationspotenzial und große Attraktivität für Studierende, Arbeitnehmer, Bevölkerung und Unternehmen. Die FWTM wirkt nach au-

ßen als Marketingunternehmen, das Freiburg und die Region Oberrhein als Wirtschaftsstandort, Tourismusziel und attraktiven Lebensraum vermarktet. Nach innen, indem sie in enger Zusammenarbeit mit der Stadtverwaltung durch den Ausbau der Infrastruktur und die Durchsetzung wirtschaftsfreundlicher Rahmenbedingungen die Attraktivität für potenzielle Investoren, Fach- und Nachwuchskräfte für die Zukunft erhält und weiter steigert. Als Mittler zwischen den kommunalen Einrichtungen, den wissenschaftlichen Institutionen und den Unternehmen versteht sich die FWTM als Entwicklungsmotor.

Durch Ausbau der Kooperation von Wirtschaft und Wissenschaft, z. B. in Clustern und Netzwerken, durch Förderung der ausgeprägten Bildungsorientierung des Standorts sowie durch die internationale Vermarktung des »Freiburger Modells« sollen Wachstum und Wohlstand der Region im internationalen Standortwettbewerb langfristig gesichert werden. Als erfolgreiche Betreiberin von Messe, Konzerthaus, Historischem Kaufhaus und Friedrichsbau sowie als Veranstalterin von Messen, kulturellen Events und Großveranstaltungen leistet die FWTM zudem einen wichtigen Beitrag zur Standortattraktivität.

Nachhaltigkeit ist dabei unsere Richtschnur und Handlungsmaßstab. Es gilt, die erfolgreiche Standortentwicklung der vergangenen Jahre konsequent fortzuführen. So kann und soll qualitatives Wirtschaftswachstum, das nicht nur die materielle Verbesserung der Lebensumstände zum Ziel hat, sondern ganzheitlich auf das Wohlergehen aller Freiburger ausgerichtet ist, langfristig gesichert werden.

Die Erfahrungen des Autors aus mehr als zwanzig Jahren erfolgreicher Wirtschaftsförderungspraxis für Freiburg und die Region sind in dem 2012 im Haufe Verlag erschienenen »Handbuch der Wirtschaftsförderung – Praxisleitfaden zur kommunalen und regionalen Standortentwicklung« zusammengetragen.

Anschrift des Autors:
Dr. Bernd Dallmann
Geschäftsführer
FWTM GmbH & Co. KG
Rathausgasse 33
79098 Freiburg
bernd.dallmann@fwtm.de

Die etwas andere Wirtschaftsregion: Freiburg

Jörg Hemmerich

Die Wirtschaftsregion Freiburg ist eine besondere Wirtschaftsregion. Sie umfasst die Großstadt Freiburg sowie die Landkreise Breisgau-Hochschwarzwald und Emmendingen. DAX-Unternehmen sucht man hier vergebens. Zu den Besonderheiten gehört zweifellos die Rolle der Universität und des dazu gehörigen Universitätsklinikums. Sie strahlen auch in die Wirtschaft ab – zahlreiche Start-Up-Unternehmen sind im Umfeld der Uni entstanden, zum Beispiel im Bereich der Biotechnologie. Auch der Tourismus und der Weinbau sind kennzeichnend für diese Region. Und viele Mittelständler, die von Freiburg und der Region aus international agieren. 644 000 Menschen leben hier heute, 24 Prozent mehr als 1987. Die Zahl der Erwerbstätigen hat sogar in diesem Zeitraum um 41 Prozent auf 325 000 zugenommen. Oder anders: Die Wirtschaftsregion Freiburg ist eine Wachstumsregion.

Sie mögen es, die Einheimischen und die Touristen: das historische Münster, den »schönsten Turm der Christenheit«, den quirligen Münstermarkt, die Bächle inmitten der Stadt, den nahen Kaiserstuhl, die begnadete Gastronomie, die Schwarzwaldberge drumherum. Und, und, und. Aber ist das eine Wirtschaftsregion? Fabrikschlote sind hier rar, kein DAX-Unternehmen hat seinen Sitz in der Wirtschaftsregion Freiburg.

Wirtschaftsregion Freiburg?

Ja, die gibt es wirklich und das ist auch kein Etikettenschwindel. Es sind eben nicht nur große Konzerne mit riesigen Fertigungsstätten oder gewaltige Logistikzentren, die eine Wirtschaftsregion ausmachen. Eine Wirtschaftsregion kann ganz anders beschaffen sein, es muss nicht das Daimler-Werk neben Bosch produzieren und dazu noch IBM, wie das im schaffigen Mittleren Neckarraum der Fall ist. Es müssen nicht einmal Mittelständler mit tausenden von Beschäftigten sein, die hier in der Region zwischen Wein und Reben am Rande des Schwarzwalds und nahe dem Rhein schon als richtige Großbetriebe durchgehen würden.

Was ist also so anders an dieser Wirtschaftsregion Freiburg? Es fängt an mit der puren Größe. Die Wirtschaftsregion Freiburg gehört zu den eher kleinen Gruppierungen dieser Art in Deutschland. Tatsächlich besteht sie aus der Großstadt Freiburg mit nun wohl 209 000 Einwohnern – nach dem neuesten Zensus musste die Zahl um fast 20 000 nach unten korrigiert werden – und den beiden Landkreisen Breisgau-Hochschwarzwald und Emmendingen. Zusammen bringen sie es, statistische Unebenheiten mal ausgelassen, auf 644 000 Einwohner.

Das Freiburger Industriegebiet Nord ist mit einer Fläche von 300 Hektar das größte Industriegebiet Freiburgs – und auch das älteste. Dort haben nicht nur große Unternehmen ihre Niederlassungen, hier sind auch die Universität und die Freiburger Messe angesiedelt.

Wachstumsregion und Wohlfühlregion

Das ist nicht viel, aber wahr ist auch: die Wirtschaftsregion Freiburg ist eine Wachstumsregion. Sie ist eine Wachstumsregion ganz gewiss auch deshalb, weil sie eine Wohlfühlregion ist, ein Begriff, den Marketing-Leute gerne verwenden. Er ist nicht ganz unsinnig: die »soften« weichen Faktoren wecken ja wirklich Begehrlichkeiten, hier auch zu leben und zu wohnen. Eben: die schöne Stadt Freiburg mit der Kajo, den Gassen, den vielen alten und neuen Kneipen, der Beschaulichkeit, die kleinen Städte im Umfeld, Breisach, Müllheim, Emmendingen, Waldkirch und und und. Die Dörfer im Schwarzwald, die Dörfer am Rhein, am Kaiserstuhl, das Überschaubare und das Mediterrane.

Und es sprechen knallharte Fakten für die Wirtschaftsregion Freiburg. Die Wirtschaft pulsiert hier durchaus nicht nur verhalten. Kleine, feine Industriezonen und Gewerbegebiete mit einem großen Mix an Handwerksbetrieben und Dienstleistern gibt es überall in dieser Region. Kleine und mittlere Unternehmen, Mittelständler, die auch international aufgestellt sind. Ein Beispiel: in Bahlingen am Kaiserstuhl, einer eher unscheinbaren Gemeinde, ist der Sitz der Männer Group. Die hat einst ein Sohn des Dorfes gegründet, heute gehört Männer als Hersteller von Heiß-

luftkanalsystemen zu den wichtigsten Anbietern weltweit in dieser Marktnische. 400 Leute arbeiten für das Unternehmen, die meisten sind hoch qualifizierte Fachleute, die auch dort ihre Heimat haben, wo produziert wird. Dass ihr Chef Hans Peter Männer sich darüber hinaus als Investor in der Gastronomiebranche betätigt, rundet das Bild. In dieser Wirtschaftsregion ticken Unternehmer oft ganz anders als anderswo. Da ist man halt einerseits weltweit tätiger Manager, anderseits hat man auch ausreichend Herzblut und heimatliche Verwurzelung, alteingesessene Landgasthäuser wieder auf Vordermann zu bringen. Das passt schon zusammen in dieser etwas anderen Wirtschaftsregion. In einer Wirtschaftsregion, in der Unternehmen von Weltruf ihren Sitz haben, wie der Sensorenbauer Sick in Waldkirch oder Thieme in Teningen, ein Spezialist für Siebdruck und die Herstellung von speziellen Kunststoffteilen, oder der Messgeräte-Hersteller Testo in Lenzkirch, der eben viele Millionen in ein neues Fabrikgebäude im Schwarzwald investiert hat. Unternehmen wie diese Mittelständler garantieren Tausende von Arbeitsplätzen in der Wirtschaftsregion Freiburg – immer die Landschaft und das Klima des Oberrheins als kostenlose Beigabe.

Sie sind alle keine Giganten, aber sie passen in das Bild dieser etwas anderen Wirtschaftsregion. Eine Wirtschaftsregion, die sich als Innovationsregion begreift, oder auch als Wissenschaftsregion, und daraus auch ihre wirtschaftliche Kraft zieht. Nicht ganz zufällig hat der Wirtschaftsverband WVIB (Wirtschaftsverband Industrieller Unternehmen in Baden) seinen Sitz in Freiburg. Abseits der Industriemetropolen wird da ja auch signalisiert, dass mittelständische Wirtschaft nach anderen Parametern arbeitet, wie die Flaggschiffe der deutschen Wirtschaft. Der WVIB ist tatsächlich ein Zusammenschluss von südbadischen Unternehmen (natürlich nicht nur aus dem Bereich der Wirtschaftsregion Freiburg) die darauf setzen, mit anderen Mitteln als purer Größe zum wirtschaftlichen Erfolg zu kommen. Innerhalb des WVIB wird viel diskutiert, es werden Erfahrungen ausgetauscht, wie man im globalen Wettbewerbe bestehen kann. Wobei man in diesem Zusammenhang ruhig erwähnen darf, dass Freiburg ja auch Messestadt ist. Es ist viel investiert worden, aber natürlich erreichen die Freiburger nicht die Größe anderer Messestädte – Basel und Stuttgart liegen ja irgendwie vor der Tür und gegen sie konkurrieren zu wollen, wäre der blanke Unsinn. Aber es geht gut, so gut sogar, dass die Freiburger Messe als Mitveranstalter der Messe Intersolar auf den sehr viel größeren Messeplatz München ausweichen musste. Mitveranstalter bleiben die Breisgauer Messemacher gleichwohl und damit auch die Wirtschaftsregion Freiburg. Die Intersolar ist schließlich wichtig für eine Region und eine Stadt als Zentrum, die als »Green City« punkten will. Freiburgs Messe ist übrigens ein kommunales Unternehmen im Besitz der Stadt Freiburg.

Die ungewöhnlichen Großunternehmen

Es ist ja allerdings nicht so, dass es nicht auch wirklich große Unternehmen in Freiburg gibt. Aber sie passen eben einfach nicht so ins Raster. Fangen wir beim größten an, zumindest, was die nackten Zahlen angeht, Es ist die Caritas, in der die katholische Kirche alle Aktivitäten bündelt, die mit ihrem sozialen Engagement zusammenhängen. Der zentrale Sitz dieser Organisation befindet sich in der Stadt Freiburg. Von Freiburg aus werden die Aktivi-

Das Gelände des Freiburger Güterbahnhofs Nord umfasst rund 39 Hektar Fläche. Dort verfolgt die Stadt Freiburg zusammen mit dem Erschließungsträger Aurelis ehrgeizige Pläne. Wo früher die Güterzuge fuhren, soll ein gemischtes Quartier entstehen – Gewerbe, Handwerker, Wohnen. Die Konzeption soll in den nächsten Jahren umgesetzt werden, das Interesse ist groß. Vor allem das Nebeneinander von Wohnen und Arbeiten stößt in der wohnungsarmen Stadt Freiburg auf viel Zustimmung.

täten der Caritas gesteuert. 559 000 hauptamtliche Mitarbeiter stehen auf der Lohnliste der Organisation. Es wäre natürlich eine Milchmädchenrechnung, diese Mitarbeiter, zu denen Kindergärtnerinnen in Norddeutschland ebenso gehören wie Heilerziehungspfleger irgendwo in der Republik, einfach der Wirtschaftsregion Freiburg zuzurechnen. Das macht allen Ernstes auch niemand.

Die meisten Freiburger kennen das Projekt Caritas ja ohnehin nicht als national von ihrer Stadt aus operierende Gruppierung, für sie ist Caritas schlicht das, was sie vor Ort erleben. Da verhält es sich mit einer anderen Institution, die seit 1457 ihren Sitz in Freiburg hat, schon anders. Wir reden von der altehrwürdigen Albert-Ludwigs-Universität mit dem dazu gehörigen Universitätsklinikum.

Bereits nach Zahlen ist die Bildungsstätte ein veritabler Koloss. Die Universität zählt 6482 Beschäftigte, davon sind 2466 wissenschaftliches Personal inklusive Professoren und das Universitätsklinikum 9640 Mitarbeiter, davon 2148 wissenschaftliche, also Ärzte, Biologen und so weiter. Es ist in wesentlichen Teilen eben auch die Universität, die dieser Wirtschaftsregion ein ganz besonderes Gesicht gibt. 24 000 junge, manchmal auch recht alte Menschen studieren hier und dass gelegentlich ein Exzellenz-Titel verschwindet, ist wirklich nicht viel mehr als Künstlerpech. Tatsächlich gilt die Freiburger Uni als innovativer Mittelpunkt dieser Region. Und sie ist ein gewichtiger wirtschaftlicher Faktor: gerade eben sind Neubaupläne für die Technische Fakultät bekannt geworden, gewaltige Erwei-

terungen werden geplant. Gebaut wird ohnehin von dieser Universität in einem Umfang, der für die heimische Bauindustrie und für die Handwerker der Region alles in den Schatten stellt, was deren Auftragsbücher betrifft. Jüngstes Beispiel: Mit viel Mühen wird derzeit ein Neubau der Unibibliothek mitten im Zentrum Freiburgs hochgezogen, bei dem auch bestehende Elemente des Altbaus verwendet wurden. Das Projekt wird wohl deutlich teurer wie die 44 Millionen Euro, die bisher veranschlagt worden sind.

Freiburg ist natürlich zuallererst eine Universitätsstadt. Die Studenten gehören ganz selbstverständlich zum Stadtbild. Man darf aber nicht vergessen, dass die Uni noch eine ganz andere Funktion hat. Sie ist auch Motor der Wirtschaft. Zahlreiche Start-Up-Unternehmen sind im Umfeld der Uni entstanden, zum Beispiel im Bereich der Biotechnologie oder der Medizintechnik.

Nun mag man über gestiegene Baukosten sehr zu Recht lamentieren, Fakt ist jedoch auch, dass die Universität als Impulsgeber für eine ganze High-Tech-Branche im Großraum Freiburg bis hin nach Basel absolut unverzichtbar ist. Viele Start-Up-Unternehmen sind aus der Uni, gerade von Absolventen der Technischen Fakultät gegründet worden – viele waren erfolgreich, ein paar sind auch ziemlich geräuschvoll gegen die Wand gefahren. So wie eben im richtigen Wirtschaftsleben. Zum Umfeld der Universität dürfen auch die Fraunhofer-Institute in Freiburg mit gut 2000 Mitarbeitern gezählt werden. Hier wird keineswegs nur geforscht, hier kommen Ergebnisse heraus, die auch die wirtschaftliche Anwendung ermöglichen. Das bekannteste der Fraunhofer-Institute ist zweifellos das ISE, das Institut für solare Energiesysteme, das größte solare Forschungsinstitut weltweit. Die Mannen um den legendären Institutschef Eicke R. Weber sind immer für Überraschungen gut, was den Fortschritt der Solarenergie anbelangt – und sie bringen Impulse in eine Zukunftsindustrie wie kaum ein anderer.

Ein Wirtschaftsfaktor ganz besonderer Art ist ganz gewiss auch das Universitätsklinikum, eines der größten seiner Art in Deutschland. Das Klinikum, eine kleine Stadt in der Stadt, ist international renommiert und für die Maximalversorgung der Region unverzichtbar – wenn es auch in Freiburg noch etliche andere große Krankenhäuser gibt, ebenso in der Provinz zwischen Müllheim, Titisee-Neustadt, Emmendingen und Breisach.

Tourismus spielt entscheidende Rolle

Bei aller Wertschätzung der Universität: Freiburg ist nie so sehr als reine Universitätsstadt gesehen worden, wie zum Beispiel Tübingen. Das ist auch richtig so. Tatsächlich ist Freiburg

ja auch das Zentrum einer Wirtschaftsregion, die einen Erwerbszweig kennt, dem anderwärts allenfalls eine rudimentäre Bedeutung beikommt. Wir reden vom Tourismus. Allein die Stadt Freiburg hat im Jahr 2012 insgesamt 1,4 Millionen Fremdenübernachtungen verbucht, davon deutlich mehr als eine Million in der Sparte Hotel. In Baden-Württemberg liegt nur Stuttgart mit 3,11 Millionen höher, aber das ist ja auch die Landeshauptstadt mit einer Massierung von Großbetrieben.

In Freiburg sind die Touristen eher gemischt, übrigens auch nach Nationalitäten, und nicht selten haben Besucher auch mit der Universität zu tun. Zahlreiche Kongresse finden in Freiburg statt, sehr häufig übrigens auch im einst umstrittenen neuen Konzerthaus, das längst viel mehr ist als der Name sagt.

Und Freiburg samt der Region steht immer mehr bei Kurzzeit-Touristen im Kalender. Die Stadt will man einfach »mitnehmen«, wenn man auf Deutschland-Tour ist, vielleicht auch als Alternative zu den lauten Metropolen zwischen München und Hamburg. Viele Alumni, ehemalige Absolventen der Universität, zieht es immer wieder hierher, wo das Leben doch so schön südlich ist. Und sie lieben auch die Provinz drumherum, die Schwarzwaldberge, die Straußen im Markgräflerland und am Kaiserstuhl ebenso wie die Sternelokale. Natürlich auch den Europapark in Rust. Deutschlands größter Freizeitpark ist der Touristenmagnet am Oberrhein schlechthin. Nicht nur der gigantische Vergnügungspark zieht die Menschen an, sondern auch das Übernachtungs-Resort. 4500 Betten gibt es im Europapark-Umfeld, es ist das größte Hotelresort in Deutschland. Fast 5 Millionen Menschen besuchen jährlich den Europapark, Viele Kinder, viele Touristen. Das ist ein beachtlicher Wirtschaftsfaktor.

Es gibt Zahlen, wonach die gesamte Schwarzwaldregion mitsamt Freiburg zwischen 8 bis 10 Milliarden Euro im Jahr aus touristischen Geschäften erlöst. Nahtourismus spielt dabei auch eine gewichtige Rolle, die Menschen aus der Region sind selbst gerne dort Gäste, wo sie eh zu Hause sind. Und für sie arbeiten 34 600 sozialversicherungspflichtig Beschäftigte, so weist es die jüngste Statistik der DeHoGa Schwarzwald-Bodensee aus – ein nicht unbedeutender Teil davon in der Wirtschaftsregion Freiburg. Der Schwarzwald als bedeutendste deutsche Ferienregion gehört natürlich nur zu kleinen Teilen zum Bereich der Wirtschaftsregion Freiburg. Aber Freiburg im Breisgau ist nun mal die populärste Stadt im Schwarzwald (dass Freiburg eigentlich »Freiburg im Breisgau« heißt und nicht »Freiburg im Schwarzwald« spielt nur bei Pedanten eine Rolle) und hat mit dem Schauinsland ja immerhin einen Schwarzwälder Hausberg mit einer respektablen Höhe von 1284 Metern. Es greift allerdings zu kurz, wenn man den wichtigen Wirtschaftszweig Tourismus nur in Freiburg oder im Hochschwarzwald ansiedelt. Dessen Bedeutung als Ferienziel ist natürlich riesig und man muss auch einräumen, dass dort einiges getan wurde in den letzten Jahren – nicht nur was besondere touristische Angebote wie den Ausbau von Nahverkehrsangeboten betrifft, sondern auch privates wirtschaftliches Element. Bestes Beispiel: Das Freizeiterlebnisbad in Titisee-Neustadt, das der Betreiber durchaus zu Recht »Badeparadies Schwarzwald« nennt. Das Bad, zunächst höchst skeptisch gesehen, hat sich zu einem Magneten für den Südschwarzwald entwickelt. 570 000 Besucher kamen im Jahr 2012. Nun sollen noch einmal fünf Millionen Euro in eine Erweiterung des Badetempels gesteckt werden, der kürzlich zum besten deutschen Freizeitbad gewählt worden ist.

Die Erkenntnis, dass Tourismus in der gesamten Wirtschaftsregion Freiburg ein immer wichtiger werdender Wirtschaftsfaktor ist, war übrigens nicht immer da. Der Kaiserstuhl mitsamt dem Tuniberg ist das beste Beispiel: obwohl die Region in ganz Deutschland höchst populär ist, wurde über viele Jahre nur recht halbherzig in den Fremdenverkehr investiert. Dabei war der Trend da: Weinregionen ziehen Menschen an, die gemütlichen Straußen, die schönen Restaurants, die naturbelassenen Wanderwege mit ihren romantischen Hohlgassen, die Wein-Einkaufsmöglichkeiten direkt bei der Winzergenossenschaft oder beim Weingut. Jetzt wird nachgebessert: Hotelbauten werden hochzogen, Millionensummen investiert. Tatsächlich ist der Bereich »Wellnesshotels«, die eine zahlungskräftige Kundschaft anziehen, in dieser Ferienregion bisher deutlich unterrepräsentiert.

Aber nun wird gebaut, an mehreren Stellen. Zum Beispiel gibt es Pläne in Burkheim, die mittelalterlichen Städtchen am Kaiserstuhl, das heute zur größten Weinbaugemeinde Baden-Württembergs, Vogtsburg, gehört. Die dortige Kreuz-Post will der Eigentümer zu einem Spitzen-Wellness-Hotel umbauen. Im Juli ist der runderneuerte »Steinbuck« in Vogtsburg-Bischoffingen als neuer Landgasthof eröffnet worden, das renommierte Anwesen wird den nächsten Jahren noch einen exklusiven Hotelbereich dazu bekommen. Auch anderwärts gibt es Baupläne und sie sind notwendig. Der Kaiserstuhl muss sich ranhalten, wenn er im Wettbewerb um die Touristen auf den vorderen Plätzen landen soll.

Weinbau als wichtiger Wirtschaftsfaktor

Es geht in dieser Region und auch im benachbarten Breisgau ja nicht nur darum, Übernachtungsgäste zu bekommen. Sowohl der Kaiserstuhl wie der Tuniberg als auch der Breisgau sind bedeutende südwestdeutsche Wein-Anbaugebiete. Der Weinbau prägt bis heute viele Dörfer im Großraum Freiburg – kein Wunder, dass man sich hier besonders vehement gegen EU-Pläne gewehrt hat, den Weinbau ohne Reglementierung überall zuzulassen.

Schließlich ist der Weinbau einer der wichtigsten Wirtschaftsfaktoren in der Wirtschaftsregion Freiburg. 20 000 Menschen in Südbaden leben direkt vom Ertrag der Reben, seien es Winzer, Kellermeister oder Küfer. Viele sind Nebenerwerbswinzer, ihren Wohlstand verdanken sie durchaus dem Wein. Und dessen Qualität. Vor allem der Spätburgunder ist populär und zählt auch international zu den Spitzenweinen. Ebenso wie neuerdings der Grauburgunder, der mal als Ruländer eine ziemlich wuchtige Angelegenheit war. Sein leichter Nachfolger gilt mittlerweile ebenfalls als Spezialität der Region – wahrscheinlich auch, weil der Pinot Grigio auch international reüssiert.

Allerdings ist die Weinlandschaft seit Jahren im Umbruch. Längst hat sich die Branche zu einem knallharten Geschäft gewandelt. Die Strukturen von früher stimmen nicht mehr. Zwar ist der Winzerkeller in Breisach bis heute die größte Genossenschaftskellerei Europas, aber die Weinmacher in Breisach haben Federn lassen müssen. Winzergenossenschaften, die dort bisher den Wein ihrer Mitglieder abgeliefert haben, wandern ab – anderwärts bekommen sie mehr bezahlt. Dabei wird gelegentlich vergessen, dass die Vermarktung des alkoholischen Getränks ja auch in einem längst beinhart gewordenen Markt geschieht. Die Hälfte der Weine wird bei Discountern vermarktet in Konkurrenz zu ausländischen Angeboten, die qualitativ

Das Gewerbegebiet Haid in Freiburg auf einer Fläche von 200 Hektar im Westen der Stadt hat sich in den vergangenen Jahren entwickelt. Zahlreiche Unternehmen von vielen Autohändlern bis hin zu Fabriken mit Spezialfertigungen haben hier ihren Sitz. Und mittlerweile ist das Gewerbegebiet sogar zu klein geworden. In den nächsten Jahren soll eine Ausweitung um 15 Hektar realisiert werden.

nicht schlechter sein müssen. Das wissen die Weinerzeuger am Kaiserstuhl natürlich. Aber sie setzen darauf, dass sie am Ende doch als regionale Vermarkter die Sieger bleiben, wenn sie nur den richtigen Weg finden. Optimismus herrscht ja bei aller Skepsis durchaus. So hat der renommierte Weingutsbesitzer Fritz Keller erst im Juli sein neues Weingut, architektonisch eindrucksvoll in die Rebberge Oberbergens eingebettet, eröffnet. Mit einem Top-Restaurant natürlich, wie es sich für eine Sterne-Gastronomen gehört. (Der Schwarze Adler in Oberbergen ist Kellers Sternelokal, weitere Sternelokale in der Region sind das Colombi in Freiburg und Merkles Rebstock in Endingen). Andere Weingüter und Winzergenossenschaften haben ebenfalls Geld in die Hand genommen. Augenfälligstes Beispiel. Der Milliardär Erivan Haub (Tengelmann, OBI) hat das Weingut Abril in Bischoffingen nicht nur gekauft – von einem Verwandten seiner Frau – sondern gleich viele Millionen spendiert, um daraus einen Musterbetrieb zu machen. Oder die Winzergenossenschaft in Oberbergen, die mit einem über einen unterirdischen Gang erreichbaren Neubau auf sich aufmerksam macht. Fakt ist denn auch, dass die Weinbauregion, ergänzt durch obstanbauende Betriebe, ebenso zum Bild der Wachstumsregion am Oberrhein gehört, wie die innovativen Unternehmen im Dunstkreis der Freiburger Universität.

Flächen sind rar

Und Wachstum, das ist es, was wohl diese Wirtschaftsregion weiter ausmachen wird und ihr eine gute Zukunft sichert. Auch wenn der jüngste Zensus dramatische Einwohnerverluste bescherte – in Freiburg fast 20 000 – war dies bei Licht besehen wohl nur ein statistisches Desaster. Die Wahrheit ist, dass der Bereich der Wirtschaftsregion Freiburg zu den Boomregionen in Deutschland per se gehört. Das ist nicht nur ein Vorteil. Bodenpreise haben schon in der Provinz für Normalverdiener kaum bezahlbare Höhen erreicht, allenfalls an der Peripherie des Speckgürtels sind noch Grundstücke günstig zu haben. Aber sonst eher nicht. Und es brummt. Die Bauunternehmen der Region kommen kaum nach, riesige Flächen werden erschlossen. Nicht nur

zum Wohnen wie in Freiburg, wo nach dem Rieselfeld ein neuer Stadtteil entstehen soll, entstehen muss. Nur so, glauben die Stadtväter, sei Entspannung auf dem Wohnungsmarkt möglich.

Die Misere gilt auch für Gewerbeflächen. Je näher man an Freiburg heranrückt, desto rarer werden sie. Es hat dazu geführt, dass der Gewerbepark Breisgau am Rande des Markgräfler Landes zu einer Erfolgsgeschichte ohnegleichen geraten ist. Dort befand sich früher ein Fliegerhorst der Bundeswehr, Starfighter und Phantoms landeten hier, viele damals Wehrpflichtige aus der Region leisteten ihren Wehrdienst in Bremgarten. Das Ende des Kalten Kriegs Anfang der 90er Jahre war dann aber auch das Ende der Militäranlage. Die Kaserne mit entsprechenden Start- und Landebahnen in landschaftlich bester Lage wurde schlicht überflüssig, 1993 zogen die letzten Soldaten ab. 564 Hektar bisher militärisch genutzte Fläche blieben zurück und viel Katzenjammer. 1800 Soldaten waren hier schließlich stationiert gewesen, viele davon Berufssoldaten, eine nicht unbeachtliche wirtschaftliche Kraft für die dünn besiedelt Region zwischen Hartheim und Eschbach im Landkreis Breisgau-Hochschwarzwald.

Aber man versank nicht in Trübsal. Mit Landesgeldern wurde das Areal für die zivile Nutzung erschlossen, ein Zweckverband gegründet, zu dem auch die Stadt Freiburg gehört. In der Folge hat sich dieser Gewerbepark Breisgau zu einer ziemlichen Erfolgsgeschichte entwickelt. Über 30 Betriebe haben sich angesiedelt, 1200 Menschen arbeiten hier, jeden Monat mehr. Es sind keine Klitschen, die da auf dem früheren Militärareal Platz gefunden haben. Der Discounter Lidl ist da mit einem großen Auslieferungslager dabei, der Medizingerätehersteller Zimmer und andere, auch ein großer Solarpark ist entstanden. Und jetzt passiert, was in der Wirtschaftsregion Freiburg immer wieder passiert. Es wird alles viel zu knapp. Der Gewerbepark muss erweitern, die Nachfrage ist enorm. Noch ist nichts entschieden. Aber die Macher der Wirtschaftsregion Freiburg, hinter der die Bürgermeister und Oberbürgermeister der Region ebenso stehen wie die FWTM (Freiburg Wirtschaft, Touristik und Messen) können darauf bauen, dass die Wirtschaft der Region weiter wachsen wird. Auch wenn das mangels Platz nicht immer ganz leicht ist. Aber wahr ist sicher auch: die Sorgen dieser Wirtschaftsregion hätten andere sicher gerne.

Und natürlich ein Wirtschaftsunternehmen wie den SC Freiburg, für den man gerade ein neues Stadion sucht. Es ist ausgemachte Sache, dass der SC in der ersten Bundesliga bleibt – natürlich auch zum Nutzen der Wirtschaftsregion Freiburg.

Anschrift des Autors:
Jörg Hemmerich
büro44 GmbH
Medien & Marketing
Freiburger Straße 1
79206 Breisach
E-Mail:
j.hemmerich@buero44.de

Die grundlegenden Überlegungen für die Planung der Stadtteile Rieselfeld und Vauban

Sven von Ungern-Sternberg

Bei der Planung der beiden neuen Freiburger Stadtteile »Rieselfeld« und »Vauban« wurden Prinzipien einer ökologischen und sozialen Stadtplanung angewandt, die modellhaft auch für Stadterweiterungen in Staaten angewandt werden können, deren Bevölkerung sehr rasch wächst und wo großer Bedarf an neuen Wohngebieten vorhanden ist. Interdisziplinär besetzte Projektgruppen planten beim Rieselfeld auf 70 Hektar Wohnraum für 12 000 und im Vauban-Viertel auf 40 Hektar für 5000 Menschen. Ökologie, Nachhaltigkeit, Familienfreundlichkeit, ortsnahe Infrastruktur, Anbindung an die Stadtbahn, Niedrigenergiebauweise und Bürgerbeteiligung waren von Anfang wichtige Kriterien bei der städtischen Planung. Beide Stadtteile können heute als Erfolgsmodell bezeichnet werden.

Die neuen Wohngebiete in Freiburg auf dem Rieselfeld und auf dem Gelände der früheren Vauban-Kaserne haben weithin Aufsehen erregt und Interesse hervorgerufen. Sie sind Objekt zahlreicher Exkursionen und Besichtigungen. In den nationalen und internationalen Medien wird häufig über sie berichtet. Das »Rieselfeld« hat sogar in Asterix-Hefte Eingang gefunden. Auf Kongressen und Tagungen wurden die neuen Stadtteile vielfach als Vorbild gesehen, wenn es darum geht, nachhaltig orientierte und lebenswerte Stadtteile zu schaffen. Zur Weltausstellung 2010 in Shanghai wurde Freiburg eingeladen, um den Stadtteil Vauban im Themenpark über nachhaltige Stadtentwicklung vorzustellen. Im Juli 2013 besuchte Bundespräsident Gauck mit 150 Diplomaten Freiburg. Was besichtigten sie? Unser Münster und den Modellstadtteil »Vauban«.

Der vorliegende Aufsatz soll aufzeigen, welche Prinzipien und Ziele der Planung zugrunde lagen, welche Instrumente angewandt und welche Vorgehensweise gewählt wurden.

Der Ausgangspunkt

Die Ausgangsposition war und ist immer noch, dass Freiburg dank der Attraktivität und Lagegunst eine ständige Zunahme der Wohnbevölkerung aufweist. Dazu kommt, dass auch der so genannte »innere Bedarf« ständig mehr Wohnfläche je Einwohner in Anspruch nimmt, sei es wohlstandsbedingt, sei es aus strukturellen Gründen (mehr Single-Haushalte). Die große Nachfrage nach Wohnraum treibt die Preise in die Höhe. Schon allein aus sozialpolitischen Gründen ist der kontinuierliche Bau von zusätzlichem neuem Wohnraum zwingend geboten.

Nachverdichtung in vorhandenen Wohngebieten und zellenweise Erweiterung beste-

hender Quartiere, so wichtig dies im Einzelfall sein mag, können dies nicht leisten, zumal die Nachverdichtung auf nicht überschreitbare Grenzen stößt, soll die Wohnqualität des Bestehenden nicht gefährdet werden. So erfolgte nach den Jahren des Wiederaufbaus schon in der Amtszeit von Oberbürgermeister Eugen Keidel (1962–1982) mit dem Bau der neuen Stadtteile Landwasser und Weingarten ein großer »wohnungspolitischer Befreiungsschlag«. In der folgenden Amtszeit von Oberbürgermeister Rolf Böhme (1982–2002) hatte ich als Baubürgermeister die einmalige Chance, in den 1990er Jahren die Planung und den Bau zweier weiterer Stadtteile in die Wege zu leiten.

Da war zum einen das **Rieselfeld**: städtisches Eigentum und seit der Inbetriebnahme der Abwasserkläranlage »Breisgauer Bucht« in Forchheim »außer Dienst«. Dies war ein einmaliger Glücksfall für die Stadtentwicklung. Zunächst wollten jedoch SPD und Grüne aus Gründen des Landschaftsschutzes dort kein Baugebiet. OB Rolf Böhme konnte nach intensivem Ringen dann die SPD-Fraktion zur Einsicht bringen, wenn auch nur unter der Bedingung, dass der westliche Teil des Riesefeldes als Naturschutzgebiet ausgewiesen wurde. Damit war im Freiburger Gemeinderat – gegen den Widerstand der Grünen – der Weg frei, das östliche Rieselfeld mit einer Fläche von 70 ha als Baugebiet auszuweisen und für ca. 12 000 Menschen Wohnraum zu schaffen.

Und da war zum anderen die ehemalige **Vauban-Kaserne**: seit Kriegsende wurde sie von den französischen Streitkräften genutzt. 1992 wurde das Gelände frei, als die Franzosen in Folge der deutschen Wiedervereinigung abzogen. Die Stadt setzte auf die Gunst der Stunde und erwarb, nach einer Phase der Zwischennutzung, in der die Stadt das Gelände anmietete, von dem 38 ha großen Areal 34 ha (4 ha gingen an das Studentenwerk und die »Selbstorganisierte unabhängige Siedlungs-Initiative«). Mit rund 40 ha sollte dieser Stadtteil für über 5000 Menschen Wohnraum schaffen.

1. Grundsatz
Bau und Entwicklung der neuen Stadtteile in städtischer Hand

Die erste grundlegende Entscheidung war, dass die Stadt selbst die Planung und die Entwicklung der neuen Gebiete nicht aus der Hand geben wollte. Natürlich hätte man sich vordergründig »viel Arbeit sparen« und die Flächen ganz oder in großen Paketen an Stadtentwickler und Generalunternehmer verkaufen können. Dann hätte aber die Stadt über die Bauleitplanung hinaus weitgehend die Einflussnahme auf eine qualitätvolle Entwicklung der neuen Stadtteile und die Durchsetzung gesellschaftspolitischer Leitbilder und städtebaulicher Ziele verloren.

Deshalb wurde für Planung und Entwicklung der neuen Stadtteile eine besondere Organisation geschaffen. Verwaltungsintern wurden die **Projektgruppen** Rieselfeld (Leitung Klaus Siegl) und Vauban (Leitung Roland Veith) gebildet. Diese Projektgruppen waren aus der allgemeinen Verwaltung herausgelöst und als Stabsstellen unmittelbar dem Baubürgermeister zugeordnet (nach der Auflösung des Baudezernats kamen diese 2004 in die unmittelbare Zuständigkeit des Oberbürgermeisters und wurden dort eigenständige Dienststellen). Sie waren aus allen vom Bauvorhaben betroffenen Fachdezernaten und Fachämtern zusammengesetzt und besaßen somit einen interdisziplinären Zuschnitt. In der Arbeitsweise erhielten sie große Flexibilität und Entscheidungsfreiheit.

Die Organisationskraft dieser Arbeitsgruppen wurde gestärkt durch das Einholen von externem »Know-how«. So wurde beim Rieselfeld als Projektpartner die **»Kommunalentwicklung Baden-Württemberg«** (KE) gewonnen. Sie war Partner im Projektmanagement und für die Durchführung der Treuhandfinanzierung zuständig. Beim Vauban, das als Entwicklungsmaßnahme nach Baugesetzbuch (BauGB) konzipiert war wurde die **»Landesentwicklungsgesellschaft«** (LEG) als Projektträger hinzugezogen. Die LEG war nicht nur für die Treuhandfinanzierung, sondern auch für die bautechnische Erschließung (beim Rieselfeld war dies das Tiefbauamt) und für die Vermarktung (beim Rieselfeld war dies das Liegenschaftsamt) zuständig.

Entscheidend war, dass die Stadt die **Vermarktung** und damit die Auswahl der verschiedenen Bauherren und Baugruppen nicht aus der Hand gab. Über die Vertragsgestaltung konnten Ziele abgesichert werden, die durch die hoheitliche Bauleitplanung nicht vorgegeben werden konnten. Hierbei half, dass die Nachfrage nach Grundstücken wegen der Attraktivität der Baugebiete deutlich höher war als die Zahl der verfügbaren Grundstücke. Dies stärkte natürlich die Verhandlungsposition der Stadt.

Für eine berechenbare Planung und Erschließung sowie ein zeitnahes Bauen der notwendigen Infrastruktur war es von ausschlaggebender Bedeutung, dass die gesamte Finanzierung der neuen Stadtteile außerhalb des normalen städtischen Haushalts auf besonderen **Treuhandkonten** abgewickelt wurde. Damit wurde der Bau dieser Gebiete von den Risiken, Schwankungen und zeitlichen Zwängen der allgemeinen Haushaltsberatungen unabhängig und somit verlässlich. Die Finanzierung der neuen Stadtteile speiste sich zu großen Teilen aus den Verkaufserlösen der Grundstücke.

Der Gemeinderat war stets bei allen wichtigen Fragen eingebunden durch die **gemeinderätlichen Arbeitsgruppen** Rieselfeld bzw. Vauban. Beide Arbeitsgruppen wurden vom Baubürgermeister persönlich geleitet und tagten in regelmäßigen Abständen. Diese hatten den Charakter von »Werkstattgesprächen« und waren ausgesprochen konstruktiv. Zumeist gab es in den wichtigen Sachfragen klare parteiübergreifende Mehrheiten, so dass durchweg die Empfehlungen der Arbeitsgruppen durch die gemeinderätlichen Beschlussgremien übernommen wurden.

2. Grundsatz
Interdisziplinärer Ansatz für die Stadtteilentwicklung von Beginn an

Die Auswirkungen der gebauten Wirklichkeit auf die soziale und psychische Befindlichkeit der dort lebenden Menschen sind vielfältig und weitreichend. Kommunen, Bauherren, Planer und Architekten haben dies in zurückliegenden Jahrzehnten häufig sträflich übersehen und vernachlässigt. Zu Recht beklagen Soziologen seit Mitscherlich die »Unwirtlichkeit« vieler städtischer Siedlungen. Gerade die Satellitenstädte nach dem 2. Weltkrieg sind vielfach durch Trostlosigkeit und Monotonie gekennzeichnet.

Daher erschien es geboten, von Anfang an nicht nur Architekten und Stadtplaner, sondern Experten aus allen relevanten Fachbereichen in die vorbereitende Planung und deren Durchführung mit einzubringen. So waren in den verwaltungsinternen Projektgruppen die verschiedensten Ämter aus dem Schul-, Sozial- und Umweltdezernat oder auch besondere Einrichtungen wie Kinderbüro und Frauenbeauftragte vertreten. Die Verzahnung von Verkehrsplanung und Stadtplanung war

Das Projekt »Stadt & Frau« an der Rieselfeldallee

insofern schon gegeben, als Planungsamt und Tiefbauamt bereits innerhalb des Baudezernats in ihrer Arbeit eng verbunden waren.

In der Vorbereitungsphase wurden mehrere Sitzungen mit fachübergreifenden »Einstimmungen« durchgeführt. So gab es beim Projekt Rieselfeld ganz am Anfang ein ganztägiges Seminar in Breisach mit Professor Krautter, dem damaligen Chef der Kommunalentwicklung, um sich über die Vorgehensweise und die Ziele einig zu werden. Anhörungen zu Sonderthemen wie z. B. »Familien-, frauen- und kinderfreundliches Wohnen«, »Sicherheit« und »Barrierefreiheit« fanden mit Experten und Interessenvertretern statt. Zu erwähnen ist auch der internationale Städtebaukongress »Making Cities Livable« im Jahr 1995, wo mit zahlreichen Fachleuten aus dem In- und Ausland in Freiburg das Thema: »Neue Stadtteile« in vielfältigen Aspekten und Facetten behandelt wurde.

Auch die städtebaulichen Ideenwettbewerbe in beiden Projekten waren auf diese interdisziplinäre Zielsetzung ausgerichtet. Somit wurde gewährleistet, dass die Arbeit der Stadtplaner und Architekten von vorneherein durch andere Fachbereiche von Beginn an begleitet und unterstützt wurde.

3. Grundsatz
Ausreichend hohe Dichte für ein urbanes Wohngebiet

Deutschland ist ein dicht besiedeltes Land. In den zurückliegenden Jahren haben viele neue

Wohngebiete kostbare Landschaft in Anspruch genommen. Wenn wegen der weiteren Nachfrage nach Wohnungen aus sozialpolitischen Gründen zusätzlicher Wohnraum gebaut werden muss, so soll eine weitere Zersiedelung der Landschaft weitgehend vermieden werden.

Daher sind der Innenausbau der Städte und eine angemessene Nachverdichtung sicher richtig. wenn dies aber – wie in Freiburg – nicht ausreicht, so ist es bereits aus ökologischen Gründen wegen des **Landschaftsschutzes** richtig, einen flächensparenden städtischen Wohnungsbau mit höherer Dichte zu betreiben, als neue, flächenfressende Siedlungen im ländlichen Raum mit niedriger Baudichte. Wenn für dieselbe Personenzahl wie auf dem Rieselfeld und dem Vauban-Gelände in herkömmlichen 1–2 Familienwohnungen in ländlichen Siedlungen Wohnraum geschaffen worden wäre, so hätte man das drei- bis vierfache an kostbarer Landschaft für diesen Zweck opfern müssen.

Ausreichend hohe Dichte ist aber auch aus städtebaulichen Gründen erforderlich, um urbane Qualität zu sichern. Es ist natürlich für die Bürger von Vorteil, wenn fußläufig »um die Ecke« Einrichtungen wie Kinderhort, Kindergarten und Schule liegen. Gemeinschaftseinrichtungen für Mütter und soziale Aktivitäten, Einkaufsmöglichkeiten und Cafés, Haltestellen für den öffentlichen Nahverkehr können in erreichbarer Nähe gut eingerichtet werden. Plätze und öffentliche Räume beleben sich, hier begegnen sich Erwachsene und spielen Kinder miteinander. All dies ist nur möglich, wenn Menschen in einer angemessenen baulichen Dichte miteinander in Gemeinschaft leben.

Angemessene Dichte heißt natürlich nicht, dass diese zu hoch sein darf und das Gebiet »ausgemostet« wird. Als Bezugsgröße können hier die geglückten Stadterweiterungen aus der Gründerzeit vor dem 1. Weltkrieg, etwa die Wiehre, dienen. So ist die Geschoßflächenzahl der neuen Stadtteile insgesamt knapp über 1,0 – an den Hauptachsen, wo die Straßenbahn fährt und die Geschäfte konzentriert werden, ist die Dichte mit bis zu 2,0 Geschossflächenzahl höher (Geschossflächenzahl ist die Summe der einzelnen Geschossflächen im Verhältnis zur Grundstücksgröße). Am Paula-Modersohn-Platz bei dem jüngst errichteten »Green-City-Hotel« im Vauban liegt die Geschoßflächenzahl ausnahmsweise sogar bei 3,0.

Angemessene Dichte heißt beileibe nicht Hochgeschossigkeit. Satellitenstädte mit Hochhäusern und riesigen Wohnblocks (das Ideal der Städtebauvisionäre um Le Corbusier) sind abschreckende Beispiele. So gab es – wie in der Freiburger Altstadt – im Rieselfeld in den Bebauungsplänen eine Höhenbeschränkung auf höchstens fünf Geschosse (vier plus Attika) und im Vauban eine maximale Geschosshöhe von 13 Metern.

Zugleich wurde über die Bauleitplanung durch die Blockstruktur und deren Auflösung in einzelne Zeilen abgesichert, dass unangemessen große »Wohnmaschinen« entstehen konnten. Im Gegenteil: die einzelnen Baugrundstücke waren häufig klein parzelliert, so dass die Überschaubarkeit und menschenfreundlichere Maßstäblichkeit (dass was die Angelsachsen »human scale« nennen) gewahrt wurde.

4. Grundsatz
Organisation der urbanen Vielfalt

Viele missglückte Satellitenstädte stoßen ab in ihrer Monotonie und seelenlosen Eintönigkeit. Es sind nicht nur die baulichen Monostruk-

Gemischte Nutzungsstrukturen entlang der zentralen Rieselfeldallee

turen, die Identität und Individualität vermissen lassen – es gibt auch Monostrukturen der Wohnbevölkerung, die zu vermeiden sind. Falsche Bauplanung, aber auch kurzsichtige Belegungspolitik, schaffen so eine »urbane Apartheid« und verschärfen soziale Brennpunkte.

In einer demokratischen Gesellschaft sind dagegen im Wohnungsbau ein möglichst integrativer Ansatz und ein weitgehendes Zusammenleben aller Teile der Bevölkerung anzustreben.

Es ist sicherlich auch bei uns notwendig, das Auseinanderdriften von Reich und Arm zu verhindern. Dennoch wird es immer Reichere und Ärmere geben. Aber ein neuer Stadtteil soll allen Einkommensgruppen Wohnraum bieten können. Auch unterschiedliche Altersgruppen, Jung und Alt, sollen möglichst in Nachbarschaft leben (die reinen Wohnsiedlungen für alte Menschen wie die amerikanischen »sun cities« halte ich für genauso falsch wie den studentischen großflächigen Campus, der die studentische Jugend in einem eigenen Stadtteil von der übrigen Bevölkerung abtrennt – gottlob nicht in Freiburg). Hier Familien mit Kindern und Jugendlichen, dort Singles, Menschen mit und ohne Migrationshintergrund – alle sollen in einem bunten Miteinander möglichst eng zusammen wohnen. Integration ist besser als Trennung in Parallelgesellschaften. Gute Stadtplanung muss einer Ghettoisierung entgegenwirken.

Zu diesem Zwecke sah die Planung ein bauliches »Grundgerüst« vor, das an die Struktur der geglückten Blockbebauung der »Gründerviertel« wie die Wiehre anknüpfte. In über-

Reihenhäuser in Vauban – individuell und vielfältig in der Architektur

schaubaren Größenordnungen wurde durch unterschiedlich große Bauparzellen schon planerisch eine Vielgestaltigkeit bewirkt. Im Vauban gab es ohnehin schon einen Wechsel zwischen den verschiedenen vorhandenen Mannschaftsgebäuden und den hinzugekommenen Neubauten.

Entscheidend war die **Vermarktungspolitik**: Es wurden die Grundstücke nicht in großen Einheiten an einige wenige Bauträger und Stadtentwickler verkauft, sondern – zudem zeitlich über verschiedene Bauabschnitte gestaffelt – an eine große Zahl von Bauwilligen veräußert. Es gab sogar ausdrücklich eine Mengenbeschränkung, dass Bauträger nicht mehr als vier Grundstücke mit einer Gesamtzahl von 30 Wohnungen im Quartier erwerben durften. So waren allein im ersten Bauabschnitt des Rieselfeldes beispielsweise über 40 Architektenbüros tätig und garantierten damit schon durch die Architektenentwürfe unterschiedliche »Handschriften« und damit die Individualität der einzelnen Häuser. Erklärtes Ziel bei der Vermarktung war es auch, Strukturen zu vermarkten und nicht nur Grundstücke für Bauprojekte zu verkaufen. So konnte die gewünschte Struktur- und Nutzungsvielfalt erreicht werden.

Im Rieselfeld wurde als Partner die Zusatzversorgungskasse des Baugewerbes aus Wiesbaden (ZVK) gewonnen, die sich als Erste für den **Bau öffentlich geförderter Wohnungen** einsetzte. Auch die Stadtbau Freiburg oder Genossenschaften wie der Bauverein sorgten dafür, dass im neuen Stadtteil nicht nur privater Wohnungsbau stattfand, sondern auch

Wohnraum für geringer verdienende Einkommensschichten geschaffen wurde. Der soziale Wohnungsbau wurde bewusst dezentral in den einzelnen Bauabschnitten verteilt, um sozialen Brennpunkten vorzubeugen. Bemerkenswert ist, dass der Wohnungsbau so konzipiert wurde, dass von außen nicht erkennbar ist, wo privater und sozialer Wohnungsbau stattgefunden hat.

Ursprünglich war geplant, beim öffentlich geförderten Mietwohnungsbau im Rieselfeld einen 50% Anteil anzustreben (25 bis 30% freifinanzierter Mietwohnungsbau, 20 bis 25% Eigentumsbau). Dieses Ziel war schon bald nach Baubeginn nicht mehr zu verwirklichen, da auf Bundes- und Landesebene die rechtlichen und finanziellen Voraussetzungen einschneidend verändert wurden und praktisch der öffentliche wie auch der frei finanzierte Mietwohnungsbau zusammenbrach. Die jetzige Aufteilung beim Rieselfeld beträgt ca. 10 bis 15% öffentlich geförderter Mietwohnungsbau, 15 bis 20% frei finanzierter Wohnungsbau und 70 bis 75% Eigentumsbau. Bei der zeitlich nachklappenden Bebauung des Vauban wurde dieser deutliche Strukturwandel von vorneherein berücksichtigt.

Unter diesen Umständen ist dennoch die große Zahl unterschiedlicher Formen von Eigentums- und Mietwohnungsbau in beiden Stadtteilen bemerkenswert. Grundsätzlich wurden – aus strukturellen Überlegungen heraus – bei der Vergabe Investoren für frei finanzierten Wohnungsbau der Vorzug gegenüber Investoren für Eigentumswohnungen gegeben. Baugruppen waren ebenfalls sehr erwünscht – ihnen wurde der Vorzug vor klassischen Bauträgern gegeben. In beiden Stadtteilen entstanden manch unkonventionelle Wohnbaumodelle. Hier sei etwa auf die Genova als neu gegründete Genossenschaft im Vauban verwiesen, die sowohl Eigentumswohnungen als auch Mietwohnungen baute. Über das Studentenwerk wurde auch an mehreren Orten in den Quartieren Wohnungsbau für Studenten dezentral errichtet. Geschosswohnungsbau, Doppelhaushälften, das klassische Reihenhaus – alles ist in den neuen Stadtteilen vertreten.

Die gute Durchmischung eines Stadtteils bezieht sich aber nicht nur auf die Bewohner, sondern auch auf eine Mischung zwischen Wohnen, Arbeiten, Kultur und Freizeit. Entgegen den Planungsidiologen vergangener Jahrzehnte, die für eine »Entmischung« der verschiedenen Lebensbereiche plädierten (hier Wohnen, da Arbeiten, dort Freizeit), wollen wir heute die räumliche Trennung dieser Lebensbereiche möglichst überwinden. Die Dichte der neuen Stadtteile hat durch die Ansiedlung von Geschäften und Dienstleistungen erreicht, dass immerhin über 1000 Arbeitsplätze im Rieselfeld und über 300 Arbeitsplätze im Vauban entstanden sind. Unmittelbar in der Nähe des Rieselfeldes befindet sich zudem der Gewerbepark Haid mit 6000 Arbeitsplätzen, so dass durchaus eine Nähe von Wohnen und Arbeiten gegeben ist. Zugleich sind auch durch das umfassende Angebot im kulturellen, kirchlichen, sozialen und sportlichen Bereich auch Freizeit und Wohnen im Quartier eng verzahnt.

5. Grundsatz
Fußläufig ortsnahe Infrastruktur für die Bewohner

Der Freiburger Grundsatz der »Stadtpolitik der kurzen Wege« musste natürlich auch bei den neuen Stadtteilen angewendet werden. Die vorhandene Dichte ermöglicht eine umfassende ortsnahe Infrastruktur, die in wenigen Minuten Fußweg erreicht werden kann.

Das gilt auch für Einrichtungen für Kinder- und Jugendliche. Es gibt ein reichhaltiges Angebot für die »Kleinen« um die Ecke: Kinderhorte, Kindertagesstätten. Für die Schulkinder wurde im Rieselfeld die Clara-Grunwald-Grundschule gebaut (mittlerweile die größte Grundschule in ganz Baden-Württemberg), im Vauban die Karoline-Kaspar-Grundschule. Eine »schulpolitische Großtat« war die Verlegung des traditionsreichen Kepler-Gymnasiums auf das Rieselfeld. Bemerkenswert war auch die Gründung einer freien Waldorfschule in diesem Stadtquartier, die an einem Standort im Umland vor der Auflösung stand. Für die Jugendlichen gibt es entsprechende Räumlichkeiten und Jugendtreffs.

Eine Vielzahl von kulturellen und sozialen Einrichtungen hat sich mittlerweile in den neuen Stadtteilen angesiedelt. Im Rieselfeld ist im zentralen Stadtteiltreff auch die Kinder- und Jugendmediothek als Außenstelle der Stadtbibliothek untergebracht. Im Vauban dient das »Bürgerhaus« ebenfalls dem bürgerschaftlichen Miteinander.

Aufsehen erregte im Rieselfeld der Neubau der Maria-Magdalena-Kirche, nicht nur der aus einem Wettbewerb hervorgegangene besondere architektonische Entwurf, sondern auch der ökumenische Ansatz eines von Katholiken und Protestanten gemeinsam betriebenen Neubaus eines Kirchengebäudes nach dem Motto »Zwei Kirchen unter einem Dach«. Im Vauban sind die beiden Konfessionen nicht in einer Kirche, sondern in einem angemieteten Erdgeschoss eines Wohnhauses ebenfalls in ökumenischer Eintracht präsent.

Natürlich fand auch das **Freiburger »Märktekonzept«** in den neuen Stadtteilen Anwendung. Dieses besagt, dass Einkaufsmöglichkeiten auf der grünen Wiese verhindert werden sollen. Handel und Wandel sollen sich danach auf »integrierte Standorte« konzentrieren, sei es in der Freiburger Innenstadt, sei es in den einzelnen Zentren der verschiedenen Stadtteile. Im Rieselfeld und im Vauban entstanden Geschäfte für die Einkäufe des täglichen Bedarfs, Apotheken, Rechtsanwaltspraxen und andere Dienstleistungen der verschiedensten Art, Cafés und gastronomische Betriebe. Sie wurden auf die Hauptachsen Rieselfeldallee und Vaubanallee, die durch die Straßenbahn erschlossen werden, gelegt.

Auch Sport und Freizeit durften nicht fehlen: Von Sandkästen und Spielmöglichkeiten für die kleineren Kinder über Bolzplätze und Skateranlagen bis zur Sepp-Glaser-Sporthalle auf dem Rieselfeld gibt es eine große Bandbreite von Angeboten. Im Frühjahr 2013 wurde hier zudem die Freizeit- und Sportanlage »Untere Hirschmatten« eingeweiht.

Auch die **Ausgestaltung des öffentlichen Raumes** war ein wichtiger Punkt. Im Rieselfeld hat sich das ökumenische Kirchenzentrum am zentralen Maria-von-Rudloff-Platz gemeinsam mit dem benachbarten Zentrum Glashaus zum Mittelpunkt des Stadtteils entwickelt, der von der Bevölkerung gut in Anspruch genommen wird. Plätze müssen geschaffen und für Begegnungen genutzt werden. Stadtteilfeste und viele andere Möglichkeiten der Begegnung werden hier gefördert. Der öffentliche Raum ist in beiden Quartieren als Einladung für das bürgerschaftliche Miteinander der Bevölkerung konzipiert und spielt für das Zusammenleben der Bevölkerung eine wichtige Rolle.

Diese Politik der »kurzen Wege« hat zum einen natürlich verkehrspolitische und damit ökologische Bedeutung. Die Bewohner der neuen Stadtteile brauchen nicht mit den verschiedenen Verkehrsmitteln einen langen Weg auf sich zu nehmen, um die Dinge des täglichen Bedarfes zu erledigen. Noch wichtiger ist aber, dass ein Quartier der kurzen Wege

Stadtbahn in der Haupterschließungsachse im grünen Gleisbett in Vauban

das Miteinander und das Zusammenwachsen der Bewohner fördert. Schüler wie deren Eltern kommen miteinander leichter in Kontakt, wenn sich die Einrichtungen in unmittelbarer Nachbarschaft befinden. Wenn man sich beim täglichen Einkauf begegnet und austauscht, sich im nahe gelegenen Café trifft, die kulturellen, sozialen und sportlichen Angebote, die unmittelbar vor der Haustür sind, nutzt – all dies führt die Menschen eines Stadtteils zusammen und fördert das Zusammenleben zu einer echten, aktiven Nachbarschaft.

6. Grundsatz
Vorrang für umweltverträglichen Verkehrsverbund

Bei vielen Wohngebieten der letzten Jahrzehnte war kaum an die Verkehrsinfrastruktur gedacht worden. Verkehrsprobleme entstanden beim Individualverkehr und durchweg wurde zu spät darauf reagiert. Selbst in Freiburg wurden die Stadtteile Landwasser und Weingarten erst Jahrzehnte nach ihrer Entstehung an das Straßenbahnnetz angeschlossen. So war es für die Verwaltung naheliegend, dass die Grundsätze der erfolgreichen ÖPNV-Politik und Fahrradpolitik der letzten Jahre von vornherein bei der Planung der neuen Stadtteile berücksichtigt werden mussten.

Kennzeichnend für die Stadtteile Rieselfeld und Vauban ist, dass die Stadtbahn (so oft auf eigenem grünen Gleiskörper wie möglich) auf der Rieselfeld- und der Vaubanallee die Hauptachse für die Erschließung bildet. Beim Rieselfeld gab es den besonderen Vorteil, dass schon ein Jahr nach dem Bezug der ersten Einwohner die Straßenbahn ihren Betrieb

aufnehmen konnte. Damit wurden die Bewohner fast von Anfang an mit der Möglichkeit vertraut, schnell und bequem in wenigen Minuten in die Innenstadt oder andere Teile Freiburgs per Bahn zu gelangen. Beim Vauban war zwar die Inbetriebnahme der Stadtbahn im Jahr 2006 zeitlich verzögert, weil sie abhängig von dem Bau der Nebenstrecke Weingarten – Haslach – Johanneskirchplatz war. Seither ist aber für Vauban ebenfalls die Stadtbahn die dominierende Erschließung. Auch hier spielt die angemessene Dichte die alles entscheidende Rolle: ohne sie wäre die Anbindung durch die Schiene nicht denkbar. Selbstverständlich gehört ein umfassendes und dichtes Netz von Fahrradwegen mit einer Anknüpfung an das überörtliche Wegenetz zur Pflichtausstattung der neuen Stadtteile.

Die Gretchenfrage, wie man es mit dem Auto hält, wurde im Rieselfeld und im Vauban unterschiedlich beantwortet: Im Rieselfeld gibt es nur einen kleinen stellplatzfreien Wohnbereich. Der Ansatz ist, dass Tiefgaragen jeweils unter den Geschosswohnungsbauten errichtet werden. Der über die hintere Gebäudekante hinausragende Deckel der Tiefgarage wird zur Begrünung der meist privaten Spiel- und Freiflächen genutzt. Ein über Jahre hinweg verfolgtes Projekt eines autofreien Bereichs fand bei Baugemeinschaften wie bei Investoren kein Interesse und wurde fallen gelassen.

Im Vauban gibt es eine andere Konzeption. Falsch ist (obwohl immer wieder behauptet), dass das Vauban-Viertel ein autofreies Quartier sei. Das wurde zwar von Initiativen angestrebt, war aber in der Praxis nicht durchführbar. Es ist aber ein bemerkenswert autoreduzierter Stadtteil. Ausgelöst durch die Überlegungen der Initiativen für einen autofreien Stadtteil wurde nach Möglichkeiten gesucht, die gesetzlich vorgeschriebene Stellplatzpflicht auszusetzen, wenn Haushalte kein eigenes Kfz haben wollten. Hier wurde durch die Gründung eines »Autofrei-Vereins« eine Lösung gefunden, indem dieser gegenüber der Baurechtsbehörde eine Bauherrenfunktion und Gewährleistungen übernommen hat. Die autofrei gemeldeten Haushalte mussten in diesem »Autofrei-Verein« mit einer einmaligen Zahlung eines Beitrags von ca. 3600 Euro Mitglied werden. So gibt es im Quartier Vauban große stellplatzfreie Wohnbereiche, in denen entweder die Bewohner über diese Lösung kein eigenes Auto haben oder aber ihre gemeldeten Autos in zwei Quartiersgaragen unterbringen. Die Straßen in diesen stellplatzfreien Wohnbereichen dürfen zwar zur Anlieferung befahren werden, weisen aber keine privaten und öffentlichen Parkplätze aus. Die so verkehrsberuhigten Wohnstraßen stehen damit dem Bürger zum Aufenthalt und zur Nutzung zur Verfügung und sind insbesondere ideal für Kinder. Eine besondere Rolle im Vauban spielt auch das Modell des »Car-Sharing«.

Bewirtschafteter öffentlicher Parkraum ist in beiden Stadtteilen entlang der beiden Hauptachsen, wo sich auch die Geschäfte befinden. In beiden Quartieren spielten die Verkehrsberuhigung und Geschwindigkeitsbeschränkungen im Wohnbereich eine wichtige Rolle.

Durch diese Verkehrskonzeption, vor allem aber durch die Attraktivität des ÖPNV-Verkehrs, ist die Kfz-Dichte bemerkenswert niedrig. Kommen schon in der Stadt Freiburg auf 1000 Einwohner weniger als 400 Kfz (bereits im Vergleich zum Bundesschnitt von 517 Kfz ausgesprochen niedrig), so ist die Kfz-Dichte in beiden Stadtteilen deutlich geringer, im Rieselfeld beträgt sie 320 Kfz, im Vauban sogar nur 170 Kfz auf 1000 Einwohner. Wichtiger noch als die Kfz-Dichte ist die Frage, wie häufig von einem vorhandenen Kfz tatsächlich Gebrauch gemacht wird. Für viele

Bürger ist in einer freizügigen und freiheitlichen Gesellschaft die individuelle Mobilität ein unverzichtbarer Bestandteil. Hier ist es aber eine wichtige Aufgabe der Verkehrspolitik, durch die Angebote von ÖPNV, Fahrrad und fußläufigen Verbindungen die Häufigkeit der Benutzung des Autos zu vermindern. So ist insgesamt die Freiburger Verkehrspolitik so erfolgreich, weil trotz deutlich gestiegener Kfz-Zulassungen die Zahl der täglichen Autofahrten verringert worden ist, d. h., dass die durchschnittliche Zahl der Autofahrten pro Kfz erheblich gesunken ist.

7. Grundsatz
Familienfreundliches Wohnen mit vielen Angeboten für Kinder und Jugendliche

Viele westliche Industriestaaten, allen voran Deutschland, leiden an einem dramatischen Rückgang der Geburten. Eine Gesellschaft ohne Kinder ist eine Gesellschaft ohne Zukunft – soziale Nachhaltigkeit ist genau das Gegenteil davon. Die Gründe für diese Entwicklung sind vielfältig und sicherlich nicht in erster Linie einer verfehlten Städtebaupolitik anzulasten. Aber sicher ist, dass Kommunen, Planer und Architekten bei den Satellitenstädten früherer Jahre mit ihren ungastlichen Wohnsilos die Auswirkungen auf Kinder und Jugendliche und deren Interessen nicht im Blick hatten.

Beim Rieselfeld und Vauban sollte dies anders werden: das Ziel war, kinder- und jugendfreundliche Wohnquartiere zu schaffen. Dem diente das breit gefächerte Angebot von Kindertagesstätten, Kinderhäusern (Krabbelgruppe, Kindergartengruppen, Hortgruppe), Schulen, Jugendbegegnungsstätten, Sport- und anderen Freizeiteinrichtungen. Wichtig war, dass nicht nur diese Infrastruktur ortsnah, sondern auch zeitnah zur Verfügung stand. So war im Rieselfeld ein Monat nach dem Einzug der ersten Bewohner die erste Kindergartengruppe »betriebsbereit«, nach einem halben Jahr die Grundschule fertig. Ein Jahr nach der Fertigstellung der ersten Wohnungen 1996 war im September 1997 der Neubau des Kepler-Gymnasiums beendet. Ähnlich war das »timing« bei vielen anderen Einrichtungen für Rieselfeld und Vauban. Das außerhalb des Baugebiets liegende Sportgebiet »Hirschmatten« stand den Bewohnern des Rieselfelds allerdings erst 2013 zur Verfügung.

Die kleineren Kinder besitzen in den Innenhöfen der Wohnbereiche im Rieselfeld geschützte und einsehbare Spielmöglichkeiten; bei der begrenzten Geschosszahl – anders als bei Hochhäusern – für die Eltern in Sicht- und Rufweite. Für die größeren Kinder und Jugendlichen ist ein dichtes Netz von Freizeitmöglichkeiten per Fuß und Fahrrad ortsnah erreichbar.

Das verkehrspolitische Konzept eröffnet Kindern und Jugendlichen eine **individuelle Mobilität**. Während in stark autoorientierten Gesellschaften (wie in den USA) Kinder und Jugendliche in ihrer Mobilität, ob Schule oder Freizeit, davon abhängen, dass sie von Erwachsenen mit dem Auto zu ihren Zielorten gefahren werden, können sie sich bei uns zu Fuß, mit dem Fahrrad oder dem öffentlichen Nahverkehr ungehindert bewegen. Diese individuelle Mobilität führt zur Selbständigkeit – und das Fahrrad als tägliches Fortbewegungsmittel ist zu Recht gesundheitspolitisch sehr erwünscht.

Die Verkehrskonzeption im Rieselfeld und Vauban führt auch dazu, dass Wohnstraßen nicht nur sicherer vor Unfällen werden, sondern dass sie wieder für die Menschen zurück-

Der Drachenspielplatz im 1. Bauabschnitt Rieselfeld wurde zusammen mit den Bewohnern geplant

gewonnen werden, insbesondere für spielende Kinder und Jugendliche. Vor Generationen spielten die Kinder auf den Straßen, vor allem Fuß- oder Völkerball – dann gehörten die Straßen dem Autoverkehr. Heute sehen wir in den Straßen der neuen Stadtteile wieder viele spielende Kinder. Bezeichnend ist, dass in keinem Stadtteil mehr Kreide verkauft wird als im Vaubanquartier, weil Kinder mit Kreide die Straßenoberfläche zum Spielen anmalen.

Erfreulich ist, dass Rieselfeld und Vauban sich auch tatsächlich zu »jungen Stadtteilen« entwickelt haben. In beiden Stadtteilen sind ⅓ der Bewohner unter 18 Jahren. Kinderlärm und Kinderlachen ist in anderen Wohngebieten bei uns und anderswo kaum noch zu hören – bei Rieselfeld und Vauban ist es gottlob anders.

8. Grundsatz
Rieselfeld und Vauban sollen »ökologische Modellstadtteile« werden

Die in den letzten Jahrzehnten in Freiburg entwickelten Grundsätze einer ökologischen Stadtentwicklung konnten und mussten in den neuen Quartieren natürlich verwirklicht werden. Über die bereits behandelte ökologische Verkehrspolitik hinaus waren dies vor allem die Ziele der Grünplanung, der Energieeinsparung, des Wasser- und Bodenschutzes.

Kindern können in Vauban auf der Straße spielen

Die **Grünplanung** im Vauban knüpfte an eine gute Ausgangsposition an. Die schönen ca. 80 Jahre alten Bäume auf dem Kasernengelände mussten nicht der Neubebauung weichen und blieben erhalten. Das »grüne Band« des angrenzenden St. Georgener Dorfbaches wurde als Biotop ausgewiesen und geschützt. Es fand kein Gewässerausbau statt. Grünspangen wurden zur Quartiersdurchlüftung angelegt. Ähnlich wie der »Höllentäler« im Freiburger Osten gibt es im Südwesten den »Hexentäler«, der an Sommerabenden für Abkühlung sorgt und bei der Planung berücksichtigt wurde.

Im Rieselfeld floss in die Grünplanung ein, dass die angrenzenden Waldstreifen als grüne Einfassung, auch als Sichtschutz, erhalten blieben. Die Durchlüftung des Wohngebietes mit Nord-Süd-Winden wurde gesichert. Rund 1000 Bäume wurden im Quartier neu angepflanzt. Sie waren schon 4–5 Jahre beim Gartenamt angepflanzt worden, um beim Einsetzen in das Quartier bereits eine gewisse Größe zu besitzen. Bemerkenswert ist, dass der gesamte nicht bebaute westliche Teil des Rieselfeldes als Naturschutzgebiet ausgewiesen wurde. Es gehört zum Schutzgebietsnetzwerk »Natura 2000« und besitzt somit den höchsten Schutzcharakter in der EU.

Rieselfeld und Vauban sind **Niedrigenergiestadtteile**. In beiden Stadtteilen wurde die Vorgabe eines nachzuweisenden Energiekennwertes von 65 kWh/qm im Jahr für alle Bauten durchgesetzt. Dies konnte nicht durch die Bauleitplanung erzwungen werden, da die Vorgaben deutlich unter den gesetzlichen Mindestvorgaben lagen. Vielmehr war es Gegenstand der vertraglichen Vereinbarung über die

Luftaufnahme des Rieselfeldes 2012 von Westen. Foto: Erich Meyer, Hasel

Grundstückskaufverträge. Darüber hinaus gab es eine Vielzahl von freiwilligen Leistungen zur Energieeinsparung: Verbesserte Niedrigenergiehaus-Bauweise, Passivhäuser mit 15 kWh/qm pro Jahr, Plusenergiehäuser, die mit ergänzenden Energieerzeugungsanlagen Strom in das öffentliche Netz einspeisen, Solarthermie- und Photovoltaikanlagen, in kleinen Dimensionen bis hin zum großen Solarhaus »Sonnenschiff« am Eingang von Vauban.

In beiden Stadtteilen konnte ein Anschlusszwang für eine umweltgerechte Fernwärmeversorgung per Kaufvertrag festgelegt werden. So gibt es auch Nahwärme mit Kraft-Wärme-Koppelung. Vom Anschlusszwang konnte befreit werden, wenn Vollversorgung (etwa über Solarenenergie, Holzpelletheizung, Wärmepumpen) über regenerative Energien erreicht oder ein Passivhausbau erstellt wurde. Dies war ein zusätzlicher Anreiz für die Bauherren, hier zu investieren.

Das Rieselfeld wurde so der erste Niedrigenergiestadtteil in ganz Deutschland. Mitte der 90er Jahre wurde es zusätzlich Modellprojekt des Forschungsfeldes »Schadstoffminimierung im Städtebau«. Der Schlussbericht weist nach, dass durch die Synergie alle einzelnen Maßnahmen gegenüber einem konventionellen Baugebiet nahezu 50% CO_2 eingespart werden.

Im Bereich **Wasser** wird im Rieselfeld das Niederschlagswasser getrennt gesammelt und nach einer biologischen Reinigung in einer Bodenfilteranlage den Feuchtgebieten im angrenzenden Naturschutzgebiet zugeführt. Zusätzlich wird das Regenwasser über Grünflächen im Baugebiet versickert und direkt in das Grundwasser eingeleitet. Auch im Vauban er-

Plusenergiehäuser in der Solarsiedlung in Vauban – im Hintergrund das Sonnenschiff an der Merzhauser Allee

folgt eine nahezu vollständige Regenwasserretention, indem auf einen Kanal verzichtet und stattdessen ein Mulden-Rigolen-System angelegt wurde. Als freiwillige Leistung der Bauherren sieht man zudem mehrfach Regenwasserzisternen.

In beiden Stadtteilen gab es eine umfassende Altlastensanierung, im Rieselfeld wegen der langjährigen Verrieselung der städtischen Abwässer, im Vauban wegen der langjährigen Nutzung der Kaserne.

9. Grundsatz
Öffentliche Sicherheit durch soziale Kontrolle

Die Lebenswirklichkeit in vielen Satellitenstädten früherer Jahre wirft immer wieder Probleme der öffentlichen Sicherheit auf. Daher gab es gleich zu Beginn der planerischen Überlegungen eine Anhörung mit Vertretern der Polizei und anderen Experten zum Thema »Sicherheit in den neuen Stadtteilen«.

Auf die umfassenden Maßnahmen der Prävention im Rahmen der sozialen Quartiersarbeit und auf die bereits behandelten Wege zu einer größeren Verkehrssicherheit sei nur kursorisch verwiesen.

Aber auch die konkreten Planungen für den Städtebau hatten sich mit diesen Fragen zu befassen. So wurden grundsätzlich alle Wegebeziehungen zu den Eingängen der Häuser beleuchtet. Es wurde darauf geachtet, dass nicht nur dunkle Unterführungen, sondern auch andere schlecht einsehbare Plätze vermieden wurden. Der Gesichtspunkt der sozialen Kontrolle im öffentlichen Raum war hier be-

sonders wichtig. Hierzu gehört auch die Hierarchie in öffentliche, halböffentliche und private Räume. Das Konzept der überschaubaren und einsehbaren Innenhöfe in den einzelnen Wohnblocks passte sehr gut in diese Sicherheitsüberlegungen.

Ein besonderes Augenmerk galt den Tiefgaragen, die vielfach wegen ihrer Größe und Anonymität Ängste und Unbehagen auslösen. Das Konzept der Tiefgaragen im Rieselfeld war auf kleine und damit überschaubare Einheiten, auf helle Anstriche und auf Transparenz angelegt. Im Vauban waren die beiden Quartiersgaragen von vornherein als Hochgaragen konzipiert.

10. Grundsatz
Bürgerbeteiligung von Anfang an

Beim **Rieselfeld** war eine mehrstufige Beteiligung der Bürgerschaft vorgesehen, da es in der Planungsphase noch keine Bewohner gab. Deshalb erfolgte zunächst ein offener Aufruf der Verwaltung an die Freiburger Bevölkerung, sich z. B. durch eine Fragebogenaktion mit Vorschlägen zu beteiligen. Vor dem Wettbewerb wurde aus Vertretern öffentlicher Institutionen, Vereinen und der Nachbarstadtteile ein Bürgerbeirat einberufen, um dessen Empfehlungen mit zu berücksichtigen. Nach dem Wettbewerb befassten sich im ersten Halbjahr 1993 80 Bürgerinnen und Bürger in Arbeitsgruppen mit den Themen des neuen Stadtteils und erarbeiteten Vorschläge, die in die weitere Planung Eingang fanden. Diese Arbeit mündete in die Gründung eines **»Verein zur Entwicklung des Stadtteils Rieselfeld«**. Als die Besiedlung des neuen Stadtteils einsetzte, wurde eine Quartiersarbeit parallel zur baulichen Entwicklung des Stadtteils eingerichtet und auch über das Treuhandkonto Rieselfeld finanziert. Diese Einrichtung nannte sich K.I.O.S.K. (Kontakt, Information, Organisation, Selbsthilfe und Kultur). Sie nahm später Vereinsform an, besaß die Betriebsträgerschaft für den Stadtteiltreff Glashaus und organisierte die Jugendarbeit im Auftrag der Stadt. Zusätzlich schlossen sich Neubürger zu **»Arbeitskreisen Rieselfelder Foren«** zusammen, die schließlich 1999 in einen »ordentlichen« Bürgerverein für den neuen Stadtteil einmündeten. 2002 gründeten sich weitere Vereine z. B. »Sport vor Ort« (SVO) der mittlerweile 2600 Mitglieder hat und der »Gewerbeverein Rieselmesse«.

Die katholische und evangelische Kirchengemeinde waren zusätzlich längst vor dem Kirchenneubau ebenfalls wichtige Träger in der Quartiersarbeit. All diese Aktivitäten waren von der Verwaltung gewünscht und haben ganz erheblich zu dem bürgerschaftlichen Zusammenwachsen beigetragen.

Im **Vauban** war die Ausgangsposition insofern anders, als nach dem Abzug der Franzosen in der Phase der Zwischennutzung Mannschaftsgebäude der Kaserne besetzt wurden. Aus der Besetzerszene entstand die Selbsthilfeorganisation **S.U.S.I.**, die auch unmittelbar vom Bund eine Teilfläche mit Kasernenbauten erwarb. Aus dieser entwickelte sich zunächst das **»Forum Vauban e. V.«** als kritischer Partner der Stadt, später der **»Stadtteilverein Vauban e. V.«**. Die Formen der Zusammenarbeit im Vauban waren im Rückblick eher unkonventionell und nicht »pflegeleicht« für die Stadtverwaltung, sicherlich auch in mancher Hinsicht ideologisch geprägt. Aber sie wurde von Verwaltung und Gemeinderat politisch gewollt und ernst genommen. Auch wenn manche Forderungen wie die nach einem »autofreien Stadtteil« in der Realität nicht durchsetzbar waren, so haben die Initiativen aus diesem Kreis letztlich doch viel bewirken

können, so das Konzept des stellplatzfreien Wohnens, in dem über den »Verein für autofreies Wohnen« die Lösung des Stellplatznachweises über Quartiersgaragen geschaffen wurde. Auch das Bürgerhaus, das in einem ehemaligen Mannschaftsgebäude entstand, welches zunächst nach Auffassung der Verwaltung abgerissen werden sollte, ist das Verdienst der bürgerschaftlichen Beteiligungen. Auch die Fußgängerzone auf der Nordseite der Vauban-Allee und der Marktplatz in seiner heutigen Größe gehen auf die Bürgerbeteiligungen zurück.

Zusammengefasst kann für beide Stadtteile festgestellt werden, dass bei aller Unterschiedlichkeit zwischen den beiden Wohnquartieren die Beteiligung der Bürger für die Stadt ausgesprochen hilfreich war, im Detail viele ideenreiche und unkonventionelle Ansätze entwickelte und für das Zusammenwachsen der Bewohnerschaft eine ganz wichtige Rolle spielte.

Fazit

Gemeinderat und Verwaltung haben sich mit dem Ziel bei Rieselfeld und Vauban »nachhaltige Modellstadtteile« zu schaffen, sehr viel vorgenommen. Wo Menschen arbeiten, passieren natürlich Fehler und es treten neue Umstände auf, die vorher nicht bedacht wurden oder auch nicht gesehen werden konnten. So waren etwa die geänderten Rahmenbedingungen für den Mietwohnungsbau Überraschungen, die sich auf die Struktur der Bewohnerschaft auswirken mussten.

Wenn dennoch in unerwartet hohem Maße die Grundsätze einer ökologischen Stadtentwicklung verwirklicht werden konnten, so waren im Rückblick dafür maßgebend die guten Rahmenbedingungen. Die Grundstücke waren im Eigentum der Stadt, Entwicklung und Planung der Stadtteile ließen sich Verwaltung und Gemeinderat nicht aus der Hand nehmen, über die Vermarktung wurden in den privaten Kaufverträgen all die Ziele durchgesetzt, die nicht hoheitlich über die Bauleitplanung abgesichert werden konnten. Ganz wichtig war auch, dass die städtischen Projektgruppen personell mit sehr qualifizierten Fachkräften besetzt waren und bei den Verantwortlichen eine große Kontinuität bestand. So waren die Projektleiter Klaus Siegl und Roland Veith von der Konstituierung der Projektgruppen (Oktober 1992 bzw. April 1994) bis zum Ende der Projektabwicklung (2010 bzw. 2011) in einer ununterbrochenen Verantwortung und identifizierten sich mit der Entwicklung »ihres Stadtteils« als einem persönlichen und beruflichen Lebenswerk.

Zudem bestand bei allen politisch strittigen Punkten im Vorfeld, sei es beim Rieselfeld (Opferung einer Grünfläche für einen neuen Stadtteil) sei es beim Vauban (Streit über die besetzten Mannschaftsgebäude) nach den Grundsatzentscheidungen im Gemeinderat zwischen den politischen Parteien über Ziele und Vorgehensweise in der Durchsetzung eine große Übereinstimmung. Dies erleichterte entscheidend die Arbeit in den gemeinderätlichen Projektgruppen und die zügige Entwicklung der beiden Wohnquartiere.

Die echte Bewährungsprobe der neuen Stadtteile beim Thema »Nachhaltigkeit« wird sicherlich sein, wie flexibel und robust die Planung ausgelegt ist, um in künftigen Jahrzehnten Strukturwandel, der mit Sicherheit die Quartiere verändern wird, zu meistern. So zeugt der besondere, schon fast »exotische Charme« des Vauban-Viertels auch von einer besonderen Homogenität. Wenn ein solcher Stadtteil nach einigen Jahrzehnten »in die Jahre kommt«, so hat der Strukturwandel eine besondere Wucht.

Alles in allem sind aber nach meiner Auffassung beide Stadtteile wirklich gelungen und stellen zu Recht einen Beitrag Freiburgs dar, wie künftig ökologische Stadtentwicklungen auf den Weg gebracht werden können. Bei der demographischen Entwicklung in Deutschland sieht es aber kaum so aus, als ob an vielen Orten noch neue Stadtteile künftig gebraucht werden. Umso wichtiger ist sicherlich der Freiburger Beitrag im internationalen und besonders außereuropäischen Rahmen, wenn man bedenkt, in welcher Dynamik sich andere Staaten entwickeln und der Bedarf an städtischen Erweiterungen wächst. Hier können Riesefeld und Vauban wichtige Anregungen und Impulse vermitteln.

Literatur:

Arbeitsgemeinschaft Freiburger Stadtbild e. V. (Hrsg.): Freiburg und seine Stadtteile Promo: Freiburg 2007.

Billinger, Hans: Freiburg – Vauban-Gelände. In: Lennard u. a. (Ed.): Making cities livable, Kapitel 54, S. 327–330.

Böhme, Rolf / Ungern-Sternberg, Sven von / Lennard, Suzanne H. Crowhurst (Ed.): Making cities livable: new urban neighborhoods. Neue Stadtteile für urbanes Leben. Tagungsband der 17. Internationalen Konferenz Making Cities Livable. Freiburg, 1995.

Die Freiburger Erklärung über neue Stadtteile. In: Lennard u. a. (Ed.): Making cities livable, Kapitel 68, S. 407–410.

Humpert, Klaus (Hrsg.): Stadterweiterung: Freiburg – Rieselfeld. Modell für eine wachsende Stadt. Stuttgart: AV-Edition, 1997.

Lennard, Suzanne H. Crowhurst / Ungern-Sternberg, Sven von / Lennard, Henry L. (Editors): Making cities livable: Wege zur menschlichen Stadt. Carmel, CA (USA): Gondolier Press, 1997.

Leitschuh-Fecht, Heike: Lust auf Stadt. Ideen und Konzepte für urbane Mobilität. Bern: Haupt 2002.

Selle, Klaus (Hrsg.): Siedlungen bauen, Quartiere entwickeln. Beispiele aus der Praxis. Dortmund: Dortmunder Vertrieb für Bau- und Planungsliteratur 2000.

Siegl, Klaus und Peter Kaiser: Wo Freiburg weiter wächst. Stadt Freiburg i. Br., Baudezernat 2002.

Siegl, Klaus: Rieselfeld – Ein junger Stadtteil im Westen. In: Freiburg und seine Stadtteile. Freiburg: Promo 2007.

Ungern-Sternberg, Sven von: Stadtentwicklung Freiburgs in den 90er Jahren. Freiburger Almanach 1992, S. 13–28.

Ungern-Sternberg, Sven von: Freiburg-Rieselfeld. In: Lennard u. a. (Ed.): Making cities livable, Kapitel 47, S. 268–289.

Ungern-Sternberg, Sven von: Zehn Leitlinien für die Planung und Entwicklung eines neuen Stadtteils. In: Lennard u. a. (Ed.): Making cities livable, Kapitel 43, S. 237–243.

Ungern-Sternberg, Sven von / Jeschek, Volker: Von der Kaserne zur Gartenstadt Vauban. In: Lennard u. a. (Ed.): Making cities livable, Kapitel 53, S. 322–326.

Ungern-Sternberg, Sven von: Die Sicherung der städtebaulichen Qualität beim neuen Stadtteil Rieselfeld. In: Bauen + Wirtschaft: Architektur der Region im Spiegel/Freiburg, Wirtschafts- und Verlagsgesellschaft Worms 1997.

Veith, Roland und Thomas Fabian: Das Vauban-Viertel – Eine städtebauliche Herausforderung. In: Freiburg und seine Stadtteile. Freiburg: Promo 2007.

Wagner, Gerhard und Doris Lorenz (Red.): Schadstoffminderung im Städtebau. Modellvorhaben Neubausiedlung Rieselfeld der Stadt Freiburg i. Br. Bonn: Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung 1998.

Anschrift des Autors:
Dr. Sven von Ungern-Sternberg
Haus Badische Heimat
Hansjakobstraße 12
79117 Freiburg

Wohnen in Freiburg – Ein Schlüssel zur Stadtentwicklung

Martin Haag

Freiburg ist eine der am schnellsten und stärksten wachsenden Großstädte in Deutschland. Die Bevölkerungsprognosen belegen, dass die bisherigen Annahmen der Statistiker überholt sind, sondern die Einwohnerzahlen voraussichtlich noch bis 2030 wachsen werden.

Einen Spitzenplatz belegt Freiburg deshalb auch auf dem Wohnungsmarkt: Mietwohnungen sind rar und teuer, und die Nachfrage wächst. Das Stadtplanungsamt rechnet mit mindestens 6000 zusätzlichen Wohnungen, die bis 2030 über die Festsetzungen des Flächennutzungsplans von 2007 hinaus benötigt werden.

Wie lässt sich diese Entwicklung politisch und administrativ steuern? Das Bürgermeisteramt hat ein »Kommunales Handlungsprogramm Wohnen« erarbeitet. Es schlägt als wichtigste Option die Erschließung eines neuen Stadtteils auf der grünen Wiese vor: »Dietenbach« im nördlichen Rieselfeld soll nach dem Rieselfeld und Vauban die dritte große Stadterweiterung innerhalb einer Generation werden.

Die Stadt Freiburg befragt in einer repräsentativen Erhebung regelmäßig die Bürgerinnen und Bürger zum Standard und der Qualität kommunaler Leistungen, zu ihren Wünschen und Erwartungen an die Stadtpolitik und zur Zufriedenheit mit der eigenen Situation und den Lebensumständen. Die aktuelle Bürgerumfrage des Jahres 2012, die kurz vor Redaktionsschluss dieser Ausgabe veröffentlicht worden ist, weist zu den allermeisten Aspekten – Beruf, Freizeit, Kultur und Sport, soziale Einrichtungen, schulische Angebote usw. – jeweils hohe Zufriedenheit der Freiburgerinnen und Freiburger mit den Noten »gut« und häufig sogar »sehr gut« aus.

Die schlechtesten Werte im so genannten »Zufriedenheitsbarometer« bei ausgewählten Aspekten registriert die Bürgerumfrage bei den Themenfeldern Wohnungsangebot / Wohnungsmarkt mit 33 von 100 Punkten. Unter mehr als 40 Einzelaspekten, zu denen die Bürgerinnen und Bürger befragt wurden, sind die Wohnungsthemen außerdem die einzigen, bei denen sich die Zufriedenheit der Menschen im Vergleich zur Bürgerumfrage vor zehn Jahren sogar verschlechtert hat; alle übrigen sind von 2003 bis 2012 gestiegen oder gleich geblieben.

Einige Einzelauswertungen belegen, warum das so ist. An erster Stelle steht das im Vergleich zu anderen Großstädten hohe Niveau von Miet- und Kaufpreisen, das zusätzlich verschärft wird durch ein im baden-württembergischen Städtevergleich eher niedriges Einkommensniveau. Der Freiburger Wohnungsmarkt ist teuer, und weil Freiburg zu den am schnellsten wachsenden Großstädten

und Regionen in Deutschland zählt, ist das Angebot knapp, was nach den Regeln von Angebot und Nachfrage anhaltend hohe Preise bedeutet.

Freiburger Mieterhaushalte wenden durchschnittlich 38 Prozent ihres verfügbaren Nettoaufkommens für die Bruttomiete auf (Kaltmiete plus Nebenkosten). Bei Wohneigentum liegt der Durchschnitt darunter – 27 Prozent für Eigentumswohnungen und 31 Prozent für Eigenheime; angesichts der hohen Quote von fast zwei Dritteln Mietwohnungen gegenüber nur einem Drittel Wohneigentum kommt die statistische Erhebung zu einem Durchschnitt von 35 Prozent, die vom Nettoeinkommen für die Kosten des Wohnens aufzubringen sind. In absoluten Zahlen zahlt ein Mieterhaushaushalt in Freiburg durchschnittlich 805 Euro monatlich für Wohnen, oder mehr als 10 Euro pro Quadratmeter für Miete und alle Nebenkosten, von der Müllgebühr bis zu Strom und Wasser.

Betroffen sind von dem knappen und teuren Wohnungsmarkt naturgemäß vor allem Menschen mit niedrigem Einkommen. In einzelnen sozialen Milieus erreichen die Wohnkosten bis zu 50 Prozent des Nettoeinkommens; Studierende geben im Durchschnitt 45 Prozent dessen aus, das ihnen monatlich zum Leben zur Verfügung steht. Deshalb verwundert es nicht, wenn bei der Frage danach, wofür die Stadt mehr tun oder an kommunalen Geldern ausgeben sollte, 44 Prozent der Befragten »Wohnungsbau« angekreuzt haben – der höchste Wert unter allen Bereichen des kommunalen Handelns, bei denen die Bürger von der Stadtpolitik mehr Engagement erwarten. Ähnlich hohe Zahlen erreichen nur noch die Themenfelder »Kitas / Kindergärten« und »Sanierung / Neubau von Schulen«, bei denen die Stadt nach Meinung der Bürger mehr als bisher ausgeben sollte.

Die Zahlen sind keine Überraschung, sondern bestätigen nur die alltägliche Erfahrung der Stadtpolitik: Der Wohnungsmarkt ist zum Sorgenkind geworden und wird als der Sektor empfunden, in dem die Menschen Verbesserungen erwarten. Und das Thema Wohnen geht jeden Bürger, jede Bürgerin etwas an. Ein sicheres und bezahlbares Dach über dem Kopf, die Wohnung als Raum des privaten Umfelds und als Ort der eigenen Familie gehört zu den elementaren Grundbedürfnissen eines jeden Menschen.

Was sind die Gründe für die Entwicklung, wie wir sie in den letzten Jahren in Freiburg und vielen vergleichbaren Städten registrieren?

Freiburg ist eine schnell wachsende Stadt. Die Universität und die Hochschulen, aber auch die boomenden Forschungsinstitute sorgen für hohe Zuzugszahlen. Seit über 20 Jahren hält Freiburg den Spitzenplatz unter allen baden-württembergischen Stadtkreisen beim Zuwachs neuer Arbeitsplätze, der einher geht mit dem Zuwachs an Bevölkerung. Und: Inzwischen ist der frühere »Wanderungsverlust« an die Umlandgemeinden zu einem »Wanderungsgewinn« umgekippt, was bedeutet, dass mehr Menschen aus der Nachbarschaft wieder in die Stadt ziehen als umgekehrt. Wohnen in der Stadt ist »in«. Kurze Wege zu Arbeit, Einkaufen, Bildung, Kultur, soziale Einrichtungen und Freizeitangebote in Verbindung mit einer immer weiter steigenden Wohnqualität in der Stadt schaffen immer mehr Nachfrage auf dem Wohnungsmarkt. Steigende Geburtenzahlen und die demographischen Veränderungen mit höherem Durchschnittsalter sind weitere wichtige Faktoren.

Freiburg bleibt auch auf absehbare Sicht eine wachsende Stadt. Die einstigen Prognosen zur Bevölkerungsentwicklung sind über-

holt, und damit auch die statistischen Grundlagen des Flächennutzungsplans. Noch vor einigen Jahren ging die Statistik davon aus, dass sich spätestens 2020 der Bevölkerungszuwachs verlangsamen werde, um nach einer Phase der Stagnation als Folge der demographischen Entwicklung in eine Abwärtskurve mit sinkenden Einwohnerzahlen zu kippen. Auf dieser Basis ist noch der Bedarf an neuen Wohnungsbauflächen im Flächennutzungsplan errechnet worden, der 2007 vom Gemeinderat verabschiedet wurde. Er ging davon aus, dass ein Gutteil des Flächenbedarfs durch so genannte »Innenentwicklung«, also durch neue oder erweiterte Gebäude im bebauten Bereich gedeckt werden kann und »Außenentwicklung« (Umwandlung von bisherigen Freiflächen außerhalb des bisherigen Siedlungsgebietes) nur noch in sehr geringem Umfang notwendig sei.

Heute wissen wir: Das Wachstum hält deutlich länger an als angenommen, voraussichtlich bis mindestens zum Jahr 2030, und die Zuwachsraten sind höher als erwartet. Wenn wir alle Faktoren mit einbeziehen, dann besteht nach einer aktuellen Prognose des Stadtplanungsamts aufgrund der fortgeschriebenen Bevölkerungszahlen bis zum Jahr 2030 ein rechnerischer Bedarf von mindestens 7000 Wohnungen – zusätzlich über die bisherigen Flächenreserven des Flächennutzungsplans hinaus. Um die Dimension deutlich zu machen: Das sind mehr als doppelt so viel Wohnungen wie im Stadtteil Vauban und mehr als im Stadtteil Rieselfeld. Die Prognosen sagen auch: Freiburg braucht jährlich mindestens 1000 neue Wohnungen. Tatsächlich liegen die Zahlen der jährlich fertiggestellten Wohnungsneubauten derzeit zwischen 500 und 700. Zu einem Gutteil ist dies – neben vielen anderen Faktoren wie dem Rückgang der Wohnungsbauförderung – auf das nicht ausreichende Angebot an baureifen Flächen zurückzuführen.

Die Ausweisung von Bauflächen und die Schaffung von Baurechten möglichst für Geschosswohnungsbau durch Bebauungspläne ist das wirksamste Instrument zur Steuerung des Wohnungsmarkts, das der Kommune zur Verfügung steht. Der Wohnungsmarkt folgt den Gesetzen von Angebot und Nachfrage. Steht der hohen Nachfrage für eine steigende Zahl von Bürgerinnen und Bürger ein nicht ausreichendes Angebot gegenüber, führt dies zwangsläufig zu einem unausgeglichenen Markt mit hohen Preisen, wie die eingangs zitierte Bürgerumfrage belegt. Flächen sind daher der wichtigste Schlüssel zu einem Wohnungsmarkt, der eine Balance schafft zwischen Angebot und Nachfrage und auch für Haushalte mit niedrigen und mittleren Einkommen bezahlbar bleibt und hohe Preissprünge verhindert.

Das Kommunale Handlungsprogramm Wohnen 2013

Diese Ziele verfolgt das »Kommunale Handlungsprogramm Wohnen«, das im Jahr 2012 und 2013 erarbeitet wurde und nun vor der Verabschiedung im Gemeinderat steht. Das Programm ist kein Zauberstab und wird nicht mit einem Schlag alle Probleme lösen. Aber es liefert in komprimierter Form Daten und Fakten als Planungsgrundlagen und geht den Ursachen nach, die zu der aktuellen Situation geführt haben. Zudem enthält das Programm auch die aktuellen Prognosen zur zukünftigen Entwicklung Freiburgs. Der wichtigste Teil: Das »Kommunale Handlungsprogramm Wohnen« versteht sich als Richtschnur der Wohnungspolitik in den kommenden Jahren, wie wir quantitativ und qualitativ die Wohn-

raumversorgung und damit die Zukunftsfähigkeit der Stadt sicherstellen können.

Den Anstoß hat der Gemeinderat mit einem interfraktionellen Antrag 2011 gegeben. Er nennt als Ziel, »das Wohnen in Freiburg zukunftsfähig und nachhaltig gestalten, indem ein ausreichendes und bezahlbares sowie den unterschiedlichen Bedürfnissen von Menschen entsprechendes Wohnangebot geschaffen wird. Dabei soll auf eine soziale Durchmischung in den einzelnen Stadtteilen geachtet werden.« Die darauf folgenden Hearings und Fachgespräche haben zu einem Katalog von Maßnahmen geführt, mit denen die Stadt Einfluss auf den Wohnungsmarkt nehmen und eine Entspannung bewirken kann.

Dies sind zunächst die eigenen kommunalen Handlungsmöglichkeiten: Im Flächennutzungsplan ausgewiesene Flächen sollen schneller als vorgesehen mit Baurechten versehen werden, um die hohe Nachfrage nach Wohnungsbauflächen zu decken. Dazu gehören weiter gesetzliche Veränderungen, bei denen die Stadt auf Entscheidungen des Bundes oder Landes angewiesen ist. Eines von mehreren Beispielen ist die Änderung der so genannten Kappungsgrenze nach dem BGB, nach der bisher im Zeitraum von drei Jahren eine Mieterhöhung von 20 Prozent möglich ist (und in vielen Fällen auch ausgesprochen wird); dieser Erhöhungsspielraum kann nach einer Änderung des Paragraphen 588 BGB auf 15 Prozent an Standorten mit einem besonderen Wohnungsbedarf begrenzt werden, um den Mietanstieg einzudämmen. Sie müssen jeweils vom Land durch Rechtsverordnungen festgesetzt werden. Die Freiburger Stadtbau wendet die Kappungsgrenze von 15 Prozent bereits heute für ihren eigenen Wohnungsbestand an und verzichtet außerdem bei Neuvermietungen auf eine neue Mieterhöhung (die rechtlich zulässig wäre), sondern bleibt grundsätzlich innerhalb der Grenzen der »ortsüblichen Vergleichsmiete«, die durch den Mietspiegel festgesetzt wird.

Seit langem schon wendet die Stadt die vom Gemeinderat beschlossenen »baulandpolitischen Grundsätze« an, die bei der Vergabe von städtischen Grundstücken an private Bauherren diesen auferlegt, entweder 30 Prozent als öffentlich geförderte Wohnungen für Mieter mit geringen Einkommen zu bauen, oder 10 Prozent des Grundstücks kostenlos der Stadt für denselben Zweck zu überlassen.

Ein nüchterner Blick auf die Handlungsspielräume der Kommune zeigt aber auch: Die Stadt kann in einem Markt, der ganz überwiegend von privaten Eigentümern und Bauträgern bestimmt ist, längst nicht alle Probleme lösen. Die erwähnte Herabsetzung der Kappungsgrenze für Mieterhöhungen von 20 auf 15 Prozent innerhalb von drei Jahren ist bisher nur bei der städtischen Tochtergesellschaft Freiburger Stadtbau möglich, solange die Landesregierung für den Stadtkreis Freiburg nicht eine allgemein gültige Rechtsverordnung erlassen hat. Die Stadtbau ist zwar der größte der Freiburger Wohnungsbauträger, aber nur etwa zehn Prozent aller Wohnungen sind in ihrem Eigentum; alle übrigen gehören entweder Wohnungsbaugenossenschaften (zusammen ca. 10 Prozent des Mietwohnungsbestands) oder privaten Gesellschaften und Eigentümern. Gleichwohl ist die Freiburger Stadtbau mit ihrem großen Bestand von 10 000 Mietwohnungen ein nicht gering zu schätzendes Instrument der kommunalen Wohnungspolitik.

Ein weiterer Baustein ist die Verlängerung von Mietpreis- und Belegungsrechten. Damit kann die Kommune – allerdings in begrenztem Umfang – jener Entwicklung begegnen, die für den Wohnungsmarkt eine zusätzliche Erschwernis darstellt: Der Verlust an öf-

fentlich geförderten Wohnungen, deren Sozialbindung in der Regel nach 30 Jahren zu Ende geht und die damit zu frei finanzierten Wohnungen werden. Damit geht zwar in der Gesamtstatistik kein Wohnraum verloren, da auch bisherige Sozialmietwohnungen weiterhin im Markt bleiben. Aber sie fehlen für Haushalte mit kleinen Einkommen, die Anspruch auf eine öffentlich geförderte Wohnung haben.

Von 2013 bis 2017 werden rund 1800 Wohnungen aus der so genannten Sozialbindung fallen, deren Miete bisher deutlich unter der ortsüblichen Vergleichsmiete lag und nun schrittweise auf das Niveau des Mietspiegels steigen muss. Rund 400 sind es allein bei der Freiburger Stadtbau; in den letzten Jahren ist der Anteil der Sozialmietwohnungen am Gesamtbestand der städtischen Gesellschaft bereits ständig gesunken, nachdem die zinsverbilligten Kredite der 1960er und 1970er Jahre ausgelaufen sind. Und die arg gestutzten Förderungen der heutigen Landeswohnungsprogramme reichen nicht annähernd aus, um diesen Verlust durch öffentlich geförderten Neubau zu kompensieren. Allerdings macht das neue Förderprogramm der Landesregierung hier etwas Hoffnung. Auch beim Land hat sich die Erkenntnis durchgesetzt, dass die Wohnungsfrage vor allem in den nachgefragten Städten keinesfalls »gelöst« ist, und dass es der vereinten Anstrengung von Land und Kommunen bedarf, um ausreichend günstigen Wohnraum zur Verfügung zu stellen.

Die Verlängerung von so genannten Mietpreis- und Belegungsbindungen löst kein Problem, aber mildert es. Der von der Stadt aufzubringende Ausgleich, um das bisherige Mietniveau der »gebundenen Miete« zu halten, summiert sich allein bei der Stadtbau auf 1,5 Millionen Euro und auf einen Subventionswert von rund 800 Euro jährlich – mit steigender Tendenz. Gleichwohl ist die Verlängerung der Mietpreis- und Belegungsrechte ein wichtiger Teil des Kommunalen Handlungsprogramms Wohnen. Sie dient weniger dazu, neue Wohnungen zu bauen, als vielmehr bisher preisgünstige Wohnungen noch über einige Jahre sozial schwachen Mieterhaushalten zur Verfügung stellen zu können.

Deshalb bleibt nach einer realistischen Abwägung aller politischen und rechtlichen Handlungsoptionen eine Erkenntnis: Um den Wohnungsbau zu forcieren und das Angebot für eine wachsende Nachfrage wirksam steigern zu können, führt kein Weg an neuen Bauflächen vorbei. Denn sie sind die wichtigste Voraussetzung dafür, Investoren für den Wohnungsbau zu gewinnen – ob eine städtische Gesellschaft, Genossenschaften oder private Bauherren, ist dabei zunächst nachrangig. Denn sie alle sind gleichermaßen auf Grundstücke angewiesen, auf denen Baurechte geschaffen werden. Und sie alle sind wichtig, um Wohnraum für alle verschiedenen Zielgruppen einer Stadtgesellschaft zu bauen. Die Freiburger Stadtbau errichtet derzeit im Durchschnitt jährlich rund neue 150 Wohnungen. Die Kapazitäten der Gesellschaften für den Wohnungsneubau wären dank einer guten Eigenkapitalausstattung etwa doppelt so hoch. Aber sie scheitern bisher daran, dass dafür nicht ausreichend Grundstücke zur Verfügung stehen.

Auf dem Weg zu einem neuen Stadtteil

Deshalb geht die Stadtpolitik nun den Schritt zu einem neuem Stadtteilprojekt, das Entwicklungsflächen für rund 5000 neue Wohnungen, also 10 000 bis 12 000 Menschen bieten soll. Schauen wir in die jüngere Ge-

Wohnraum (an einer Baustelle in Freiburg)

schichte, dann wird dies die dritte Stadterweiterung in rund 20 Jahren sein: 1991 begann die Erschließung des heutigen Stadtteils Rieselfeld, mit dem rund 70 Hektar des früheren Stadtguts zu einem neuen Wohnquartier erschlossen worden sind. Dort leben heute mehr als 10 000 Menschen. Drei Jahre später startete das Quartier Vauban, die Konversion der früheren französischen Kaserne im Süden, auf insgesamt 35 Hektar Entwicklungsfläche. Beide Projekte sind nahezu vollständig abgeschlossen. Sie haben in den 1990er / 2000er Jahren ganz maßgeblich zu einer messbaren Entspannung des Marktes beigetragen und den damals dringenden Wohnungsbedarf zu großen Teilen befriedigen können – ähnlich wie bereits eine Generation davor in den 1960er und 1970er Jahren die damals neuen Stadtteile Weingarten und Landwasser.

Nun stehen wir am Anfang der dritten großen Stadterweiterung in nur einer Generation. Der Gemeinderat hat »vorbereitende Untersuchungen« nach dem Baugesetzbuch für zwei Standorte beschlossen: Das Gewann Dietenbach nördlich anschließend an den Stadtteil Rieselfeld, und »St. Georgen-Süd«, eine heute überwiegend landwirtschaftlich genutzt Fläche südlich von St. Georgen. Die politische Priorität liegt ganz eindeutig auf dem Gewann Dietenbach, das sich als eine nördliche Verlängerung des heutigen Stadtteils Rieselfeld geradezu anbietet.

Beide, Dietenbach und St. Georgen-Süd, sind groß genug für einen Stadtteil von rund 70 Hektar, und beide sind etwa gleich weit entfernt von der Innenstadt. Und beiden ist eine außerordentlich schwierige Ausgangslage zueigen mit jeweils mehreren hundert (!) unterschiedlichen Eigentümern. Das unterscheidet sie vom Rieselfeld und von Vauban: Im Rieselfeld gehörte die gesamte Fläche bereits der Stadt, als die Entwicklung eines neuen Quartiers startete, und in Vauban war der Bund Eigentümer der früheren Kaserne, von dem die Stadt das Areal erwerben konnte.

Wie geht es nun weiter? Die erwähnten »vorbereitenden Untersuchungen« für das Gewann Dietenbach (und die Prüfung einer möglichen Alternative in St. Georgen-Süd) sind Voraussetzung für das rechtliche Instrument der »Städtebaulichen Entwicklungsmaßnahmen«, das für die Erschließung des neues Stadtteils eingesetzt werden soll. Dieses im Baugesetzbuch verankerte Konzept basiert auf einer »In-Sich-Finanzierung«. Verkürzt dargestellt, bedeutet dies: Die Kommune erwirbt die Flächen zu einem »entwicklungsunbeeinflussten Wert«, in diesem Fall also als Ackerland, wandelt die Flächen zu baureifen Grundstücken um und veräußert sie zum »entwicklungsbeeinflussten Wert« – also als erschlossenes Bauland – an Investoren und Bauherren oder Baugruppen, die dort Wohnungsbau errichten.

Aus dem Delta zwischen entwicklungsunbeeinflusstem und entwicklungsbeeinflussten Wert werden die gesamte Erschließung von Kanalisation und sonstiger Ver- und Entsorgung bis zu Straßen, Stadtbahn, Wegen und öffentlichem Grün, sowie die gesamte öffentliche Infrastruktur wie Schulen, Kitas und

Das Rieselfeld: Vorbild für einen neuen Stadtteil, für den nördlich angrenzend jetzt die »Vorbereitenden Untersuchungen« einer städtebaulichen Entwicklungsmaßnahme beginnen.

Kindergärten, Gemeinschaftseinrichtungen finanziert. Damit sind der Einstiegspreis und der Preis für erschlossenes Bauland festgeschrieben: Zum einen durch ein Gutachten des aktuellen Werts, zum anderen durch den Gesamtaufwand für Erschließung und Infrastruktur, der auf die zu vermarktenden Flächen umgelegt und damit den Quadratmeterpreis für erschlossenes Bauland definiert.

Das Verfahren, das schon einmal bei der Konversion der Vauban-Kaserne zu einem neuen Stadtteil erprobt worden ist, bietet erhebliche Vorteile. Es entlastet die Stadtfinanzen, weil am Ende einer Entwicklungsmaßnahme Einnahmen und Ausgaben ausgeglichen sind. Die gesamte Abwicklung findet in einem Treuhandkonto außerhalb des städtischen Haushalts statt. Vor allem aber: Erschließung und Infrastruktur sind durch die Grundstückserlöse solide finanziert, ohne dass Bauherren noch mit nachträglichen Erschließungsbeiträgen rechnen müssen. Für die Stadt ist die Entwicklungsmaßnahme finanziell im Ergebnis immer ein Nullsummenspiel, denn mögliche Gewinne werden den Alt- und Neueigentümern erstattet.

Die Anwendung der Städtebaulichen Entwicklungsmaßnahme zwingt uns aber auch, mit mehreren hundert (!) verschiedenen Grundstückseigentümern Verhandlungen aufzunehmen. Die ersten Gespräche mit den Eigentümern haben stattgefunden, ebenso wie mit den betroffenen Landwirten, die möglicherweise Flächen verlieren werden und für die sich die Frage nach möglichen Ersatzflächen stellt. Hinzu kommt der zeitliche Aufwand für einen städtebaulichen Wettbewerb, das Bebauungsplanverfahren und den eigent-

lichen Planungsprozess. Dies macht das Verfahren langwierig, weshalb wir bei realistischer Einschätzung von mindestens acht, eher zehn Jahren ausgehen müssen, ehe tatsächlich gebaut werden kann und durch neue Wohnungen der Entlastungseffekt eintreten wird.

Aber das Projekt eines neuen Stadtteils bietet auch einzigartige Chancen einer Stadterweiterung, die keine langweilige »Schlafstadt« auf der grünen Wiese sein will, sondern von Beginn an als ein lebendiges Quartier mit eigener Infrastruktur, einer guten Anbindung an die Kernstadt und vor allem einem vitalen Gemeinschaftsleben konzipiert wird. Rieselfeld und Vauban sind Vorbilder, aus deren Erfahrungen wir viel lernen können. Die politische Entscheidung, mit dem Bau von Wohnungen von Beginn an soziale und kulturelle Einrichtungen zu schaffen, macht bis heute den besonderen Charakter beider Stadtteile aus und hat zu ausgeprägt lebendigen und aktiven Gemeinschaften geführt, mit eigener Identität und sozialem Zusammenhalt. In beiden Quartieren spielte der frühzeitige Anschluss an das Stadtbahnnetz eine große Rolle: Die Stadtbahnen sind zu Entwicklungsachsen geworden, an denen sich Gemeinschaftseinrichtungen, Einzelhandel und Dienstleistungsbetriebe angesiedelt haben. Eine ausgewogene Balance zwischen Eigentum und Miete sowie frei finanziertem und öffentlich gefördertem Wohnungsbau war der Garant für soziale Stabilität und eine vielfältige Bewohnerstruktur. Die kleinteilige Parzellierung und der damit verbundene Bau von vielen vergleichsweise kleinen Gebäuden statt großer Wohnblocks brachte wirtschaftliche Impulse für das lokale Baugewerbe und das Handwerk. Mit den innovativen Konzepten der Energieversorgung und einem behutsamen Umgang mit natürlichen Ressourcen haben das Rieselfeld und Vauban Maßstäbe gesetzt und als weithin anerkannten Vorzeigebeispiele den Ruf Freiburgs als Green City begründet.

Von diesen Erfahrungen wollen wir lernen. Am Anfang des Verfahrens ist es noch zu früh für ein städtebauliches Konzept. Aber wir kennen die Ziele und Eckpunkte des künftigen Stadtteils:

- Vorrangig Geschosswohnungsbau in guter architektonischer Qualität mit einer ausgewogenen Mischung von öffentlich geförderten und freifinanzierten Wohnungen
- Ein qualitätsvolles kleinteiliges Miteinander von privaten Investoren, Wohnungsbauträgern, Genossenschaften, privaten Bauherren und Baugruppen
- Ein Stadtteil für alle Menschen: Für alle Generationen, für Familien und Singles oder neue Formen des Zusammenlebens, für Menschen unterschiedlicher Herkunft und Kultur und aus allen sozialen Schichten
- Von Beginn an eine öffentliche und private Infrastruktur: Schule(n), Kitas und Kindergärten, soziale und kulturelle Einrichtungen, aber auch ortsnahe Einkaufsmöglichkeiten oder Dienstleistungen und
- Ein Stadtteil, der Wohnen und Arbeiten möglich macht und damit Beispiel sein kann für eine Stadt der kurzen Wege.
- Eine gute verkehrliche Erschließung und ein Mobilitätskonzept, die sich in die Gesamtverkehrskonzeption der Stadt mit erklärtem Vorrang für umweltfreundliche Verkehrsmittel und -arten einfügen, mit Anbindungen vor allem an das Stadtbahn- und das Radwegenetz.
- Qualitätsvolle öffentliche Räume und Flächen zur Begegnung und für den sozialen Zusammenhalt der Menschen, für Quartiersarbeit und bürgerschaftliches Engagement.

Von Beginn an waren die neuen Stadtteile an das Stadtbahnnetz angebunden (hier: Stadtbahn im Quartier Vauban)

– Ein zeitgemäßes Energiekonzept mit dem Ziel einer Klimaneutralität.

Dies sind nur die wichtigsten Zielsetzungen und Eckpunkte für ein realistisches und zukunftsfähiges Stadtteilkonzept. Es kann nur dann erfolgreich sein, wenn wir die Planung und Erschließung nicht nur als einen planerischen Prozess begreifen. Sondern es bedingt ein enges und interdisziplinäres Zusammenwirken von Stadt- und Landschaftsplanung, Natur- und Umweltschutz, Architektur, Sozialwissenschaften, frühkindliche Bildung und Betreuung, Schulen und Bildungseinrichtungen, Kultur und Verkehrsplanung.

Die Erfahrungen aus Rieselfeld und Vauban haben auch gezeigt, dass es nicht genügt, nur die Fachleute rechtzeitig einzubinden. Bei vielen Fragen sind die eigentlichen Fachleute die Bürgerinnen und Bürger. Ein Projekt dieser Dimension geht die ganze Stadt etwas an, weil es in seiner Struktur auch Auswirkungen auf die ganze Stadt hat. Deshalb muss erklärtes Ziel ein breit angelegtes Dialog- und Partizipationsverfahren sein, in dem wir die Menschen kontinuierlich informieren und sie ihre Anregungen und Ideen, aber auch Kritik artikulieren können. Dies gilt für die Nachbarn eines neuen Stadtteils ebenso wie für alle Freiburgerinnen und Freiburger. Nur so schaffen wir Transparenz, Akzeptanz und auch Engagement für eine Stadterweiterung. Die jüngere Vergangenheit kennt einige Beispiele von Großprojekten, in denen Partizipationsverfahren unzureichend waren oder missraten sind, weil es an der notwendigen Transparenz gemangelt hat, mit jeweils fatalen Folgen. Wenn Glaubwürdigkeit und Vertrauen

Unten Läden und Dienstleistungen, oben Reihenhäuser mit Gärten auf dem Dach: Das »Sonnenschiff« an der Merzhauser Straße.

verloren gehen, weil die Menschen sich ausgeschlossen fühlen, dann erwachsen daraus Protest und Widerstand und ist ein Scheitern vorprogrammiert.

Das will niemand. Auch hier sind die Erfahrungen von Rieselfeld und Vauban hilfreich. In beiden Quartieren war von Beginn an bürgerschaftliches Engagement ein wesentlicher Faktor des Gelingens. Daraus sind im Rieselfeld der heutige BürgerInnenverein Rieselfeld, und im Vauban das »Forum Vauban« und der Stadtteilverein entstanden, die von Beginn an die Planung und Erschließung begleitet und aktiv mit gestaltet haben. Sie sind heute die Motoren eines aktiven Lebens in den Quartieren – und überdies wichtige Transmissionsriemen zwischen Bürgern und Stadtpolitik. Das damalige Instrument der gemeinderätlichen Arbeitsgruppe, in denen auch die Bürgervertreter Sitz und Stimme hatten, soll auch nun wieder installiert werden. Im Ergebnis bedeutet das viel Kommunikation und Arbeit für Verwaltung und Politik, aber es lohnt sich, denn andernfalls laufen wir Gefahr, im wahrsten Sinne des Wortes an den Wünschen und Erwartungen der Menschen vorbei zu bauen, wenn wir sie nicht rechtzeitig mitnehmen.

Kurswechsel oder Kontinuität?

Heute, am Anfang dieses langen Weges zu einem dritten neuen Stadtteil innerhalb einer Generation stellen sich manche die Frage, ob dieser Schritt eine Zäsur oder gar einen Kurswechsel in der Stadtentwicklung bedeutet.

Die Antwort ist Ja und Nein.

Ja, mit Blick auf den bisherigen Flächennutzungsplan ist ein neuer Stadtteil in der Tat eine Zäsur und damit eine Abkehr von den bisherigen Zielen, denn der Flächennutzungsplan des Jahres 2007 sah keine solche Stadterweiterung vor. Er ging von anderen Voraussetzungen hinsichtlich des Wachstums und des Bedarfs an Wohnungsbau aus, als wir sie heute kennen. Insoweit ist die Entscheidung für ein neues Quartier für 10 000 oder mehr Menschen im kommenden Jahrzehnt eine logische Folge der tatsächlichen Realitäten.

Nein, ein neuer Stadtteil ist keine Zäsur der Stadtentwicklung, wenn wir die Entwicklungsprozesse nicht nur jetzt und heute betrachten. Stadtentwicklung war immer auch Wachstum und Erweiterung der Stadt – mal weniger, mal mehr wie in dieser Zeit. Vor genau einhundert Jahren endete die Amtszeit von Oberbürgermeister Otto Winterer, der von 1888 bis 1913 an der Spitze des Rathauses stand und in den so genannten Gründerjahren das Gesicht der Stadt so stark geprägt hat wie kein anderer vor und nach ihm. Wir verdanken ihm solch stadtbildprägenden Baudenkmäler wie das Theater, das neue Rathaus, den Umbau der Stadttore, die ersten Kollegiengebäude der Universität oder die Gewerbeschule Kirchstraße und das Friedrichgymnasium. In seine Zeit fielen große Stadterweiterungen: Herdern, die Wiehre und große Teile von Brühl-Beurbarung. Freiburg hat in den 25 Jahren seiner Amtszeit die Einwohnerzahl mehr als verdoppelt und ist von einem biederen Landstädtchen zu einer attraktiven Großstadt geworden. Fünfzig Jahre später waren es Weingarten und Landwasser, und in den 1990er Jahren die mehrfach erwähnten Stadtteile Rieselfeld und Vauban, mit denen die Stadtplanung den Anforderungen des Wohnungsmarkts begegnete.

Gemessen daran, ist das jetzt beginnende Stadtteilprojekt Dietenbach keine Zäsur, sondern steht in einer logischen Konsequenz der Stadtentwicklung. Und es ist das Ergebnis einer Stadtpolitik, die rechtzeitig Vorsorge für soziale Balance trifft, nämlich dass die Menschen heute und in der Zukunft in Freiburg gut leben und sich wohl fühlen können.

Anschrift des Autors:
Prof. Dr. Martin Haag
Bürgermeister für Stadtentwicklung, Planen, Bauen und Verkehr
Fehrenbachallee 12
79106 Freiburg
E-Mail:
dez-V@stadt.freiburg.de

Health Region Freiburg

Eine Initiative zur Stärkung des Gesundheits- und Medizintourismus

Michael Richter

Hochwertige Angebote und Leistungen rund um Gesundheit und Wohlbefinden haben Zukunft. Der wachsende Markt für Gesundheits- und Medizintourismus bietet insbesondere für Freiburg und die Region ein erhebliches Potenzial, das unter Einbindung qualifizierter Akteure und mit einer neuen Qualität in der Zusammenarbeit systematisch erschlossen und entwickelt werden soll. Die neue Clusterinitiative zielt deshalb auf die Schaffung eines leistungsfähigen Netzwerks ab, das sich durch die Weiterentwicklung vorhandener Stärken zweier komplementärer Wirtschaftsbereiche auszeichnet und neben führenden Kliniken und Krankenhäusern auch Unternehmen und Dienstleister aus dem medizinischen und nicht-medizinischen Bereich miteinander vereint und voranbringt. Unter der Marke »Health Region Freiburg« werden branchenübergreifende Aktivitäten und Maßnahmen im In- und Ausland gemeinsam gebündelt und durchgeführt.

Hochwertige Angebote und Leistungen rund um Gesundheit, Fitness, Erholung und Wohlbefinden haben Zukunft. Der wachsende Markt für Gesundheits- und Medizintourismus bietet insbesondere für die Region Freiburg ein erhebliches Potenzial, das unter Einbindung qualifizierter Akteure aus den Bereichen Gesundheitswirtschaft und Tourismus und mit einer neuen Qualität in der Zusammenarbeit systematisch erschlossen und entwickelt werden soll. Eines der bundesweit größten Universitätsklinika, renommierte Fachkliniken, innovative gesundheitsorientierte Unternehmen und Dienstleister sowie die Nähe zur Basler Pharmaindustrie mit Weltmarktführern in der medizinischen Forschung bieten hierfür die besten Voraussetzungen. Die aus Mitteln des Europäischen Fonds für Regionale Entwicklung (EFRE) geförderte Clusterinitiative »Healthcare & Economy« vereint deshalb die beiden stärksten Wirtschaftsbereiche Gesundheitswirtschaft und Tourismus. Ziel ist, unter der Marke »Health Region Freiburg« branchenübergreifende Aktivitäten und Maßnahmen im In- und Ausland zur Förderung und Entwicklung beider Wirtschaftsbereiche zu bündeln und durchzuführen.

Sich wohlfühlen und gesund werden

Die Gesundheitsregion Freiburg steht für eine einmalige Kombination aus exzellenter Spitzenmedizin, gelebter Gesundheitskultur und höchster Lebensqualität. Führende Kliniken, Unternehmen, Dienstleister und Institutionen aus Gesundheitswirtschaft und Tourismus bieten hier ein perfekt aufeinander abge-

Blick über die »Green City« Freiburg (Foto: FWTM – Spiegelhalter)

stimmtes Angebot zur Erhaltung und Wiederherstellung der persönlichen Lebensqualität und Leistungsfähigkeit. Von der erfolgreichen Therapie mit integrierten Angeboten zur Rehabilitation bis hin zu Präventionsprogrammen für Privatpersonen und Unternehmen. Die besonderen Kompetenzen im Bereich E-Health und Telemedizin erlauben zudem innovative Lösungen an den Schnittstellen von Gesundheitswesen, Medizintechnik sowie Informations- und Kommunikationstechnik. Nicht zuletzt aufgrund des einzigartigen Gastronomie- und Freizeitangebotes und der reizvollen Landschaft im Dreiländereck Deutschland–Frankreich–Schweiz ist Freiburg eine Wohlfühl- und Gesundheitsregion, die ihresgleichen sucht.

Die weltweit bekannte »Green City« Freiburg bietet als sonnenreichste Großstadt Deutschlands beste Voraussetzungen für eine schnelle Genesung und Gesundheitsförderung. Keine andere Stadt von vergleichbarer Größe verfügt über mehr Wald und Weinberge. Die Vielfalt von Landschaftsformen ist einzigartig, von den Höhen des Schwarzwalds bis hinunter zu den Auwäldern am Rhein. Freiburg liegt buchstäblich im grünen Bereich, und das trägt nicht unwesentlich zu seiner Attraktivität bei. Das milde Klima und die Lage am Fuße des Schwarzwalds machen den Freiburg-Aufenthalt zu einem Erlebnis. Durch seine unmittelbare Grenznähe zum Elsass und der Nordwestschweiz ist Freiburg idealer Ausgangspunkt für Ausflüge in die Natur sowie für Kultur- oder Shopping-Touren zu unseren Nachbarn in Frankreich und in der Schweiz.

Lange Tradition: Gesundheit und »Life Science«

Schon die Römer bauten in der klimatisch bevorzugten Region am Oberrhein luxuriöse

Seit 1979 sprudelt das heilende und wohltuende Thermalwasser an den Freiburger Heilquellen (Foto: KEIDEL Mineral-Thermalbad Freiburg)

Bäder und Thermen. Die wahrscheinlich zu Beginn des 2. Jahrhunderts n. Chr. in Badenweiler errichtete Bäderanlage zählt zu den bedeutendsten römischen Denkmälern in Baden-Württemberg und gilt bis heute als die am besten erhaltene Therme nördlich der Alpen. Nach dem Abzug der Römer geriet auch die Badekultur in Vergessenheit. Das Kur- und Bäderwesen erlebte in Südbaden im 19. Jahrhundert eine erneute Blütezeit. Gekrönte Häupter und bedeutende Persönlichkeiten aus aller Herren Länder weilten in Baden-Baden oder Badenweiler zur Kur, betuchte Bürger fanden in der Höhenluft des Schwarzwaldes Genesung und Erholung. Es war die Zeit der prächtigen Badehäuser und Trinkhallen, Wandelhallen und der ersten Grandhotels. Kurpromenaden und Kurparks wurden neu angelegt. Im 20. Jahrhundert führten schließlich weitere Bohrungen in der Tiefe an Bodensee und Oberrhein – absichtlich oder eher zufällig – zur Erschließung neuer Thermalquellen. So entstanden in malerischen Kur- und Bäderorten neue Thermalbäder, unter anderem in Bad Bellingen, Bad Krozingen oder Freiburg mit seinen Heilquellen im Mooswald.

Eine lange Tradition haben auch die großen Unternehmen der Chemie- und Pharmaindustrie am Hochrhein. Mit dem Aufschwung der modernen Medizin und der Ausprägung des auf Feinwerk- und Präzisionstechnik spezialisierten regionalen Mittelstands fand schließlich zusammen, was heute mit dem Begriff »Cluster« beschrieben werden kann: Eine innovative Bildungs-, Forschungs- und Wissenschaftsregion, deren Universitäten und Hochschulen exzellente Mediziner, Naturwissenschaftler, Biotechnologen und Ingenieure ausbilden, dazu herausragende Universitäts- und Fachklinken, weltbekannte Medizintechnik-Unternehmen sowie »Hidden Champions« und schließlich das »BioValley« als grenzüberschreitendes Netzwerk der Lebenswissenschaften, den sog. Life Sciences. Ein Wirtschaftszweig, der im Übrigen sehr gut in die Region passt: Er ist nicht unmittelbar von Rohstoffen und Verkehrswegen abhängig, arbeitet emissionsarm und kurbelt den Export an.

Gesundheitswirtschaft: ein weit gefasster Begriff

Gesundheitswirtschaft ist kein präziser Begriff. Gemeinhin werden hierunter zahlreiche Wirtschaftsbereiche verstanden: die bereits erwähnte Pharmaindustrie, die Medizintechnik und Biotechnologie, der Groß- und Einzelhandel sowie Apotheken und Betriebe der Optikerbranche, Bildungs- und Forschungseinrichtungen sowie im breit aufgestellten Dienstleistungsbereich vor allem der gesundheitswirtschaftliche Kernbereich der stationären und ambulanten Behandlung, also Krankenhäuser, Vorsorge- und Rehakliniken, Arztpraxen, Alten- und Pflegeheime. Darüber hinaus umfasst die Gesundheitswirtschaft auch den so genannten zweiten Gesundheitsmarkt, der Bereiche wie die Ernährungs-, Sport- und Freizeitwirtschaft, den Gesundheitstourismus oder das ökologische Bauen und Wohnen beinhaltet.

Wachstumstreiber Gesundheitswirtschaft

Die Gesundheitswirtschaft ist ein maßgeblicher Motor für Wertschöpfung, Wachstum und Beschäftigung in Deutschland. Sie ist einer der größten Sektoren der deutschen Wirtschaft. Nach Aussage des Bundesverbandes der Deutschen Industrie (BDI) wächst die Gesundheitswirtschaft fast doppelt so stark wie die Gesamtwirtschaft – und jeder Arbeitsplatz im Gesundheitssektor erzeugt rund zweieinhalb Arbeitsplätze in anderen Wirtschaftsbereichen.

Mit 4,83 Mio. Beschäftigten im Jahr 2010 ist die Gesundheitswirtschaft in der Abgrenzung des Statistischen Bundesamtes wichtigster Beschäftigungszweig in Deutschland. Das sind rund zwölf Prozent aller Beschäftigten. Fasst man die Abgrenzung weiter und nimmt ergänzende Bereiche wie Fitness und Wellness sowie den Gesundheitstourismus hinzu, so zählte die Branche bereits 2009 sogar 5,7 Mio. Beschäftigte. Demzufolge ist jeder siebte Erwerbstätige in dieser Zukunftsbranche, die über 100 verschiedene Berufe umfasst, tätig. Die Anbieter im Gesundheitswesen erzielten 2010 einen Umsatz von 287 Mrd. Euro. Das entspricht rund 11,5 Prozent der Wertschöpfung gemessen am Bruttoinlandsprodukt (BIP).

Auch für Baden-Württemberg und die Standortentwicklung in den Teilregionen spielt die Gesundheitswirtschaft eine herausragende Rolle. Allein im Jahr 2010 bestanden insgesamt 606 000 Beschäftigungsverhältnisse in diesem Wirtschaftsbereich. Mit einem Anteil von nahezu zwölf Prozent ist der Gesundheitssektor auch im Land der beschäftigungsstärkste Wirtschaftszweig. Dieser Anteil liegt in der Region Südlicher Oberrhein bei rund 14 Prozent und im Oberzentrum Freiburg mit rund 21 Prozent und mehr als 22 000 Beschäftigten sogar fast doppelt so hoch.

Als beliebte Tourismusdestination verzeichnete das Reisegebiet »Südlicher Schwarzwald« mit einer traditionsreichen Kur- und Bäderlandschaft im vergangenen Jahr rund 9,3 Mio. Übernachtungen; das entspricht rund einem Fünftel aller Übernachtungen landesweit. Und mit ihrer Vielfalt – exzellente Bildung, Forschung und Wissenschaft, Gesundheit und Genuss, Natur und Kultur etc. – erfüllt insbesondere die »Green City« Freiburg mit allein rund 1,4 Mio. Übernachtungen die hohen Erwartungen und Ansprüche der Gäste aus dem In- und Ausland. Ein Alleinstellungsmerkmal, das seinesgleichen sucht.

Marktsegment »internationale Patienten«

Ein wachsender Markt ist insbesondere der internationale Gesundheits- und Medizintourismus. Behandlungen in Deutschland sind bei hoher Qualität immer noch vergleichsweise günstig. Eine Bypass-OP beispielsweise kostet in den USA rund 80 000 US-Dollar, in Deutschland nur rund ein Viertel davon – das ist ein echter Wettbewerbsvorteil. Über Zuschläge für weitere Leistungen können die Einrichtungen des Gesundheitswesens zusätzliche Gewinne erzielen, die den eigenen Kostendeckungsgrad erhöhen und weitere Investitionen in hochwertige Infrastruktur und qualifiziertes Personal erlauben. Durch die Bedienung dieses Marktsegmentes ist es möglich, die vorhandenen Infrastrukturen und Kapazitäten noch besser auszulasten und qualifizierte, dringend benötigte Fachkräfte langfristig an den Standort zu binden. Dieser Umstand kommt auch den Einwohnern zugute, die von der ausgezeichneten Infrastruktur und hochmotivierten Spezialisten profitieren.

Allein im Jahr 2010 ließen sich nach Angaben des Statistischen Bundesamtes rund 77 100 internationale Patienten aus 178 Ländern stationär in deutschen Krankenhäusern behandeln. Hinzu kommen nochmals ca. 115 000 ambulante internationale Patienten. Patienten aus dem arabischen und osteuropäischen Raum stellen dabei das Gros der Medizintouristen im Land. Das Freiburger Universitätsklinikum akquiriert seit nunmehr 13 Jahren gezielt ausländische Patienten. Im Januar 2000 wurde die Stabsstelle »International Medical Services« (IMS) gegründet, die vor allem den russischen Markt umwirbt. 2012 hat die IMS insgesamt 2400 ausländische Patienten betreut, hauptsächlich Patienten aus Russland. Die Zahlen steigen stetig an, auch die der arabischen Patienten. Zwischenzeitlich sind in der Region Freiburg zahlreiche private Serviceagenturen ansässig, die eng mit dem Universitätsklinikum und anderen Einrichtungen zusammenarbeiten und Patienten aus dem Ausland vermitteln und betreuen. Zudem gibt es innovative, aufeinander abgestimmte Angebote und Leistungen von spezialisierten Fachkliniken und hochwertigen Hotels, die auf eine optimale Betreuung und Unterbringung auswärtiger Patienten abzielen.

Kooperationen mit Vorbildcharakter

Die Identifizierung und Kommunikation dieser Angebote ist ein wesentlicher Erfolgsfaktor für die Profilbildung und den Markenaufbau im Gesundheits- und Medizintourismus. Die Angebote in Freiburg sind so vorbildlich, dass gleich zwei von ihnen besondere Erwähnung im Rahmen des vom Deutschen Tourismusverband e. V. (DTV) initiierten Projektes »Innovativer Gesundheitstourismus in Deutschland« und Eingang in den hieraus entwickelten Leitfaden gefunden haben. Ziel des bis Mai 2011 laufenden DTV-Projektes war es, Markttrends, Ideen und Innovationen im chancenreichen Gesundheitstourismus heraus zu arbeiten und breit zu kommunizieren. Dabei wurde bundesweit nach erfolgreichen Innovationen und Best-Practice-Beispielen gesucht, die Anregung zur Nachahmung geben sollten.

Als innovatives Praxisbeispiel einer Kooperation »Hotellerie und Klinik« ausgewählt wurde zum einen die erfolgreiche Zusammenarbeit zwischen dem Hotel »Stadt Freiburg« und der Erich-Lexer-Klinik, einer Pri-

vatklinik für Ästhetische und Plastische Chirurgie. Diese Kooperation bietet Möglichkeiten für stationäre Aufenthalte in speziellen Zimmern. Die Betreuung erfolgt dabei durch examiniertes Pflegepersonal rund um die Uhr (Klingel am Bett) ohne Krankenhausatmosphäre. Die Klinik arbeitet darüber hinaus mit mehreren Hotelpartnern vor Ort und in der Region zusammen, denn Gäste erwarten neben einer fachgerechten Behandlung auch eine professionelle Nachbehandlungs- und Genesungsphase (Beautyangebote, Lymphdrainagen, Massagen etc.) in angenehmer Atmosphäre.

Zum anderen gilt die »Kooperation Hotellerie, Klinik, Coachinganbieter und Hersteller von Produkten für physikalische Therapien und Naturkosmetik« in Form der Zusammenarbeit des Freiburger Dorint-Hotels »An den Thermen« mit der benachbarten Mooswald-Klinik, einer Facheinrichtung für medizinische Prävention und orthopädisch traumatologische Rehabilitation unter der gemeinsamen Dachmarke »Gesundheitsresort Freiburg« als vorbildlich. Das Angebotsspektrum reicht hier von Medical Wellness und Medical Fitness über persönliche Gesundheits-Checks bis hin zu klassischen Fitnessprogrammen wie Nordic Walking sowie dem Bereich betriebliches Gesundheitsmanagement »Gesund arbeiten«. Das Programm »Sicht Zeit – Wandel im Leben« wurde beispielsweise in Kooperation mit dem Gesundheitsresort, einem Führungskräftecoach sowie einem Hersteller von Produkten für die Physikalische Therapie und Naturkosmetik (PINO) initiiert. Es beinhaltet einen physiotherapeutischen Check-up, personal medical fitness training, einen individuellen Gesundheitsplan und ein Modul Management Coaching, Empfehlungen für den All-

Unter einem Dach – Hotel Stadt Freiburg und die Erich-Lexer-Klinik (Foto: Hotel Stadt Freiburg)

An den Freiburger Heilquellen zu Hause – das Dorint-Hotel »An den Thermen« mit angeschlossener Mooswaldklinik (Foto: Gesundheitsresort Freiburg)

tag und zwei freiwillige Feedbackbefragungen innerhalb von sechs Monaten. Der Mix von gesundheitsorientierten und berufsspezifischen, geistigen und emotionalen Anregungen zur Standortbestimmung und zum Perspektivwechsel richtet sich in erster Linie an Manager- und Führungskräfte.

Clusterinitiative »Healthcare & Economy«

Die aufgezeigten wirtschaftlichen Potenziale, die Erfahrungen mit den International Medical Services am Universitätsklinikum Freiburg und der bundesweite Vorbildcharakter bereits vorhandener Kooperationsmodelle zwischen Freiburger Hotels und Fachkliniken bildeten denn auch die Ausgangsbasis für eine neue Clusterinitiative. Das von der FWTM – Freiburg Wirtschaft Touristik und Messe GmbH & Co. KG – federführend erarbeitete Konzept »Healthcare & Economy – Region of Competence« zur Förderung des Gesundheits- und Medizintourismus in der Region Freiburg wurde im Dezember 2010 durch das Wirtschaftsministerium Baden-Württemberg als eine der besten Projektskizzen in der zweiten Runde des landesweiten Clusterwettbewerbs ausgezeichnet.

Getragen wird das zunächst auf drei Jahre angelegte und aus Mitteln des Europäischen Fonds für Regionale Entwicklung (EFRE) mit insgesamt 200 000 Euro geförderte Projekt von namhaften Unternehmen und Institutionen aus den Bereichen Gesundheitswirtschaft und Tourismus. Neben den zwölf Initiatoren, darunter u. a. das Universitätsklinikum Freiburg, das Universitäts-Herzzentrum Freiburg-Bad Krozingen, die Erich-Lexer-Klinik, das Colombi-Hotel und das Hotel »Stadt Freiburg«, das »Gesundheitsresort Freiburg«, das KEIDEL Mineral-Thermalbad Freiburg sowie die Kur- und Bädergesellschaften von Badenweiler und Bad Krozingen, konnten zwischenzeitlich 21 weitere Kliniken, Arztpraxen sowie auf gesundheitsorientierte Produkte und Dienstleistungen spezialisierte

Unternehmen und Institutionen hinzugewonnen werden. Alle zusammen engagieren sich heute gemeinsam für die erfolgreiche Entwicklung der »Health Region Freiburg«.

Die sektor- und branchenübergreifende Clusterinitiative verfolgt das Ziel, die Innovationsstärke und die Wettbewerbsfähigkeit der Region Freiburg in den Bereichen Gesundheitswirtschaft und Tourismus nachhaltig zu fördern. Sie soll einen entscheidenden Beitrag zur Sicherung bestehender und Schaffung neuer gesundheitsorientierter und zukunftsfähiger Arbeitsplätze leisten. Dabei sollen Kooperations-, Innovations- und Wertschöpfungspotenziale, die einen wesentlichen Beitrag für die regionale Standortentwicklung erwarten lassen, konsequent ausgebaut und entwickelt werden.

Mit dem Gesundheits-Cluster gelingt es erstmalig die beiden stärksten Wirtschaftsbereiche, die die Region Freiburg auszeichnen: Gesundheitswirtschaft und Tourismus zu einer neuen Qualität hinsichtlich der Kooperation der Akteure zu vernetzen. Für die Wirtschaftsförderung Freiburg stellt diese Initiative einen Übergang und gleichzeitig den neuen Schwerpunkt ihrer clusterbezogenen Aktivitäten im Bereich Gesundheit und Life Science dar. In den vergangenen 15 Jahren konnten mit Mitteln aus dem INTERREG-Programm die grenzüberschreitende Zusammenarbeit von Wirtschaft und Wissenschaft am Oberrhein im Rahmen des Projektes »BioValley« forciert und eine internationale Marke geschaffen werden. Hierauf baut die Entwicklung der Marke »Health Region Freiburg« auf.

Ärzteteam bei der Arbeit im OP
(Foto: Evangelisches Diakoniekrankenhaus Freiburg)

Säulen des Clusterinitiative

Im Rahmen der Clusterinitiative »Healthcare & Economy« geht es im Wesentlichen um drei Schlüsselbereiche, die miteinander verknüpft und kombiniert werden:

1. Die konsequente Entwicklung des Medizintourismus und damit einhergehend die Professionalisierung der Akquisition und Betreuung von Patienten im Bereich der Spitzenmedizin. Die Aktivitäten des Freiburger Universitätsklinikums und seines International Medical Services sind richtungweisend und dienen dabei als Vorbild. Auf Basis dieser Erfahrungen werden weitere Angebote entwickelt und das Spektrum der Clusterakteure qualitätsorientiert erweitert. Dabei gilt es die herausragenden spitzenmedizinischen Angebote etwa auf dem Gebiet der Behandlung von Herz-Kreislauf- und Krebserkrankungen, die beiden nach WHO-Angaben weltweit häufigsten Todesursachen, herauszustellen. In der Folge sollen Angebote, die das gesundheitstouristische Profil der Region sinnvoll ergänzen, ausgearbeitet und

Wohlbefinden und Entspannung sind die beste Gesundheitsvorsorge (Foto: fotolia.com)

im Rahmen eines zielgruppenorientierten Standortmarketings kommuniziert werden.

2. Die Ausrichtung auf Gesundheitsreisen wird gestützt durch die allgemeine Hinwendung zu mehr Gesundheitsvorsorge und Selbstverantwortung, d. h. die mit Blick auf längere Lebensarbeitszeiten wachsende Bereitschaft des Einzelnen zur Vorbeugung und Vermeidung von physischen und psychischen Erkrankungen, die Früherkennung von Risiken und Erkrankungen, die Gesundheitsstabilisierung durch den Aufbau von physischen und psychischen Ressourcen, Medical Wellness und Komplementärmedizin. Präventionsangebote für Unternehmen und Privatpersonen spielen dabei eine besondere Rolle.

3. Das durch den Gesundheits- und Medizintourismus zusätzlich generierte Patientenaufkommen bietet zudem die Chance zur Entwicklung und Anwendung innovativer Lösungen an den Schnittstellen von Gesundheitswesen, Medizintechnik und moderner Informations- und Kommunikationstechnik, die untrennbar miteinander verbunden sind. Durch den konsequenten Ausbau und die Vernetzung der in der Region Freiburg stark ausgeprägten Kompetenzen im Bereich E-Health und Telemedizin (Teleradiologie, Telekonsultation etc.) können neue Wege in Diagnostik und Therapie entwickelt und umgesetzt werden.

Nutzung bildgebender Verfahren in der Radiologie (Foto: Klinik für Tumorbiologie Freiburg)

Erfolgreiche Vermarktung im In- und Ausland

Für das Clustermanagement stehen zunächst die Erfassung der vorhandenen Angebote sowie – darauf aufbauend – die Profilbildung und der Aufbau der Marke »Health Region Freiburg« im Fokus. Die Region im Südwesten soll als exzellente Destination für den nationalen und internationalen Gesundheits- und Medizintourismus gesichert, ausgebaut und vermarktet werden. Hiervon wird auch das Land Baden-Württemberg in einem hohen Maße profitieren.

Neben Presse- und Öffentlichkeitsarbeit, der Vernetzung der Akteure, dem Wissens- und Innovationstransfer sowie der Pflege der Internetplattform www.healthregion-freiburg.de gehört die gezielte Vermarktung des Standortes zum breit angelegten Aktivitätsspektrum der Clusterinitiative. Dies geschieht insbesondere durch die Teilnahme an wichtigen Medizin- und Gesundheitsmessen und -kongressen im In- und Ausland. So ist die »Health Region Freiburg« mit einem eigenen Stand und in Zusammenarbeit mit der Landesgesellschaft Baden-Württemberg International (bw-i) auf der »Arab Health« in Dubai oder der »Medica« in Düsseldorf präsent. Gemeinsam mit der Stabsstelle International Medical Services (IMS) des Universitätsklinikums Freiburg war man zudem auf der Internationalen Fachausstellung für Gesundheitswesen, Medizintechnik und Arzneimittel »Zdravoochranenije« in Moskau vertreten.

Eine Initiative mit Mehrwert

Die Verknüpfung und Kombination der drei genannten Schlüsselbereiche bietet für die »Health Region Freiburg« eine große Chance, bestehende Märkte auszubauen und neue Märkte auf diesen Zukunftsfeldern zu erschließen. Vor diesem Hintergrund zielt die Clusterinitiative auch auf die Schaffung eines leistungsfähigen Netzwerks ab, das sich durch Fokussierung, Spezialisierung und Weiterentwicklung vorhandener Stärken zweier komplementärer und zukunftsfähiger Wirtschaftsbereiche auszeichnet und – neben den führenden Kliniken und Krankenhäusern – auch Unternehmen und Dienstleister aus dem medizinischen und nicht-medizinischen bzw. touristischen Bereich miteinander vereint und voranbringt.

Das große Interesse an der regionalen Clusterinitiative führte im September 2012 zur Gründung des Vereins »Health Region Freiburg«. Hierdurch erhalten weitere qualifizierte Partner aus den Bereichen Gesundheitswirtschaft und Tourismus die Möglichkeit, sich an den zahlreichen Aktivitäten und Maßnahmen zu beteiligen. Die Zahl der Vereinsmitglieder beläuft sich zwischenzeitlich auf 34 Unternehmen und Einrichtungen, was den Mehrwert dieser Initiative unterstreicht.

Anschrift des Autors:
Dr. Michael Richter
FWTM GmbH & Co. KG
Rathausgasse 33
79098 Freiburg
michael.richter@fwtm.de

Die Freiburger Münsterbauhütte

Yvonne Faller

Seit über 800 Jahren existiert in Freiburg ein Steinmetzbetrieb, der zunächst für den Bau des Münsters verantwortlich war und der bis heute für dessen Instandhaltung zuständig ist: die Münsterbauhütte. Sie zählt zu den traditionsreichsten mittelalterlichen Bauhütten und blieb – im Gegensatz zu den anderen bekannten Hütten wie Köln, Ulm und Basel – ohne Unterbrechung durchgehend bestehen.

Nach dem Bau des Freiburger Münsters von circa 1200 bis circa 1536 war es die Hauptaufgabe der Bauhütte, die steinerne Substanz und den filigranen Bauschmuck zu erhalten und zu ergänzen. Über die vielen Jahrhunderte hinweg änderte sich mehrfach die Trägerschaft der Münsterbauhütte. Zu Beginn wurde die Hütte von der Stadt Freiburg verwaltet bis schließlich 1890 der eigens dafür gegründete Freiburger Münsterbauverein deren Leitung übernahm.

Die älteste Bauhütte am Münsterplatz

Mit dem Bau des Münsters wurden in unmittelbarer Nähe zur Baustelle die notwendigen Arbeitsplätze und Werkstätten geschaffen. Bereits im Jahr 1318 ist eine »frouwen werchhütten ze Friburg an dem kilchhove« bezeugt. Seit dem 14. Jahrhundert umfasste die Bauhütte ein nach und nach wachsendes Bauensemble direkt an der Südostseite des Münsterplatzes. Das Areal wurde vermutlich erworben, nachdem 1354 der Bau des großen Chores begann, und ganze Gebäudezeilen für diese Erweiterung abgerissen werden mussten. Die verbleibenden Gebäude konnten für die Zwecke der Münsterbauhütte umgebaut und genutzt werden.

Auf einer Stadtansicht von 1589, dem sogenannten » Sickingerplan«, ist an der Stelle der heutigen »Alten Wache« ein Werkstattgebäude zu sehen, unter einem großen Torbogen meint man sogar einen Steinmetz bei der Arbeit zu erkennen. In einer weiteren Stadtansicht von 1713, dem sog. Pergamentplan, ist an dieser Stelle immer noch ein überdachter Arbeitsplatz dargestellt.

Die Alte Bauhütte in der Herrenstraße

Ergänzt wurde das oben beschriebene Areal am Münster um 1600 durch eine »Steinhütte« an der Herrenstraße. Als Eigentümer des Grundstücks waren im Steuerbuch von 1565 Stadt und Münster eingetragen. Im Jahr 1608 beschloss der Stadtrat, diese »Steinhütte« abzureißen und einen Neubau auch den zwei Turmwächtern als Wohnung zur Verfügung zu stellen. Das 1609 errichtete zweigeschossige Gebäude ist in seiner heutigen Erschei-

Darstellung der vermutlich ältesten Bauhütte am Münsterplatz
(Ausschnitt aus: Die große Vogelschau des Gregor Sickinger, 1589)

nung nahezu unverändert erhalten geblieben. Bemerkenswert sind die zahlreichen architektonischen Details und der noch vorhandene Grundriss der beiden Wohnungen. Ungewöhnlich und für Freiburg einzigartig ist das Sichtfachwerk an der Fassade zur Herrenstraße.

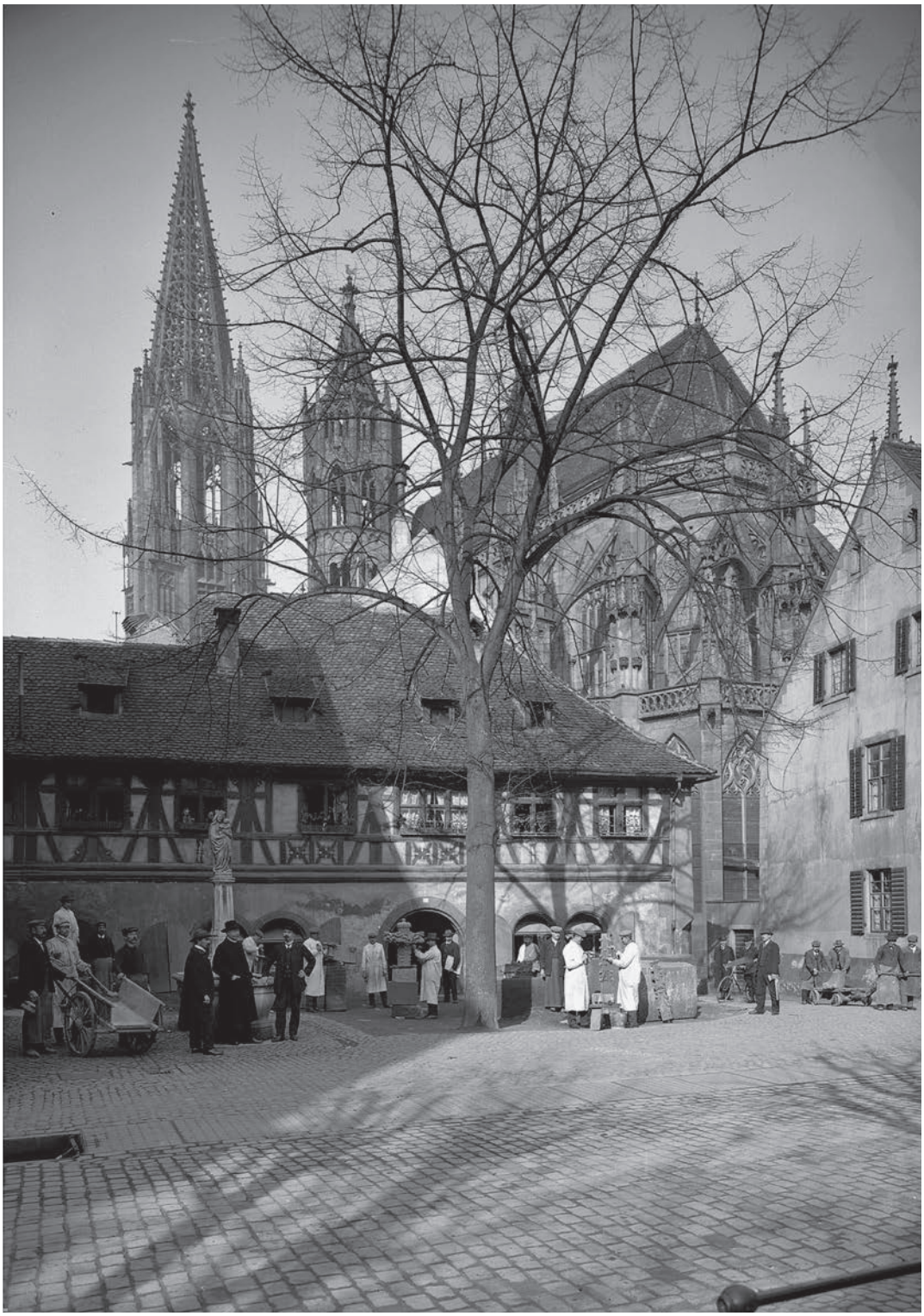
Das gemauerte Erdgeschoss nutzte die Münsterbauhütte, zunächst als ungeteilte, offene Halle. Erst später wurde durch zusätzliche Einbauten der große Raum in drei Bereiche geteilt: im südlichen Drittel zwei Kalklöschgruben zur Mörtelherstellung, in der Mitte die (Stein-)Werkstatt und im Norden die beheizbare Stube des Werkmeisters.

Bis zum Jahr 1959 wurden das Erdgeschoss und der Vorplatz der Alten Münsterbauhütte als Werkstatt und bis in die 1970er Jahre als Lager von der Münsterbauhütte genutzt.

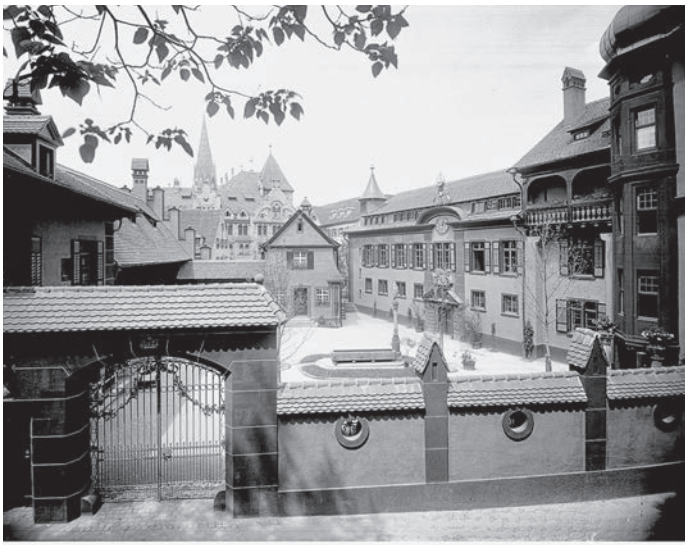
Die neue Bauhütte in der Schoferstraße

Die erfolgreiche Tätigkeit des 1890 gegründeten Münsterbauvereins erforderte mehr Fläche für Werkstatt, Verwaltung und Sammlung. 1910 konnte das Anwesen Burgstraße 4 (heute Schoferstraße 4), ein ehemaliger Kutschereibetrieb erworben werden.

Das Gebäudeensemble, das aus mehreren Häusern bestand, die sich um einen zentralen Hof gruppierten, wurde für die Bedürfnisse des Vereins umgebaut und 1912 bezo-



Die Alte Münsterbauhütte in der Herrenstraße, um 1900



Blick in den Hof der Münsterbauhütte in der Schoferstraße, nach 1911

gen. An der Schlossbergstraße stand ein – inzwischen abgerissenes – zweigeschossiges Gebäude, direkt daran anschließend fand die neue beheizbare und mit elektrischem Licht ausgestattete Werkstatt ihren Platz. Die für die damaligen Verhältnisse moderne Glasfassade zum Hof hin, konnte in den Sommermonaten vollständig geöffnet werden. Diese neue Werkstatt reichte jedoch für die große Zahl der Mitarbeiter (1919: 35 Werkleute) nicht aus, so dass die Alte Bauhütte in der Herrenstraße nach wie vor ebenfalls als Werkstatt genutzt wurde.

Zwischen 1923 und 1945 erschöpften sich die Finanzen des Vereins und die Arbeiten am Münster wurden auf das notwendigste beschränkt. In den 1950er Jahren konsolidierte sich der Verein, es wurden wieder mehr Steinmetzen eingestellt und bald darauf, im Jahr 1959 wurde beschlossen, die Münsterbauhütte zu reorganisieren. Man plante, die Alte Münsterbauhütte in der Herrenstraße zu schließen, da eine Anpassung an die technischen und gesundheitlichen Anforderungen in dem alten Gebäude nicht möglich seien. Diese Modernisierung prägte das Erscheinungsbild der Bauhütte, wie sie sich auch heute noch darstellt. Die letzte große Umgestaltung des Areals fand in den 1970er Jahren statt: An das von der Stadt errichtete Parkhaus südlich des Bauhüttengeländes baute der Münsterbauverein 1974 ein 5-geschossiges Gebäude, in dem die bislang verstreute Sammlung von ausgebauten originalen Werksteinen und Skulpturen und die Sammlung der circa 4000 Gipsabgüsse untergebracht wurde. Heute können in zwei Geschossen dieses Gebäudes interessierte Besucher die wertvollsten Stücke besichtigen und sich einen Überblick sowohl über die kunsthistorische Weiterentwicklung einzelner Zierformen und deren

Blick in die Gipssammlung

Münstermodell beim Festumzug in der Karlsruher Innenstadt, 1896

Herstellungstechniken als auch einen schockierenden Einblick in die Zerstörung des Sandsteines durch die Luftverschmutzung der vergangenen 100 Jahre verschaffen.

Höhepunkt des Museumsbesuches ist ein Modell des Münsters aus Lindenholz im Maßstab 1:33. Es wurde 1896 anlässlich des 70. Geburtstages des badischen Großherzogs Friedrich I. gebaut und im Festumzug durch Karlsruhe gefahren. Es vermittelt einen sonst nicht möglichen Gesamtblick auf das Münster.

Die Aufgaben der Münsterbauhütte

Als Bauhütte wurde ursprünglich die Gemeinschaft der am Münsterbau beteiligten Handwerker bezeichnet (Maurer, Glaser, Steinmetze, Zimmerer etc.). Später übertrug man diese Bezeichnung auch auf die Werkstattgebäude. Die Aufgabe der Bauhütte war es zunächst, das Gebäude zu errichten, was im Falle des Freiburger Münsters einen Zeitraum von fast 350 Jahren (1200–1536) umfasste.

Aber auch nach der Fertigstellung des Münsters müssen im Rahmen des Bauunterhaltes ständig Reparaturen und Anpassungen vorgenommen werden. Diese Arbeiten teilen sich das Erzbischöfliche Bauamt und die Münsterbauhütte. Die Instandhaltung der Dächer, Fenster und des gesamten Innenraumes liegt in der Verantwortung des Erzbischöflichen Bauamtes. Die Aufgabe der Münsterbauhütte ist es, die steinerne Hülle des Münsters mit dem gesamten Skulpturenschmuck zu pflegen, zu reparieren und zu ergänzen. Dabei werden trotz zahlreicher Modernisierungen teilweise noch die gleichen Werkzeuge und Techniken eingesetzt wie im Mittelalter.

Alle Arbeiten beginnen mit einer ausführlichen Bestandsaufnahme, welche nicht nur die Schäden erfasst, sondern auch Reste von Farbfassungen, Steinmetzzeichen oder mittelalterliche Bearbeitungsspuren. Diese Erkenntnisse bilden die Grundlage für die Festlegung der entsprechenden Reparaturmaßnahmen. Dabei ist die Bauhütte darum bemüht, so wenige originale Steine wie nötig auszutauschen und so viel wie möglich vor Ort zu erhalten. Der Ersatz des zerstörten Steines durch eine detailgetreue Kopie wird nur dann vorgenommen, wenn es keine andere Möglichkeit mehr gibt, die Substanz zu erhalten. Der Erhalt der Substanz, die Konservierung, ist möglich durch den Einsatz speziell entwickelter Reparaturmaterialien: Mit Kieselsäureester können z. B. die durch die Einwirkung von saurem Regen sandenden Oberflächen wieder verfestigt werden, mit Restauriermörtel

werden kleiner Fehlstellen geschlossen.

Wenn die Steinsubstanz so stark geschädigt ist, dass eine Sanierung nicht mehr möglich ist, wird entweder nur ein Teilstück mit einer sogenannten Vierung ersetzt oder das Werkstück bzw. die Skulptur neu geschlagen. Geologen und Mineralogen überprüfen zunächst das Steinmaterial auf seine Eignung für den Einbau am Münster. Erst dann beginnen die Steinmetze, aus dem Quader die gewünschte Figur oder das Architekturelement herauszuarbeiten. Detailgetreu wird das Vorbild genauestens kopiert, eine Arbeit, die Fingerspitzengefühl und Ausdauer verlangt. Die Arbeitsweise der Steinmetze hat sich dabei seit dem Mittelalter nur geringfügig geändert. Noch immer müssen sie in der Lage sein, Skulpturen und anspruchsvolle Architekturteile freihändig zu kopieren, was hohe Ansprüche an ihre handwerkliche Fertigkeit stellt. Die wichtigsten Arbeitsmittel, wie Knüpfel, Meißel und Winkel, sind dabei im Prinzip die gleichen wie vor 800 Jahren. Allerdings erleichtern heute einige technische Hilfsmittel die körperliche Arbeit, was sowohl Zeit als auch Material spart.

Arbeiten mit Fäustel und Eisen

Motorisierte Hebezeuge wie Motorwinde oder Bauaufzug helfen beim Ausbau, Transport und Einbau der schweren Werkstücke am Bauwerk. Bereits im Mittelalter wurden mechanische Hilfsmittel wie Transporträder, Rollen und Flaschenzüge eingesetzt, diese mussten jedoch im Unterschied zu heute mit Muskelkraft bedient werden. Trotz aller technischer Unterstützung beschäftigt heute noch eine überlebensgroße Apostelfigur beispielsweise einen Bildhauer über neun Monate lang.

Trägerschaft der Bauhütte im Wandel der Zeit

Sowohl die Errichtung eines Bauwerkes dieser Größe als auch seine bauliche Erhaltung erforderten eine effiziente Organisation. Zu den Aufgaben einer solchen gehörte sowohl die Verantwortung für die wirtschaftliche Grundlage als auch die Koordination der Planung und Ausführung der entsprechenden Arbeiten. Für das Freiburger Münster wechselten die Zuständigkeiten für diese Aufgaben von Baubeginn bis heute im Laufe der Jahrhunderte mehrfach.

Städtische Münsterpflege

Für die Zeit des Baubeginns um 1200 sind kaum Quellen überliefert. Erst um 1295 gibt eine Urkunde einen ersten Hinweis auf eine mit der Verwaltung der Einkünfte des Müns-

Porträts der Münsterpfleger und des Schaffners am ehemaligen Lettner des Freiburger Münsters, um 1589 (heute: Augustinermuseum)

ters betraute Einrichtung. In einem Stiftungsbrief aus dem Jahr 1314 taucht zum ersten Mal die Bezeichnung »fabrica ecclesiae« als die für den Münsterbau verantwortliche Institution auf, die heute noch Eigentümerin des Münsters im Grundbuch eingetragen ist. Für die Verwaltung des Vermögens und Aufsicht über den Münsterbau brauchte man eine fähige Administration, die durch so genannte Münsterpfleger übernommen wurde. Die Münsterpfleger wurden vom Rat der Stadt ernannt, in der Regel waren dies drei Personen gleichzeitig, die jährlich bestellt wurden. Es handelte sich dabei um angesehene Mitglieder der Gesellschaft, die dem Rat der Stadt Rechenschaft ablegen mussten. Somit kontrollierte dieser sämtliche baulichen und finanziellen Entscheidungen am Münster. Die Münsterpfleger übernahmen die Verwaltung der Einkünfte der »fabrica ecclesiae« aus Stiftungen, Haus- und Grundbesitz und Kapitalerträgen. Dazu mussten sie die Oberaufsicht und Kontrolle der Ausgaben übernehmen, z. B. für Baumaterial und Löhne. Den Münsterpflegern war ein so genannter Münsterschaffner unterstellt, der meist dem geistlichen Stand angehörte. Seine Aufgabe war es vor allem, die Bücher zu führen, das Baumaterial zu besorgen, die Aufsicht über die Hütte zu führen und die Löhne der unterschiedlichen Handwerker auszuzahlen. Die Bedeutung des Amtes und das Selbstbewusstsein von Münsterpflegern und Münsterschaffnern sind dokumentiert durch Abbildungen an prominenten Stellen im Münster. So finden sich an der Rückseite des Hochaltars auf der Predella die lebensechten und individuellen Abbildungen der Münsterpfleger und des Münsterschaffners. Weitere eindrucksvolle Portraits der Münsterpfleger befanden sich an der Brüstung auf der Südseite des Lettners, der 1589 fertiggestellt wurde.

Neustrukturierung im 19. Jahrhundert

Nachdem 1805 die Stadt Freiburg an Baden fiel, endete die städtische Münsterpflegschaft. Der Stadtrat hatte zwar noch die Oberpflegschaft über das Münster, doch entschied über die Arbeiten nun das Großherzogliche Kreis-Direktorium. Als letzter städtischer Münsterpfleger wird Bürgermeister Adrian genannt, der im Jahr 1820 als Oberpfleger ein Inventar der Münsterfabrik unterschrieben hat. Damit endete die über Jahrhunderte gelebte Einheit der Stadtgemeinschaft, die seit dem Mittelal-

Porträts der Münsterpfleger und des Schaffners auf der Rückseite des Hochaltars

ter zum Bau und Erhalt des Münsters beigetragen hat.

Die politischen Umbrüche im 19. Jahrhundert ergaben ein Zuständigkeitsgeflecht: Einerseits erlosch die Verantwortung der Stadt für den Erhalt des Bauwerkes, andererseits trat der neue Staat (Großherzogtum Baden) nicht umfänglich in die eigentliche Baupflicht für das Freiburger Münster ein, worunter die Bausubstanz des Freiburger Münsters so sehr zu leiden hatte, dass eine Sachverständigenkommission den baulichen Zustand als sehr kritisch bewertete. Ein Gutachten von 1889 beschrieb die umfangreichen Schäden und bezifferte die notwendigen Maßnahmen mit 2 276 000 Mark.

Übernahme der Baupflicht durch den Münsterbauverein ab 1890

Der Eigentümer des Münsters, die Münsterfabrik (»fabrica ecclesiae«), konnte die dringend notwendigen Erhaltungsarbeiten nicht finanzieren, und so wurde auf Initiative des damaligen Oberbürgermeisters Otto Winterer im Jahr 1890 der Münsterbauverein gegründet.

Er übernahm im Auftrag der Münsterfabrik die Bau- und Unterhaltungspflicht für das äußere Steinwerk am Freiburger Münster bis heute. Diese Tätigkeit übt er nicht kraft eigenen Rechts aus, sondern im Auftrag der Münsterfabrik. Zur Erhaltung des äußeren Steinwerkes betreibt der Münsterbauverein die Münsterbauhütte.

Die Gesamtverantwortung und Koordination sämtlicher Aufgaben, die mit der Erhaltung des äußeren Steinwerkes des Münsters verbunden sind, liegt bei den sogenannten Münsterbaumeistern. Diese sind seit der Vereinsgründung im Jahr 1890 ausgebildete Architekten. Sie stehen mit ihrer Tätigkeit in der Tradition sowohl der Münsterpfleger als auch der Münsterschaffner. Ihre Aufgaben bestehen bis heute darin, die Arbeiten zu organisieren, zu betreuen und die Finanzen zu verwalten.

Kontrolliert werden die Münsterbaumeister vom Verein als ihrem Arbeitgeber. Die ca. 5100 Vereinsmitglieder werden vertreten durch ein von der Mitgliederversammlung gewähltes Präsidium, einen Vorstand und seit 2009 durch einen Aufsichtsrat. Im Aufsichtsrat sind jene Institutionen vertreten, die maßgeblich zur Finanzierung der Arbeiten beitragen: Erzdiözese Freiburg, Land Baden-Württemberg, Stadt Freiburg und die Stiftung Freiburger Münster.

Trotz der Zuwendungen dieser Institutionen könnte der Erhalt des Freiburger Münsters nicht finanziert werden, wenn nicht durch Mitgliedsbeiträge, Spenden und Vermächtnisse die Bürgerschaft einen maßgeblichen Anteil dazu beitragen würde.

Der Text ist ein gekürzter Auszug aus: Freiburger Münster – Die Münsterbauhütte

Literatur:

Faller, Yvonne / Mittmann, Heike / Zumbrink, Stephanie / Stopfel, Wolfgang: Das Freiburger Münster. Regensburg: Schnell & Steiner, 2. Aufl. 2011

Faller, Yvonne / Mittmann, Heike / Zumbrink, Stephanie: Freiburger Münster – Die Münsterbauhütte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. Schriftenreihe Münsterbauverein Bd. 2. Freiburg: Rombach 2012

Münsterblatt Nr. 16, 2009, hg. vom Münsterbauverein

Anschrift der Autorin:
Yvonne Faller
Münsterbaumeisterin
Schoferstraße 4
79098 Freiburg

MESSE FREIBURG

[Terminübersicht 2013]

Auszug aus dem Veranstaltungs- und Messeprogramm der Messe Freiburg

Sep	14.02. – 22.09.	**BADEN MESSE**
	18.09. – 20.09.	**Intersolar South America** Brasilien | São Paulo
	27.09. – 29.09.	**Südbadische Gebrauchtwagen-Verkaufsschau**
Okt	03.10.	**CRO**
	18.10. – 28.10.	**Freiburger Herbstmess'**
	19.10.	**Cindy aus Marzahn**
	19.10. – 20.10.	**Internationale Mineralien- und Fossilientage Freiburg**
	21.10.	**Gentleman**
	23.10.	**Bülent Ceylan**
	27.10. – 31.10.	**MikroTAS 2013** – Kongress Mikrosystemtechnik
Nov	02.11. – 03.11.	**Mein Hund** Partner auf 4 Pfoten
	08.11. – 10.11.	**Plaza Culinaria** Kulinarische Erlebnis- und Verkaufsmesse
	12.11. – 14.11.	**Intersolar India** Mumbai
	15.11. – 16.11.	**marktplatz: ARBEIT SÜDBADEN**
	15.11. – 17.11.	**Antique & Art**
	16.11.	**Freiburger Modelleisenbahn- und Spielzeugbörse**
	16.11.	**Stoffmarkt Holland**
	30.11.	**Freiburger Brettlemarkt**
	30.11. – 01.12.	**Landesgeflügelschau**
Dez	08.12.	**Michael Mittermeier**
	13.12.	**Mario Barth**
	14.12.	**Mario Barth**
	14.12.	**Kindertrödelmarkt**
	21.12. – 05.01.	**Circolo** Freiburgs Weihnachts-Circus
	29.12.	**TurnGala**

Management Marketing FWTM FREIBURG

Freiburg Wirtschaft Touristik und Messe GmbH & Co.KG
Messe Freiburg | Europaplatz 1 | 79108 Freiburg
info@messe.freiburg.de | www.messe.freiburg.de

Änderungen und Ergänzungen vorbehalten. Stand Juli 2013

Freiburg und die »Badische Zeitung« – bisweilen eine Herzenssache

Redakteure der einstigen »Frankfurter Zeitung« prägen über Jahrzehnte das Blatt, das nun eine gute Heimatzeitung sein will

Bernd Serger

Seit 1946 gibt es die »Badische Zeitung« in Freiburg. Der Auftrag der französischen Militärregierung, daraus ein national vorzeigbares Blatt zu machen, war Auszeichnung und Last zugleich, zumal es auch massive Erwartungen von katholischer und christdemokratischer Seite gab. Doch die anfangs hauptsächlich von ehemaligen Redakteuren der »Frankfurter Zeitung« geprägte Redaktion der »Badischen Zeitung« hielt ihren eigenständigen »entschieden demokratischen« Kurs. Dazu gelang es den beiden Druckhäusern Rombach und Poppen & Ortmann endgültig 1998, alte und neuere Gräben zu überwinden und mit dem Badischen Druckhaus ein Unternehmen zu schaffen, das sich getrost der schwierigen Zukunft der Medienlandschaft stellen kann – auch weil die »Badische Zeitung« jetzt vor allem eine gute Heimatzeitung sein will.

Capitaine Gutmann ist gar nicht zufrieden. Er ist gerade – an einem Novembertag im Jahr 1945 – von einer Reise aus der US-amerikanischen Zone zurückgekommen, die ihm eines klar gemacht hat: Die »Freiburger Nachrichten« – die seit dem 5. September 1945 erscheinende erste Freiburger Tageszeitung nach Kriegsende – sind nicht das, womit die französische Militärregierung gegenüber den anderen Besatzungsmächten glänzen kann. »Zu lokal, zu bieder, zu wenig Niveau«, so nun das Verdikt des Offiziers aus Lothringen, der nach Freiburg delegiert worden ist, um sich hier um die neu lizenzierte regionale Presse zu kümmern.[1]

Sein Missmut hat Folgen – und diese haben einen Namen: »Badische Zeitung«. Verleger der am 1. Februar 1946 erstmals erscheinenden überregionalen Tageszeitung ist wiederum Heinrich Rombach, der bis 1940 die katholische »Freiburger Tagespost« herausgegeben hat. Nun aber ist der wohlhabende, ebenfalls katholische Herder-Verlag mit dabei – und Wendelin Hecht, der letzte Geschäftsführer der auch international hochgeachteten »Frankfurter Zeitung«, die 1943 verboten wurde.

Hecht schafft nun die von Capitaine Gutmann dringend geforderten »fähigen Journalisten« her – seine einstigen, nun übers Land verstreuten Kolleginnen und Kollegen von der »Frankfurter Zeitung«. Es werden schließlich an die 20, die – vom ersten Tag an, in den nächsten Monaten und Jahren – den Weg nach Freiburg finden, um an der »Badischen Zeitung« mitzuarbeiten – als Redakteure, Korrespondenten, Pauschallisten oder freie Mitarbeiter. Angeführt werden sie von

Heinrich Rombach, erster Lizenzträger der »Freiburger Nachrichten« und der »Badischen Zeitung« (Foto: BZ-Archiv)

Oskar Stark, der schon 1939 bis 1943 »Vorsitzender der Redaktionskonferenz« der »Frankfurter Zeitung« war, ein Titel, den er bis 1965 auch bei der »Badischen Zeitung« innehat: als primus inter pares.

Die »christliche Grundhaltung«

Die »Frankfurter« prägen also von Anfang die »Badische Zeitung« – und das nicht nur politisch. Da sie überwiegend evangelisch sind, sorgen sie nebenbei auch dafür, dass im Gesellschaftsvertrag der »Badischen Zeitung« das Wort katholisch nicht auftaucht, sondern eine »christliche Grundhaltung« festgehalten wird. Die ist, 1980 nochmal ausformuliert, zwar heute noch Bestandteil jedes Arbeitsvertrags in der Redaktion, aber das ist eher als Verneigung vor dem 1970 gestorbenen Heinrich Rombach zu verstehen. »Wenn wir damals humanistische Grundhaltung geschrieben hätten, würde dies die Lage der Journalisten und auch der Zeitung sicher besser treffen als der Begriff christlich – damit verbindet man ja stets das Glaubenselement«, so Dr. Christian Hodeige, der Enkel von Heinrich Rombach und heutige Herausgeber der Badischen Zeitung, bei einem Gespräch mit dem Autor im Juni 2013[2]. »Uns aber geht es darum, die Menschenwürde zu achten, niemanden zu übervorteilen und für die Meinungsfreiheit einzutreten«. Sein Mit-Verleger Wolfgang Poppen sieht das genauso – und fühlt sich im Gespräch daran erinnert, dass er diese »Grundhaltung« eigentlich schon länger auch in diesem Sinne neu formulieren wollte.

Oskar Stark, Paul Sethe, Maxim Fackler, Margret Boveri, Nikolas Benckiser, Ernst Kobbert, Ingrid Beer: Die Namen dieser (später berühmt gewordenen)»Frankfurter« liest man höchst selten in der »Badischen Zeitung« – aus Prinzip: Wie bei der »Frankfurter Zeitung« gilt nun auch in Freiburg die gemeinsam gemachte Zeitung mehr als der Einzelne. Wendelin Hecht wird darüber hinaus dafür gesorgt haben, dass auch im Impressum der »Badischen Zeitung« lange Jahre keiner der »Frankfurter« auftaucht. Verantwortlicher Redakteur ist hier der einstige stellvertretende »Freiburger Tagespost«-Hauptschriftleiter Rupert Giessler, der bei der BZ sonst eigentlich das Kulturressort leitet.

Für diese Taktik gib es gute Gründe: Die in Frankfurt amtierenden US-Presseoffiziere waren entschieden der Auffassung, dass »es in einer Diktatur für Journalisten nur zwei richtige Orte gibt: das Gefängnis oder die Emigration«[3]. Den subtilen Widerstand der »Frank-

furter Zeitung« bis 1943 halten sie schlicht für Kollaboration mit den Nazis um Josef Goebbels, der sich von der Auslandswirkung der FZ (rund 20 000 Exemplare gingen in fremde Länder) in der Tat lange etwas versprach.

Hecht auf der »schwarzen Liste«

Diese Einstellung der US-Militärregierung hat Folgen. So muss Wendelin Hecht Ende 1946 erfahren, dass ihn die US-Behörden in Frankfurt auf die »Schwarze Liste« derer gesetzt hat, denen man, da »politisch belastet«, auf keinen Fall eine Zeitung oder dergleichen mehr anvertrauen sollte.[4] Die Amerikaner drängen auch die französischen Kollegen in Baden-Baden, so zu verfahren – und die, wenig selbstbewusst, nutzen einen Kommentar gegen die Deportation von Deutschen durch die Sowjets in der »Schwäbischen Zeitung« als Anlass, Hecht den Zugriff auf seine beiden Zeitungen im Südwesten, also auch auf die »Badische Zeitung«, zu entziehen. Wendelin Hecht stirbt verbittert Ende 1947 in seiner oberschwäbischen Heimat.[5]

»Entschieden demokratisch« war sicher auch er. Tragisch, dass gerade ihm die Besatzungsoffiziere diese Maxime nicht abnehmen wollen, wie sie von Anfang an unbedingte Grundlage der Redaktion der »Badischen Zeitung« werden sollte. Dabei müssen sich manche aus der alten »Frankfurter Zeitung«-Redaktion ebenfalls umstellen – verglichen mit dem, was sie nach dem Verbot der »Frankfurter Zeitung« journalistisch geleistet haben, leisten mussten, wollten sie nicht gleich zur Wehrmacht eingezogen werden. So hat etwa Paul Sethe, später einer der Gründungsherausgeber der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung«, im »Völkischen Beobachter« noch Durchhalte-Artikel geschrieben.[6]

Das vom Luftangriff vom 27. November 1944 auf Freiburg schwer getroffene Gebäude des Herder-Verlags wurde zum ersten Verlagsgebäude der »Badischen Zeitung«. (Foto: BZ-Archiv)

Nun sind sie also wieder zusammen, fernab von Frankfurt tief im Südwesten, wo sie aber immerhin als Journalisten arbeiten dürfen. Aber unter welchen Umständen! Die Druckerei Rombach in der Rosastraße 9–11 ist im November 1944 beim Luftangriff auf Freiburg fast völlig zerstört worden. So findet man im ebenfalls schwer getroffenen Verlagsgebäude von Herder notdürftigen Unterschlupf. Die Rotationsmaschine hat man gerade noch rechtzeitig aus wieder ausgegrabenen Teilen von Rombach und Walzen aus dem Bestand des »Alemannen«, des NS-»Kampfblatts« von Freiburg, zusammenmontiert. »Die Fenster waren aus Rollglas, d. h. sie hielten zwar den Regen ab, waren aber weder dicht noch durchsichtig, der Schutt lang noch auf dem Boden, und im Winter war es so kalt, daß die Setzer mit Handschuhen arbeiten mußten«, so fasst Angela Kronenberg 1986 die Schilderungen aus jenen Jahren zusammen.[7] »Abgesehen vom Redaktionszimmer, das sich im ehemaligen Badezimmer befand, konnten die vier Meter hohen Räume mit Kanonenofen geheizt werden. Oft dauerte es länger als eine Stunde, bis die sechs Meter langen Rohre etwas Wärme abgaben.«

Das alte Verlagsgebäude der »Freiburger Zeitung« nahe des Martinstors, vom Druck- und Verlagshaus Poppen & Ortmann 1905 bezogen und nach einem Architektenwettbewerb im neugotischen Stil erbaut. (Foto: Bernd Serger)

Die zugeteilten Kohlemengen reichen aber genauso wenig wie die Lebensmittel, weshalb die Redaktion vorwiegend nach Einbruch der Dunkelheit und am Wochenende loszieht, um Nachschub zu organisieren. Dies wird sich in den nächsten Jahren kaum ändern.

Abonnenten hat die »Badische Zeitung« dagegen mehr als genug. Bis zur Währungsreform im Mai 1948 steigt die Auflage des Blatts auf mehr als 250 000 Exemplare. Etwa 10 000 davon gehen in die anderen Besatzungszonen. Die Menschen interessieren sich nicht nur für den Inhalt der Zeitung, sondern nicht selten sogar noch mehr für das Papier, das damals Mangelware ist und für alles Mögliche gebraucht wird.[8] Da die seit Juli 1946 nach und nach erscheinenden Tageszeitungen der Parteien in Südbaden zusammen ebenfalls auf etwa 250 000 Auflage kommen, ist zu erwarten, dass mit der knappen D-Mark auch diese Nachfrage stark abnehmen würde. Nun ist der Wettbewerb wirklich eröffnet. Zumal wenig später, im September 1949, auch der Lizenzzwang für Druckerzeugnisse aufgehoben wird.

Dr. Christian Hodeige, Herausgeber und Verleger der Badischen Zeitung (Foto: BZ-Archiv)

1949 kamen die Altverleger zurück

In etlichen Städten Südbadens – Lörrach, Müllheim, Waldkirch, Endingen, Lahr und Offenburg – kommen nun wieder alte Lokalzeitungen auf den Markt, deren Verleger bislang keine Lizenz bekommen haben. Auch die Firma Poppen & Ortmann, die bis Februar 1943 die älteste Lokalzeitung Freiburgs, die 1784 gegründete »Freiburger Zeitung«, herausgegeben hatte, hat 1945 vergebens bei den Franzosen versucht, eine Lizenz zu erhalten. Es ist Rupert Giessler, pikanterweise später presserechtlich Verantwortlicher der »Badischen Zeitung«, gewesen, der damals eigens zu Colonel Loutre nach Baden-Baden fuhr, um den Presseoffizieren klarzumachen, dass die von Poppen & Ortmann herausgegebene »Freiburger Zeitung« in der NS-Zeit zum Teil »mehr als gleichgeschaltet« und »wirklich integer damals nur Rombach« gewesen sei.[9]

So ist es keineswegs selbstverständlich, dass im Herbst 1949 das Druck- und Verlagshaus Poppen & Ortmann als Gesellschafter dem Badischen Verlag beitritt und seine »Freiburger Zeitung« als Titel einbringt – wenn auch nur für den Freiburger Lokalteil, der ihn noch heute trägt. Die »Badische Zeitung« wird nun von Rombach & Co. und Poppen & Ortmann gedruckt.

Eine solch besonnene Tat bringen die beiden hart konkurrierenden Druckhäuser Rombach und Poppen & Ortmann 1997, also fast 50 Jahre später, noch einmal zustande, als sie

Wolfgang Poppen, Verleger und Geschäftsführer der Badischen Zeitung (Foto: BZ-Archiv)

sich zusammentun und dem Frankfurter Verlag Josef Knecht die von ihm verwalteten Herder-Anteile am Badischen Verlag abkaufen. Dazwischen liegen aber Jahrzehnte, die von einem »Krieg der Gesellschafter« bestimmt sind, in dem man sich belauert, blockiert und gegeneinander ausspielt. Was die Väter Fritz Hodeige, der 1956 als fachkundiger Ehemann der Rombach-Tochter Eleonore in die Firma Rombach eintrat und sie wenig später leitete, und Edi Poppen nicht schaffen, bringen die Jungen fertig: Andreas und Christian Hodeige auf der einen, Wolfgang Poppen und Joachim Ortmann auf der anderen Seite.[10] In geheimen Treffen im Schwarzwald wächst unter ihnen das notwendige Vertrauen, aus dem das Badische Pressehaus entsteht: beide Häuser halten heute je 50 Prozent der Anteile und haben dafür konsequent sämtliche mit der Zeitungsherstellung beschäftigten Unternehmensteile aus den beiden Gesellschafterfirmen ausgegliedert und zu neuen Unternehmen fusioniert.

Das Mitspracherecht der Redaktion

Mancher wird sich nun fragen, was ist eigentlich aus dem Anteil von Wendelin Hecht geworden, dem bei der Gründung der BZ immerhin ein Drittel des Verlags gehört? Oskar Stark kann die anderen Gesellschafter nach Hechts Zwangsausstieg im Februar 1947 davon überzeugen, dass es in der Öffentlichkeit schlecht ankommen könnte, wenn sich Rombach, traditionell dem Zentrum und dessen christdemokratischen Nachfolgern verpflichtet, und Herder als katholisches Haus Hechts Anteil aneignen würden. So verwaltet Stark im Namen der Redaktion diesen Anteil treuhänderisch, bis Hechts Erben ihn 1952 verkaufen – und auch danach bleibt es dabei.[11]

Weshalb Nikolas Benckiser, nun zu einem der Herausgeber der »Frankfurter Allgemeinen« avanciert, zum Start einer FAZ-Serie mit Zeitungsporträts im August 1967 feststellen kann: »Redaktionelle Unabhängigkeit muß nach der verlegerischen Seite abgesichert sein. Je 29,15 Prozent der Anteile des Badischen Verlags gehören der Freiburger Druckerei Rombach & Co. sowie dem Verlag Josef Knecht, Frankfurt a. M., 25 Prozent der Druckerei Poppen & Ortmann, Freiburg, 16,7 Prozent stellen einen am Gewinn nicht partizipierender Anteil eines Vertreters der Redaktion dar und liegen augenblicklich in der Hand von Oskar Stark. Dieser Anteil soll auch künftig der Redaktion ein Informations- und Mitspracherecht in verlegerischen Fragen sichern«.[12]

Dieses Mitspracherecht hat die Redaktion noch heute, nun ausgeübt durch den früheren Betriebsratsvorsitzenden Peter Meister. Für Chefredakteur Thomas Hauser, seit 2002 im Amt, ist dies ein Beleg dafür, dass in der »Badischen Zeitung« Verleger und Redaktion nach wie vor einen besonderen Umgang miteinander pflegen.[13]

Wobei dieser Umgang nicht immer besonders nett gewesen ist. So etwa im April 1984. Ansgar Fürst, 1975 als Chefredakteur dem »Frankfurter« Hans Rösel nachgefolgt, muss damals, so erinnert sich Hanno Kühnert, der Redaktion einen Beschluss des Aufsichtsrats vorlesen, »nach dem die Redakteure linksorientiert seien und die schriftlich niedergelegte demokratische und christliche ›Grundhaltung‹ nicht respektierten. Bis Ende des Jahres müsse sich das ändern. Da hatte man das Unbehagen der Eigentümer an ihrer angeblichen Linkspostille gleichzeitig mit der schlauen Vorsicht, sich nicht durch konkrete Vorwürfe Blößen zu geben. Irgendetwas sollte sich, mit verborgener Drohung von Konsequenzen, ändern. Was genau, sagte man nicht«.[14]

Erst der Fall Jörder, dann die »ZuS«

Thomas Hauser, damals Wirtschaftsredakteur in der BZ, kann sich bei dem Gespräch im Juni 2013 an diese Intervention des Kapitals nicht erinnern. Sehr wohl aber an das, was 1997 über die BZ in Freiburg hereingebrochen ist. Peter Christ, als Nachfolger nun wieder von Ansgar Fürst seit 1995 Chefredakteur, wagt es, Gerhard Jörder, der seit fast 25 Jahren das Kulturressort der »Badischen Zeitung« leitete, wegen angeblicher Unfähigkeit als Führungskraft die Entlassung anzukündigen – selbstredend in Abstimmung mit der Verlagsleitung. Die Nachricht über die drohende Entlassung eines der profiliertesten Theaterkritikers Deutschlands macht blitzschnell die Runde. Und das nicht nur in der Stadt.

Thomas Hauser, Chefredakteur der »Badischen Zeitung« seit 2002 (Foto: BZ-Archiv)

Was dann geschieht, ist ziemlich einzigartig in der deutschen Presselandschaft. Gleich in zwei Versammlungen mit bis zu 1000 Teilnehmern protestieren eine Koalition aus Künstlern, Professoren, Lehrern, Geschäftsleuten, Ärzten, Journalisten, Buchhändlern und auch Politikern gegen diese Personalentscheidung – dazu treffen Telegramme und Protestschreiben von Theaterprominenten landauf landab im Verlag ein. Auch die BZ-Redaktion solidarisiert sich fast ausnahmslos mit Jörder, der als unabhängiger Kopf und blendender Konferenzdebattierer dem etwas spröden Christ wohl auch im Weg ist. Das Ergebnis ist bekannt: Jörder darf bleiben, geht wenig später dann doch zur »Zeit«, dafür muss Peter Christ gehen.

»Übelst mitgespielt« worden sei ihnen damals, urteilt heute Christian Hodeige namens

der Verleger.[15] Christ habe im Fall Jörder sicher Fehler gemacht, sie als Verleger auch, doch dass die versammelte Kulturszene Freiburgs den Verlegerfamilien »Kulturlosigkeit«, »Banalisierung« und »Banausentum« vorgeworfen habe, sei nicht vergessen. Hodeige: »Ich bin da nicht altersmilde geworden, im Gegenteil. Und dass heute von den Protagonisten von damals eigentlich keiner mehr darüber reden will, spricht für sich«.

Ein großes Missverständnis also? Immerhin stimmt Christian Hodeige wie Wolfgang Poppen beim Gespräch im Juni 2013 zu, als der Autor einwirft, diese Protestwelle könne man auch als »besondere Liebeserklärung Freiburgs an die BZ« bezeichnen. Wolfgang Prosinger, seinerzeit Reportagechef der BZ, inzwischen lange Jahre beim Berliner »Tagesspiegel«, hat es gegenüber eigens angereisten Journalisten schon damals auf den Punkt gebracht: »Die BZ ist Teil der großen Freiburger Familie«; einer Familie, die »auf Störungen ihrer kleinen Idylle erst verschreckt, dann mit Protest reagiert«.[16]

Auf den Schwingen dieses Protests bekommt die »Badische Zeitung«, die gerade vor einem großen Sparpaket steht, ein paar Monate später erstmals wirklich Konkurrenz in Freiburg. Michael Zäh, selbst jahrelang BZ-Mitarbeiter im Sport, startet im November 1997 seine »Zeitung zum Sonntag« (»ZuS«), ein gerade auch journalistisch ambitioniertes Projekt, das sich von Mai 1998 an eineinhalb Jahre lang auch der finanziellen Beteiligung von Gruner & Jahr in Hamburg erfreuen kann. Der Plan, die »ZuS« zum Modell kostenloser Sonntagszeitungen im ganzen Bundesgebiet zu machen, scheitert letztlich aber ebenso an der mangelnden Rendite wie das dann wieder auf Freiburg beschränkte Projekt »Zeitung am Abend« oder, als letzter großer Versuch, die »zus« als Tageszeitung im Abonnement. Obwohl von fast der identischen Szene unterstützt wie zuvor Gerhard Jörder, muss Michael Zäh im Juni 2001 mit seinem Unternehmen Insolvenz anmelden – und fast alle entlassen, darunter auch die letzten von den sieben BZ-Redakteuren, die zu ihm »übergelaufen« sind. Wer von ihnen zurück will, wird übrigens wieder aufgenommen: sie gehörten zu den besten.

Die Frage nach dem Monopol

Zwölf Jahre später, im Juni 2013, gibt Michael Zäh in kleinster Besetzung als (Über-)Lebenszeichen immerhin noch die kostenlose 14-tägig erscheinende »Zeitung am Samstag« heraus – keine nennenswerte Konkurrenz mehr für den Badischen Verlag, der mit seiner massiven Gegenwehr sicher zum Ende von Zähs großen Plänen beigetragen hat. Das eigene Sonntagsblatt auf Anzeigenbasis, »Der Sonntag«, seit September 1998 auf dem Markt, hat im Juni 2013 in Südbaden eine Auflage von 380 000 Exemplaren. Wolfgang Poppen in seiner knappen Art: »Ordentlicher Umsatz, ordentliches Ergebnis. Wir sind sehr zufrieden.«[17] Ob man Zäh seitens der BZ nicht ein Denkmal errichten müsste? So lächerlich finden die Verleger den Vorschlag nicht, auch wenn sie lachen.

Sieht man vom Anzeigenblatt »Stadtkurier«, dem »Amtsblatt« aus dem Rathaus und eben Zähs Restposten »Zeitung am Samstag« ab, so beherrscht der Badische Verlag die Medienlandschaft in und um Freiburg mit der »Badischen Zeitung«, dem »Sonntag«, dem »Wochenbericht« (mit nun 61 Jahren ist es das älteste Anzeigenblatt Deutschlands) und den dazu gehörenden Online-Angeboten umfassender denn je. BZ-Chefredakteur Thomas

Blick in den Newsroom der »Badischen Zeitung«, in dem nun Print- und Onlinejournalismus an einem Tisch praktiziert werden. (Foto: Bernd Serger)

Hauser verweist zwar auf die wachsenden Social-Media-Aktivitäten in der Stadt, doch als politisches, demokratisches Korrektiv ist diese interaktive Welt zuletzt beim jüngsten Oberbürgermeister-Wahlkampf 2010 richtig aufgefallen.[18] Nach Zahl und Inhalt der Beiträge in den Online-Foren hätte eigentlich der Kandidat der linken Initiative »Wechsel im Rathaus«, Günter Rausch, gewinnen müssen – tatsächlich landet er auf Platz 3. Gewonnen hat die Wahl erneut Dieter Salomon, der 2002 zum ersten grünen Bürgermeister einer Großstadt gewählt worden war.

Dass Christian Hodeige, der Herausgeber der BZ, im Jahr 2010 für Salomon unverhohlen Wahlkampfspenden sammelt, schadet diesem publizistisch eher. Denn nun muss die Stadtredaktion der »Badischen Zeitung« penibel alles vermeiden, was so aussehen könnte, als ob die gesamte Zeitung Salomons Wiederwahl betreibt. Dieser Aussetzer hat dem Verhältnis der beiden nicht geschadet, weiß der Oberbürgermeister doch, was er ansonsten an Hodeige als Spendensammler hat: Dessen unermüdlicher Einsatz für Umbau und Sanierung des Augustinermuseums, des größten und bedeutendsten Museums der Stadt für die Kunst des Mittelalters bis ins 19. Jahrhundert, hat dazu beigetragen, dass die Spenden inzwischen immerhin rund eineinhalb Millionen Euro betragen – auch bei mehr als 30 Millionen Kosten ein statt-

Seit 2000 ist die Stadtredaktion der »Badischen Zeitung« wieder in der Innenstadt – im BZ-Haus nahe dem Bertoldsbrunnen. (Foto: Bernd Serger)

liches Signal für bürgerschaftliches Engagement.

Salomon ist schon als Landtagsabgeordneter der Grünen Polit-Profi genug geworden, um zu wissen, dass er es zu mehr als Scharmützeln mit der Redaktion nicht kommen lassen sollte. Diese Souveränität hat sein Vorgänger im Amt, Rolf Böhme (SPD), in seinen 20 Jahren als OB nie erreicht. Dessen Maxime – wer nicht für mich ist und das was ich tue, ist gegen mich – fanden die Journalisten in Freiburg so lästig wie hinderlich, und auch der Herausgeber erinnert sich an manchen Anruf bei sich zu Hause, er solle doch mal …[19]

Filbinger und die Machtprobe der CDU

Solche Versuche sind schon früher fehlgeschlagen, gerade auch von Seiten der CDU, die es, solange sie eindeutig die Mehrheit hinter sich hat, nicht verwinden kann, dass die BZ nicht in ihrem Sinne redigiert wird. Der Prominenteste in der Reihe der Empörten ist Ministerpräsident Karl Filbinger. Im Dezember 1977 reist er, so erinnert sich Ansgar Fürst 2006, »aus Stuttgart mitsamt der CDU-Spitze an, um der Redaktion die Leviten zu lesen. Was als Redaktionsgespräch auf dem neutra-

len Boden eines Freiburger Hotels deklariert war, erwies sich als unverhüllter Versuch, die Zeitung dem Machtanspruch der CDU zu unterwerfen. Von einem verschärften Linkskurs war da die Rede, von Kampfjournalismus und ›Fehlverhalten‹ in der Energiepolitik, womit die wenige Jahre zurückliegende Auseinandersetzung um den Bau eines Kernkraftwerks in Wyhl gemeint war.«[20] Filbingers Pech ist, dass diese – selbstredend ergebnislose – Intervention ruchbar und in der deutschen Presselandschaft heftig gerügt wird – am Ende befasst sich sogar der Presserat damit.

Was die französische Militärregierung mit der »Badischen Zeitung« vorhatte – sie zu einem Blatt mit nationaler Bedeutung und Verbreitung zu machen –, spukt auch später immer mal wieder in den Köpfen herum. Jürgen Busche, von 1998 bis Ende 2001 Chefredakteur der BZ (mit journalistischer Vergangenheit bei der »Frankfurter Allgemeinen« und der »Süddeutschen«), will noch durchsetzen, dass »seine« Zeitung auf allen Flughäfen Deutschlands zu haben ist. Und auch die Lokaljournalisten der BZ, seit Ende der 50er Jahre eindeutig in der Mehrheit gegenüber den Kollegen vom »Mantel«, haben lange Jahrzehnte das Gefühl, für eine überregionale Zeitung zu arbeiten, die sich ganz ordentliche Lokalteile leistet. Heute ist das umgekehrt. »Der nationale Anspruch ist ja ok, aber unsere Zukunft liegt im Lokalen – da sind wir präsent und exklusiv«, verweist Verleger Wolfgang Poppen auf das differenzierte Angebot von 21 Lokalausgaben der BZ im Gebiet zwischen Bad Säckingen und Offenburg, Lörrach und Neustadt im Schwarzwald.[21]

Mit einer verkauften Printauflage von 143 000 Exemplaren (Juni 2013) gehört die BZ weiterhin zu den großen Tageszeitungen Baden-Württembergs. Die 7700 Abonnenten der BZ-Online-Dienste zeigen darüber hinaus, dass auch das digitale Angebot der »Badischen Zeitung« angenommen wird.

Verleger stifteten Dahrendorf-Preis

Wie ernst die Verlagsspitze das Thema Lokaljournalismus nimmt, beweist sie im Jahr 2011, als sie erstmals den Ralf-Dahrendorf-Lokaljournalistenpreis auslobt. Lord Dahrendorf hat 1997 Christian Hodeige, der bei ihm in London studierte, seine Hilfe angeboten, als die Empörung über den Fall Jörder bundesweit hochkocht. Danach ist er bis zu seinem Tod im Juni 2009 Berater und auch Autor der »Badischen Zeitung«. Der nach ihm benannte Preis prämiert Beiträge, »die in vorbildlicher Weise erklären, wie Demokratie auf lokaler Ebene funktioniert und wie sie sich entwickelt«. Die Jury des alle zwei Jahre ausgeschriebenen Preises (Preisgeld insgesamt 10 000 Euro) ist mit u. a. FAZ-Herausgeber Werner D'Inka, Heribert Prantl, Chef Innenpolitik der Süddeutschen Zeitung, und Annette Hillebrand, Direktorin der Akademie für Publizistik in Hamburg, prominent besetzt.

Fast gesetzt sind BZ-Lokalredaktionen inzwischen, wenn es um den renommierten Lokaljournalistenpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung geht – aber auch im technischen Bereich werden Auszeichnungen regelmäßig nach Freiburg vergeben: so an die Drucker um Verleger und Druckfachmann Wolfgang Poppen, die 2006 als weltweit erste Druckerei einer Tageszeitung die Umstellung auf den umweltfreundlichen, wasserlosen Offsetdruck mit der neuen Rotationsmaschine »Cortina« von Koenig & Bauer (Würzburg) wagen. »Bei diesem Druckverfahren wird weder Wasser

Blick in das 2006 fertiggestellte neue Druckhaus mit der wasserlosen Offset-Rotationsmaschine »Cortina« von Koenig & Bauer (Foto: BZ-Archiv)

noch Öl eingesetzt, dadurch entsteht auch kein Farbnebel«, liest man in der »Umwelterklärung 2012«, mit der die Firma Freiburger Druck GmbH & Co. KG ihr ebenso ehrgeiziges wie umfassendes ökologisches Engagement belegen und bekräftigen will. Rund 25 Millionen Euro hat das Unternehmen in Gebäude und Maschinen investiert und wird seitdem regelmäßig zum »Zeitungsdrucker des Jahres« gekürt.[22] Technisch an vorderster Stelle war die Druckerei Poppen & Ortmann übrigens schon einmal: An Ostern 1910 erschien die »Freiburger Zeitung« als erste in der Welt mit einer Beilage im Rotationskupfertiefdruck-Verfahren, das in Freiburg unter Max Ortmann entwickelt worden war.[23]

Soziales und kulturelles Engagement

Nicht nur ökologisch, sondern auch sozial setzt sich die »Badische Zeitung« ein. Mit beeindruckender Unterstützung durch die Leser kommen jährlich mehr als eine halbe Million Euro in der »Aktion Weihnachtswunsch« zusammen, mit denen Notleidenden in Südbaden geholfen werden kann.

Was wäre Freiburg auch ohne den kulturellen Beitrag aus dem Hause Rombach? Vor 40 Jahren hat Fritz Hodeige die traditionsreiche Freiburger Albert-Konzert-Reihe übernommen, die bis heute in der klassischen Musik Maßstäbe setzt; der Rombach Verlag, seit langem ein großer Name in der wissenschaftlichen Literaturszene, wie auch die Rombach Buchhandlung, beide unter der Ägide von Andreas Hodeige, überraschen immer wieder mit erfolgreich umgesetzten Ideen und Angeboten – so etwa mit der Gründung des Salam-Verlags, der muslimische, aber auch andere interessierte Kinder und Jugendliche in die islamische Religion und Kultur einführen will: mit Büchern, die Frieden (Salam) bringen sollen.[24]

Auch wenn der Badische Verlag von Rückschlägen nicht verschont wird und 1997, 2001/2002 und 2006/2007 darauf mit Sparpaketen reagieren muss, sind alle Beteiligten um möglichst soziale, auch unkonventionelle Lösungen bemüht – was den guten Ruf des Badischen Pressehauses als Arbeitgeber bestätigt. Mit insgesamt rund 750 festangestellten Beschäftigten ist es eines der größten Unternehmen in Freiburg (nimmt man die gesamte Unternehmensgruppe inclusive der Häuser Rombach und Poppen & Ortmann dazu, kommt man auf über 1300 festangestellte Beschäftigte und knapp 3000 Mitarbeiter in Südbaden).

Auch darüber wird öffentlich mehr geredet als früher, etwa bei den »BZ-Gesprächen« landauf landab, in denen Christian Hodeige und Chefredakteur Thomas Hauser mehrmals im Jahr Rede und Antwort stehen. »Wir sind hochgradig präsent und viel näher dran an den Menschen«, so das Fazit der Verleger Christian Hodeige und Wolfgang Poppen.

Gilt das auch für Freiburg? Wie sehen sie das Verhältnis der Freiburger zu »ihrer« »Badischen Zeitung« – wie zu lesen war: eine Herzensangelegenheit für beide Seiten? Auch da sind sich Christian Hodeige und Wolfgang Poppen im Juni 2013 einig: »Das Verhältnis ist so gut – wie nie zuvor«.

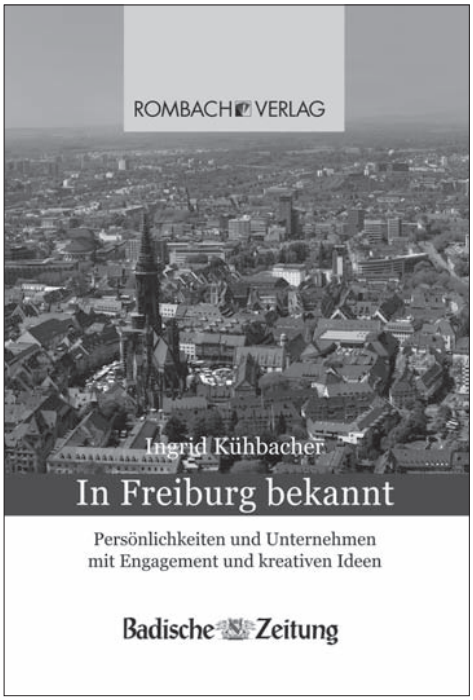
Anmerkungen

1 Kronenberg, Angela: »Die Tagespresse in Südbaden nach 1945 – Dargestellt am Beispiel der Badischen Zeitung«, Badischer Verlag Freiburg 1986, S. 60.
2 Gespräch Dr. Christian Hodeige und Wolfgang Poppen mit dem Autor am 19. Juni 2013.
3 Gillessen, Günther: »Auf verlorenem Posten«, Siedler Verlag 1992, S. 511 ff.
4 Kronenberg (a. a. O.) S. 67.
5 Gillessen (a. a. O.) S. 522.
6 Gillessen (a. a. O.) S. 495.
7 Kronenberg (a. a. O.) S. 59.
8 Kronenberg (a. a. O.) S. 26 ff.
9 Kronenberg (a. a. O.) S. 58.
10 Christian Hodeige und Wolfgang Poppen (a. a. O.).
11 Kronenberg (a. a. O.) S. 69.
12 Benckiser, Nikolas, in: »Zeitungen in Deutschland«, Frankfurter Allgemeine Zeitung, 19.8.1967.
13 Gespräch Thomas Hauser, Chefredakteur der Badischen Zeitung, mit dem Autor am 24. Juni 2013.
14 Hanno Kühnert, in: »Ansgar Fürst zum Ausscheiden aus der Redaktion der Badischen Zeitung«, Badischer Verlag Freiburg 1995.
15 Christian Hodeige und Wolfgang Poppen (a. a. O.).
16 Hilbk, Merle, in: »Die Idylle ist gestört«, Der Spiegel, 16.6.1997.
17 Christian Hodeige und Wolfgang Poppen (a. a. O.).
18 Thomas Hauser (a. a. O.).
19 Christian Hodeige und Wolfgang Poppen (a. a. O.).
20 Fürst, Ansgar, in: »Wie bleibt man unabhängig?«, Jubiläumsausgabe »60 Jahre«, Badische Zeitung 12. Juni 2006, S. 19.
21 Christian Hodeige und Wolfgang Poppen (a. a. O.).
22 »Umwelterklärung 2012«, herausgegeben von Freiburger Druck GmbH & Co. KG, Freiburg 2012.
23 Lasotta, Hans: »Das Druckhaus am Martinstor – Aus der Geschichte der Universitätsdruckerei und der Familie Poppen & Ortmann«, Verlag Poppen & Ortmann, Freiburg 1969, S. 27–28.
24 Frigge, Sabine: »75 Jahre Rombach – aus Tradition in die Zukunft: 1936–2011«, Rombach Verlag Freiburg, 2011, S. 158 ff.

Anschrift des Autors:
Bernd Serger
Gartenstraße 14
79098 Freiburg
semikab@aol.com

rombach wissenschaften

Ingrid Kühbacher
In Freiburg bekannt
Persönlichkeiten und Unternehmen
mit Engagement und kreativen Ideen
232 S., Pb 22,7 x 22,7 cm
€ 24,90
ISBN 978-3-7930-5061-2



Die Geschichten und Anekdoten in diesem Buch berichten von unterschiedlichen Freiburger Bürgern und Geschäftsleuten, ihren Familien sowie ihren Firmen und von wichtigen Persönlichkeiten aus Handel, Kunst und Politik. Durch anschaulich beschriebene Porträts werden nicht nur Einblicke in den Alltag dieser Menschen vermittelt, sondern auch das städtische Leben früherer Zeiten wird dem Leser auf jeder Seite näher gebracht. Anspruch des Buches ist es, ein weit gefächertes Bild der Lebens- und Zeitbilder der Stadt Freiburg zu zeichnen, welche sich der Autorin beim Stöbern in privaten Familienchroniken sowie in Stadtannalen und Archiven erschlossen haben.

Der Autorin ist es gelungen mit diesem Kaleidoskop das besondere Flair und die unverwechselbare Atmosphäre Freiburgs auf eindrucksvolle Weise fühlbar und erfahrbar zu machen.
Grundlage zu diesem Werk bildet die von 2004 bis 2008 in der Badischen Zeitung erschienene Artikelserie »Heute noch namhaft«, deren Beiträge von der Autorin für diese Publikation verfeinert und um weitere ergänzt wurden.

Erhältlich in Ihrer Buchhandlung

ROMBACH VERLAG
Unterwerkstr. 5, 79115 Freiburg
Telefon 0761/4500-2135, Telefax 0761/4500-2125
info@buchverlag.rombach.de

Besuchen Sie uns im Internet unter **http://www.rombach.de/buchverlag**

Der direkte Ton aus der Region

Uli Homann

Vor 25 Jahren, genau am 3. September 1988, startete der damalige Südwestfunk sein erstes Regionalprogramm: Live ging es auf dem Freiburger Rathausplatz auf Sendung und lief fortan unter dem Programm-Namen Radio Breisgau. Radio Breisgau wurde zunächst im Rahmen von SWF 1 gesendet, später wurde es in SWR 4 Baden-Württemberg eingebettet, nachdem der Südwestfunk und der Süddeutsche Rundfunk zum Südwestrundfunk fusioniert hatten. Etwa zehn Jahre nach der Gründung von Radio Breisgau wurde im SWR Studio Freiburg auch eine regionale Fernsehredaktion ins Leben gerufen, die Beiträge für die Sendungen im SWR-Fernsehen produzierte und schließlich wurde in den letzten zwei Jahren die regionale Berichterstattung aus Südbaden auch noch auf das Internet ausgeweitet. Radio Breisgau war die Keimzelle dieses regionalen trimedialen Engagements, das sich jetzt 25 Jahre nach Gründung des öffentlich-rechtlichen Regionalradios im Hörfunk unter dem Namen SWR 4 Radio Südbaden fortsetzt.

Breisach am Rhein, 1. Juli dieses Jahres, kurz vor 12 Uhr: Bundespräsident Joachim Gauck beendet seinen Besuch beim Technischen Hilfswerk. Er besteigt seinen Staats-BMW. Polizeimotorrad und Streifenwagen setzen sich an die Spitze der Auto-Flotte des Präsidenten. Zügig geht es über Landes- und Bundesstraßen nach Freiburg-Munzingen zum nächsten Termin eines präsidialen Ausflugs mit dem Diplomatischen Korps nach Südbaden. Direkt hinter der schwarzen Limousine der Personenschützer ordnet sich der Reportagewagen von SWR 4 Radio Südbaden ein. Und kommt im Windschatten der Präsidenten-Eskorte genauso schnell zum Schloss Reinach in Freiburg-Munzingen wie das Staatsoberhaupt. Da können dann mit dem Mikrophon direkt die Reaktionen der Menschen eingefangen werden, die den Bundespräsidenten mit freundlichem Applaus begrüßen, als er seinem schwarzen Zwölfzylinder mit Stander der Bundesrepublik Deutschland entsteigt. Radio ganz nah dran.

Nah dran: das war das Motto am 3. September 1988, als Radio Breisgau vom Südwestfunk aus der Taufe gehoben wurde. »Der frische Ton aus der Region« hieß der Slogan – der Südwestfunk hatte das große Interesse der Menschen für das Geschehen in der Nahwelt mit der Einrichtung eines regionalen Hörfunk-Programms beantwortet. Zum Auftakt wurde live vom Freiburger Rathausplatz gesendet – im Rahmen des damaligen Hörfunkprogramms von SWF 1.

Diesem Start von Radio Breisgau war ein Hörfunk-Versuch vorausgegangen. Unter dem Programm-Namen »Stadtradio Freiburg« hatten die Badische Zeitung, der Süd-

Paukenschläge zum Sendestart am 3. September 1988 um 10:05 Uhr auf dem Rathausplatz in Freiburg. Moderatoren auf der Bühne waren (v. l.) Redaktionsleiter Uli Homann, Martina Schmid und Roland Schrag.

kurier und der Schwarzwälder Bote zusammen mit dem Südwestfunk von 1984 an erprobt, wie sich Radio für die Region gestalten lässt und auf welche Akzeptanz das stößt. Der Versuch wurde als erfolgreich gewertet. Aber weil die Landesgesetzgebung die Kooperation des öffentlich-rechtlichen Rundfunks mit privaten Zeitungsverlegern über den Probelauf hinaus nicht zuließ, wurde Stadtradio Freiburg nicht weitergeführt. Und der Südwestfunk entschied für sich, selbst unter dem Namen Radio Breisgau regionale Informationen auf hörfunkgerechte Art anzubieten. Aktuell und kritisch zu berichten, das haben sich die Macher des neuen Regionalprogramms von Anfang an vorgenommen, und Radio Breisgau hat damit die Meinungsvielfalt in seinem Sendegebiet bereichert.

Mit Magazin-Sendungen von 10–12 Uhr und 16:30 bis 18 Uhr begann es. Bald kamen Frühnachrichten jeweils zur halben Stunde zwischen 6 und 9 Uhr hinzu, um auch in der Prime-Time des Radio-Hörens die Region zu Wort kommen zu lassen. Und dies ist wörtlich zu nehmen: bis heute gilt der Originalton, Akteurinnen und Akteuren in der Region entlockt, als Zierde des Programms. Die Region soll hörbar sein, nicht nur in längeren Radio-Beiträgen, sondern auch in den zwischen drei und fünf Minuten langen Nachrichtensendungen, die sich bald über den ganzen Tag erstreckten. Deshalb wurden nicht nur sogenannte »Papiernachrichten« verlesen, sondern Bestandteil der News-Shows waren von Anfang an die am Ort des Geschehens aufgenommenen Original-Töne. Die Region konnte sich hören.

Das hat bis heute seinen Reiz, denn die Region wird so auf authentische Art lebendig. Freude und Zustimmung, Zorn und Kritik, eben die unmittelbare Betroffenheit wird hörbar oder verschafft sich über das Medium Radio Gehör. Radiomachen und Programme ändern sich über die Zeiten, aber am Prinzip »der direkte Ton aus der Region« ist über die 25 Jahre seit Gründung von SWF 1 Radio Breisgau nicht gerüttelt worden. Der di-

Die Kinder, die Radio Breisgau zum Sendestart vom Freiburger Rathausbalkon ein Ständchen brachten, sind inzwischen auch 25 Jahre älter

rekte Ton wird auch in der Zukunft weiter zu hören sein in Südbaden, und bei besonderen Themen auch weit darüber hinaus in ganz Baden-Württemberg oder in den Sendegebieten der bundesweit verteilten ARD-Rundfunkanstalten. Das Material dazu liefern die SWR-Radiomacher aus Südbaden.

Auf dem Weg zur Fusion der ehemals selbständigen Rundfunkanstalten Südwestfunk und Süddeutscher Rundfunk zum SWR gab es einen Zwischenschritt, der wiederum Radio Breisgau betraf. Das Regionalprogramm wurde eingebettet in ein gemeinsames neues Viertes Hörfunkprogramm, dass SWF und SDR gemeinsam produzierten. S 4 Baden Württemberg hieß das in Stuttgart produzierte Mantelprogramm, in dem dann auch die vom SDR betriebenen regionalen Hörfunkprogramme eingebettet wurden. Und das regionale Radionetz in Südbaden wurde noch dichter geknüpft. Die zum Studio Freiburg zählenden Außenstandorte Lörrach, Offenburg und Villingen-Schwenningen machten zunächst dreimal am Tag eigene Nachrichten für ihre speziellen Ereignisräume und sendeten dann neben Radio Breisgau in Freiburg von 1999 an auch um 12:30 Uhr werktags eine halbe Stunde »Themen um halb eins«. Damit hatten zunächst der Südwestfunk und später der Südwestrundfunk nach der Fusion von SWF und SDR zum Südwestrundfunk SWR im Jahr 1998 vier regionale Radios. Für den Breisgau, das Dreiländereck und den Hochrhein, für die Ortenau und die Region Schwarzwald-Baar. Sie ergänzten das neue Programm SWR 4 Baden-Württemberg.

Mit einem angebissenen Apfel, in den die Landkarte des Breisgau projiziert war, warb der Südwestfunk für sein erstes regionales Hörfunkprogramm.

In SWR 4 Baden-Württemberg gab es dann bis heute immer wieder Umstrukturierungen. Dazu gehörte vom Jahr 2006 an das dreistündige Magazin »Guten Morgen« für Südbaden aus dem Studio Freiburg; SWR 4 Radio Südbaden wurde die Dachmarke, die jetzt 25 Jahre nach der Einführung von Radio Breisgau weiterhin im Rahmen von SWR 4 Baden-Württemberg für den Ton aus der Region sorgt. Die zeitweilige Kleinräumigkeit des Sendens wird auch aus Kostengründen auf die südbadische Ebene angehoben. Die Büros in Waldshut, Lörrach, Villingen-Schwenningen und Offenburg bleiben als SWR-Standorte erhalten und liefern dem in Freiburg gesendeten SWR 4 Radio Südbaden zu, haben aber von 2014 an keine eigenen Sendungen mehr. Zum Ausgleich verfolgt der SWR die Linie, nicht nur in SWR 4 Baden-Württemberg regional bedeutsame Themen aller Art zu spielen, sondern sie auch verstärkt in die anderen Programme SWR 1, SWR 2 und SWR 3 einzubringen. Regionale Aktualität aus dem ganzen Land Baden-Württemberg soll es in allen Hörfunkprogrammen des SWR geben. Und wie schon vor 25 Jahren beim Sendestart von Radio Breisgau: nach wie vor bleibt das Ziel der Programmmacher, Sendungen und Beiträge anzubieten, deren Inhalte die südbadische Region auf vielfältige Weise widerspiegeln. Viele sind übrigens noch dabei, die 1988 das Programm von Radio Breisgau starteten. Um einige Namen zu nennen: Dirk Starke, Martina Schmid, Monika Buchdunger, Michael Seidl und Uli Homann.

Zeitgleich mit der Fusion von SWF und SWR wurden 1998 in Freiburg wie in anderen größeren SWR-Studios regionale Fernsehredaktionen ins Leben gerufen. Dadurch erhöhte sich der Anteil der TV-Berichterstattung aus den Regionen des Landes im SWR Fernsehen enorm – das einst mit Radio Breisgau begonnene Heranrücken an die Nahwelt der Menschen wurde auch beim SWR Fernsehen zur Realität. Mit »vis-à-vis« und »Dreiland Aktuell« kamen aus Freiburg gesendete oder in Freiburg produzierte Fernsehsendungen für das Dreiländereck am Oberrhein dazu.

Aus der gründlichen Erkundung der Regionen durch Hörfunk und Fernsehen ist in jüngster Zeit für Südbaden ein weiteres regionales Informationsangebot entstanden: die Zusammenfassung und Darstellung der Inhalte von regionalen Fernseh- und Hörfunkbeiträgen auf einer speziellen mit Texten, Bildern und Filmen gestalteten aktuellen südbadischen Internetseite. Auf dieser Seite sind auch die regionalen Nachrichten zu hö-

ren. Das SWR-Unternehmensziel »Aktualität und Regionalität« wird in Südbaden und bald für jede Region Baden-Württembergs trimedial umgesetzt, von Hörfunk, Fernsehen und Internet. Das bedeutet im Grunde: aus Radio Breisgau ist im Lauf der 25 Jahre ein südbadisches Dreigestirn geworden. Mit dem heutigen SWR 4 Radio Südbaden, der regionalen Fernsehredaktion und dem südbadischen online-Auftritt im Rahmen von swr.de.

Ein Rückblick auf die 25 Jahre seit dem Sendestart von SWF 1 Radio Breisgau am 3. September 1988 zeigt nicht nur die Entwicklung hin zur trimedialen regionalen Berichterstattung. Es entsteht das Bild einer regionalen Programm-Qualität im öffentlichen-rechtlichen Hörfunksystem des Südwestens, die viele Facetten der südbadischen Region abgebildet hat und einen Abschnitt regionaler Radiogeschichte darstellt. Radio aus der Region hat dadurch, dass nicht nur bedeutende Ereignisse festgehalten wurden, sondern auch zahllose Menschen in Radio Breisgau und den Folgeprogrammen zu Wort gekommen sind, zur südbadischen Identität beigetragen – auch dieses wird sich, auf veränderte Weise, in den kommenden Jahren fortsetzen.

Bei Radio Breisgau hat sich durch gute Einschaltquoten um 20 Prozent erwiesen, dass die spezielle Kombination der melodiösen deutschorientierten Musik mit regionaler Information zweifellos das Lebensgefühl einer vor allem älteren Hörerschaft getroffen hat. Wer in Südbaden Wurzeln geschlagen hat, wer diese einzigartige Landschaft zwischen Rhein und Schwarzwald liebt, wer sich für die Belange der Region interessiert, der findet sich im regionalen Hörfunkprogramm des SWR wieder. SWR 4 Baden-Württemberg mit seinen regionalen Sendungen weist die längste Hördauer aller Radioprogramme am Oberrhein auf: wer SWR 4 Radio Südbaden im Programm von SWR 4 Baden-Württemberg hört, hat das Radio im Durchschnitt täglich bis zu vier Stunden eingeschaltet. Das ist deutlich mehr als bei allen anderen Radioprogrammen am Oberrhein.

Es ist gelungen, in den 25 Jahren eine überaus hohe Hörerbindung zu erreichen, die sich bei vielen Live-Sendungen draußen im Sendegebiet, den Wandertreffs und bei von tausenden Hörerinnen und Hörern besuchten Tagen der Offenen Tür im Studio Freiburg manifestiert hat. Groß eingestiegen ist Radio Breisgau immer dann, wenn in der Region ganz besondere Anlässe zu begleiten waren. Oberbürgermeisterwahlen in den größeren Städten, der mehrfache Aufstieg des SC Freiburg in die Erste Fußballbundesliga beispielsweise, Stadt- und Dorfjubiläen, Erinnerungen an einschneidende Geschehnisse wie die Bombardierung Freiburgs im November 1944, große landschaftstypische Feste, der Papstbesuch, Staatsbesuche der französischen Präsidenten Chirac und Sarkozy oder wie zuletzt die Visite von Bundespräsident Joachim Gauck. Ganz nah dran eben, mit Radio, Fernsehen und Internet.

Anschrift des Autors:
Uli Homann
SWR – Studio Freiburg
Kartäuserstraße 45
79102 Freiburg
uli.homann@swr.de

Von den badischen Klosterschulen zur Schulstiftung

25 Jahre Schulstiftung der Erzdiözese Freiburg

Dietfried Scherer

Bildung und Erziehung auf dem Hintergrund des biblischen Menschenbildes hat eine lange Tradition, vor allem in den Klosterschulen. Vor dem Hintergrund des fehlenden Nachwuchses für die Orden und die geistlichen Gemeinschaften stellte es eine enorme Herausforderung dar, für diese Schulen eine zukunftssichere Trägerstruktur zu finden um ihre geschätzte und anerkannte Arbeit auch in Zukunft fortführen zu können. Die aus dieser Fragestellung heraus mit Sitz in Freiburg gegründete Schulstiftung der Erzdiözese Freiburg garantiert seit 25 Jahren, dass Bildung und Erziehung junger Menschen in der Tradition der Klosterschulen und diözesaner kirchlicher Schulen mit einem ablesbaren inhaltlichen Schulprofil auf dem Hintergrund christlicher Werterziehung gesichert ist.

Freiburg ist seit 1827 Bischofssitz. Deshalb verwundert es nicht, dass eine Reihe profilierter katholischer Einrichtungen auch ihren Sitz in Freiburg haben. Dazu zählt seit nun 25 Jahren auch die Schulstiftung der Erzdiözese Freiburg, die Trägerin praktisch aller katholischen freien Schulen in Baden und Hohenzollern (mit Ausnahme des Kollegs St. Blasien) ist. Warum kam es 1988 zur Gründung der Schulstiftung?

Zum Teil schon seit mehreren hundert Jahren engagierten sich Klöster für die Bildung und Erziehung von Kindern und Jugendlichen. Als Beispiele seien die ältesten Klosterschulen in Baden genannt: Dazu gehören das St. Ursula-Gymnasium Freiburg und die St. Ursula Schulen Hildastraße Freiburg, die 1696 von Schweizer Ursulinen gegründet wurden, sowie die Klosterschule vom Hl. Grab in Baden-Baden, die 1670 von Markgräfin Maria Franziska von Baden ins Leben gerufen wurde. Alle diese Schulen wurden bis in die 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts von einem großen personellen und finanziellen Engagement der Orden getragen. In dem Maß, in dem Ordensangehörige nicht mehr für den Unterricht oder die oft angeschlossenen Internate zur Verfügung standen, mussten weltliche Lehrkräfte eingestellt werden. Aufgrund des in den meisten Orden ausbleibenden Neuzugangs von Ordensangehörigen beschleunigte sich diese Entwicklung und führte dazu, dass viele Orden nur noch mit erheblichen diözesanen Zuschüssen in der Lage waren, den Schulbetrieb aufrecht zu erhalten, da ihnen sowohl die personellen als auch finanziellen Ressourcen für die Schulen von zum Teil erheblicher Größe nicht mehr zur Verfügung standen. Ende der 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts existierte so in Baden eine Vielzahl von sehr gut nachgefragten kirchlichen Schulen. Auch aufgrund einer diözesanen Grundsatzentscheidung bei der seinerzeitigen Ein-

führung der christlichen Gemeinschaftsschule in Baden, die auf die Gründung von katholischen Volksschulen verzichtete, handelte es sich dabei vor allem um Realschulen, Gymnasien und einige berufliche Schulen sowie jeweils angeschlossene Internate. Im württembergischen Landesteil hatte man sich an vielen Stellen dazu entschlossen statt der christlichen Gemeinschaftsschule eine katholische Konfessionsschule einzurichten; dies ist der Grund, weshalb es auch heute in Württemberg im Unterschied zu Baden eine größere Zahl von katholischen Grund- und Hauptschulen gibt.

Geschäftsstelle der Schulstiftung der Erzdiözese Freiburg, Münzgasse in der Freiburger Altstadt. Foto: Schulstiftung

Eine Idee wird wirkmächtig

Erzbischof Dr. Oskar Saier, Generalvikar Dr. Robert Schlund und der spätere Gründungsdirektor der Schulstiftung, Dr. Adolf Weisbrod, suchten in dieser Situation nach Wegen, den Bestand der katholischen Schulen nicht nur von Jahr zu Jahr durch die Zurverfügungstellung von Zuschüssen der Erzdiözese zu sichern. Ziel war eine mittel- und langfristige Sicherung der Schulen auf fachlich hohem Niveau und solider wirtschaftlicher Basis zu garantieren. Aus diesem Bemühen heraus wurde im Dezember 1988 die Schulstiftung der Erzdiözese Freiburg gegründet, in der die seinerzeit beiden diözesanen Schulen, das St. Ursula-Gymnasium in Freiburg sowie die Heimschule St. Landolin in Ettenheim zusammen mit der ersten Ordensschule St. Ursula Schulen Hildastraße Freiburg den Anfangsbestand bildeten. Ganz bewusst setzte die Diözese auf Freiwilligkeit und achtete darauf, dass die jeweilige Patina der Schule, das Profil und ihre Besonderheiten aus der bisherigen Trägerschaft auch nach dem Trägerwechsel erhalten blieben. Auf dem Hintergrund der guten Erfahrungen, die die Orden bei der Übergabe ihrer Schulen in die Schulstiftung machten, gewann die Stiftungsidee an Dynamik. Immer mehr Ordensschulen interessierten sich für eine Aufnahme in die Schulstiftung, so dass in manchen Jahren ein Aufnahmestopp verhängt werden musste, um das Wachsen der Stiftung auch organisatorisch bewältigen zu können. Es soll nicht unerwähnt bleiben, dass 1993 auch das seinerzeit vom Schriftleiter der »Badischen Heimat« OStD i. R. Heinrich Hauß geleitete 1923 gegründete St. Dominikusgymnasium in Karlsruhe von den Dominikanerinnen in Konstanz-Zoffingen in die Trägerschaft der Schulstiftung übergeben wurde. Heute sind praktisch alle katholischen Schulen in Baden

Die St. Ursula Schulen (Mädchenrealschule, Sozialwissenschaftliches und Ernährungswissenschaftliches Gymnasium) in der Hildastraße. Foto: Käflein

und Hohenzollern in der Trägerschaft der Schulstiftung. Eine Ausnahme ist das Kolleg St. Blasien, das in einer Vereinsträgerschaft unter wesentlicher Beteiligung des Jesuitenordens und der ehemaligen Landkreise steht.

Freiburg ist nicht nur Sitz der Stiftungsverwaltung, die dort in der Münzgasse ihre Heimat gefunden hat und als kirchliche Stiftung des öffentlichen Rechts verfasst ist, sondern gleichzeitig Standort zweier Schulen, zum einen des St. Ursula-Gymnasiums in der Eisenbahnstraße, das als reines Mädchengymnasium das größte Gymnasium der Stadt ist, und der St. Ursula Schulen Hildastraße, die unter einem Dach eine Mädchenrealschule sowie zwei berufliche Gymnasien für Mädchen (ein sozialwissenschaftliches und ein ernährungswissenschaftliches Gymnasium) vereinen. Hinzu kommt in der Nachbarschaft des Dreisamtals das Kolleg St. Sebastian in Stegen, das als Gymnasium und Realschule für Jungen und Mädchen die Palette des breiten Bildungsangebots der katholischen freien Schulen im Freiburger Umkreis abrundet.

Eine Vielzahl von Schulen befindet sich in denkmalgeschützten Klostergebäuden und garantiert so schon, dass die Tradition ablesbar bleibt und Arbeit und Auftrag der früheren Ordensträger langfristig auch am gleichen Standort weitergeführt werden kann.

So konnten die Gebäude des ehemaligen Zisterzienserklosters in Wald oder das Kloster der Ursulinen in Villingen für schulische Zwecke saniert und somit in ihrer Existenz dauerhaft gesichert werden.

Einheitsprofil Stiftungsschulen?

Der Schulstiftung ging es nie darum, einheitliche Stiftungsschulen aus den übernommenen Schulen zu machen. Jede Schule sollte ihr eigenes Profil und ihre Tradition bewahren können. Die Schulstiftung hatte die Grundsatzent-

scheidung getroffen, auf die im Gesetz über die Schulen in freier Trägerschaft garantierte Möglichkeit eines eigenen Lehrplans zu verzichten, und den Lehrplan des Landes Baden-Württemberg zu übernehmen. Diese Entscheidung garantiert bis heute eine Durchlässigkeit zwischen dem System der katholischen Schulen und dem staatlichen Schulsystem sowohl für Schülerinnen und Schüler, die die Schule wechseln wollen oder müssen, weil sie z. B. umziehen, als auch für die Lehrerinnen und Lehrer. Darüber hinaus haben all diese Schulen einen »Lehrplan hinter dem Lehrplan« der dafür garantiert, dass ihr Profil als katholische Schule auch in der täglichen Praxis wirksam wird. Neben dem gemeinsamen Unterrichtsprojekt COMPASSION, das sozialverpflichtetes Handeln nachhaltig durch ein Sozialpraktikum sowie Vor- und Nachbereitung im Unterricht möglichst vieler Fächer einübt, ist ein dezidiertes religiöses Schulleben mit Gottesdiensten, Besinnungstagen, Frühschichten, Meditationen und religiösen Exkursionen ebenso konstitutiver Bestandteil wie der Einsatz für die Schöpfung in einem konkreten Engagement in Ökologie-Arbeitskreisen, aber auch der Einsatz für die eine Welt in der globalisierten Ökonomie, die vielfach in Partnerschaften mit Einrichtungen in benachteiligten Gegenden dieser Erde konkrete Gestalt gewinnt.

In den Schulen der Schulstiftung spiegelt sich auch die lange Tradition kirchlicher Mädchenbildung wieder. Die neun Mädchenschulen erfahren nach wie vor hohes Interesse bei Schülerinnen und ihren Eltern und leisten nicht zuletzt einen wichtigen Beitrag zur Gendergerechtigkeit. In diesem Zusammenhang erhält die Schulstiftung aus der Adelhausenstiftung, einer weltlichen Ortsstiftung, die heute zur (kommunalen) Stiftungsverwaltung Freiburg gehört, unter Bezug auf den Stiftungszweck »den Unterricht und die Ausbildung katholischer Mädchen und junger Frauen der Stadt Freiburg im Breisgau zu unterstützen und zu fördern« für das St. Ursula-Gymnasium und die St. Ursula Schulen Hildastraße einen jährlichen Zuschuss. Die Adelhausenstiftung verdankt sich letztlich dem Engagement der vier Dominikanerinnen-Konvente in Freiburg, die auch die erste 1663 gegründete Mädchenschule in Freiburg getragen haben.

Die Lehrkräfte

Während die Orden ihre Schulen auch nach 1945 noch zu einem großen Teil mit Ordensangehörigen versorgen konnten, ergab sich an vielen Standorten in den nachfolgenden Jahrzehnten eine Entwicklung, die dazu geführt hat, dass heute nur noch sehr wenige Ordensangehörige im Unterricht oder in der Schulpastoral tätig sind. Mit der Zurruhesetzung von Studiendirektorin Sr. Dorothea Benz von den Augustiner Chorfrauen an den Klosterschulen Unserer Lieben Frau in Offenburg zum Ende des Schuljahres 2012/13 scheidet auch die letzte Ordensangehörige aus einer Leitungsfunktion in den Schulen der Schulstiftung aus. Inzwischen unterrichten an den Schulen überwiegend zur Schulstiftung beurlaubte Landesbeamte, einige Kirchenbeamte sowie die deutlich kleinere Gruppe der angestellten Lehrerinnen und Lehrer. Die Schulstiftung erfreut sich einer hohen Attraktivität bei Stellenbewerbern. Lehrkräfte, die die Einstellungsvoraussetzungen und Leistungskriterien für den staatlichen Schuldienst erfüllen, können vom Land Baden-Württemberg an die Schulstiftung beurlaubt werden. Als freie Schule hat die Schulstiftung die Möglichkeit, sich ihre Lehrer selbst auszusuchen und kann somit in die Einstellungsentscheidung alle für den Dienst an einer Stiftungsschule relevanten

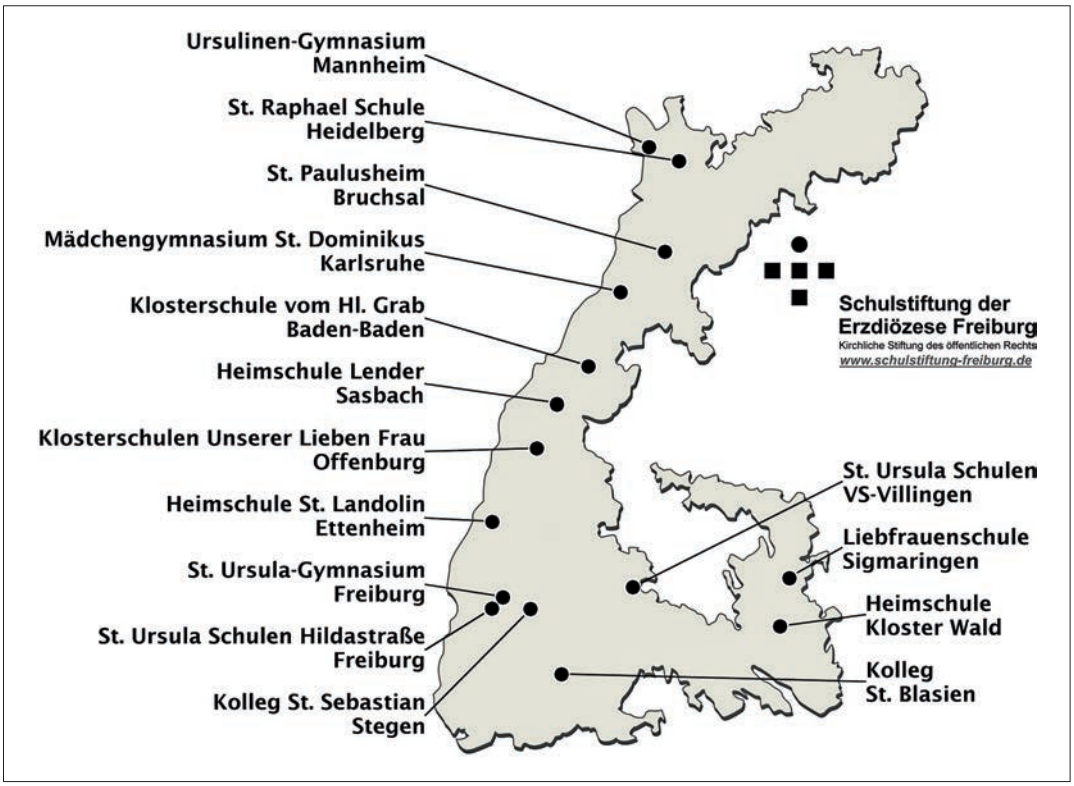
Gesichtspunkte berücksichtigen. Aufgrund ihres hohen Standards sind alle Schulen der Schulstiftung Ausbildungsschulen im Rahmen der staatlichen Lehrerausbildung im Land Baden-Württemberg. Eine ganze Reihe der Lehrkräfte ist mit einem Teil ihres Auftrags an den staatlichen Seminaren für die Didaktik und Lehrerbildung tätig. Eine eigene Lehrerfortbildung, die vor allem das Profil der Stiftungsschulen im Auge hat, ergänzt die Angebote staatlicher Lehrerfortbildung, die von jeder Stiftungslehrkraft wahrgenommen werden kann. Die Lehrerfortbildungen finden zu einem großen Teil im Hauskloster der Freiburger Gründerherzöge, nämlich im Geistlichen Zentrum St. Peter statt. Auch hierdurch gelingt es, eine Kontinuität in der Nutzung von Gebäuden in der Tradition ehemals klösterlicher Bildung zu sichern. Die Einrichtung Sozialpädagogischer Beratungsstellen an den Schulen ergänzt die Professionalität der Lehrkräfte und ermöglicht neben einer umfangreichen Präventionsarbeit auch gezielte Einzelfallberatung von Kinder, Jugendlichen, Lehrkräften und Eltern.

Innenhof des St. Ursula-Mädchengymnasiums in der Eisenbahnstraße. Foto: Schulstiftung

Wie finanziert sich die Schulstiftung?

Freie Schulen sind in Grundgesetz und Landesverfassung garantiert. Wesentlich für den Spielraum, den sie haben, ist jedoch vor allem die Ausgestaltung der Finanzierung dieser Schulen. Auch wenn sich die Geschäftsstelle der Schulstiftung praktisch am Ort der mittelalterlichen Münze in der Münzgasse befindet, hat sie leider kein Prägerecht mehr und muss sich anders finanzieren.

Alle Schulen der Schulstiftung sind nach dem Gesetz über die Schulen in freier Trägerschaft anerkannte Ersatzschulen. Aus diesem Grund haben sie einen gesetzlichen Anspruch auf staatliche Zuschüsse für freie Schulen. Diese im Gesetz geregelten Zuschüsse, für deren Erhöhung die freien Schulträger seit vielen Jahren kämpfen, machen den Hauptteil der Finanzmittel aus, mit denen die Schulstiftung die Schulen betreibt. Diese staatlichen Zuschüsse liegen für alle Schularten zur Zeit noch deutlich unter 80%. Außerdem umfassen diese Zuschüsse nur den laufenden Betrieb und beziehen sich nicht auf den Gebäudeerhalt und andere erhebliche Kosten. Um jedoch einer möglichst breiten Bevölkerungsschicht den Zugang zu einer Stiftungsschule zu ermöglichen, fließen erhebliche Kirchensteuermittel in zweistelliger Millionenhöhe an die Schulstiftung. Daneben wird ein



Schulbeitrag erhoben, der als Familienbeitrag ausgestaltet ist (reduzierter Beitrag für das 2. Kind, freier Schulbesuch für das 3. und weitere Kind, das gleichzeitig eine Schule der Schulstiftung besucht). Darüber hinaus gibt es Ermäßigungs- und Erlassmöglichkeiten in sozialen Notfällen.

Die gesamte Stiftungsverwaltung inklusive der Lehrerfortbildung und der eigenen Zeitschrift FORUM-Schulstiftung finanziert sich voll aus den Erträgnissen des von der Erzdiözese Freiburg zur Verfügung gestellten Stiftungskapitals.

Motive für die Schulwahl

Wenn Eltern für den Besuch ihrer Kinder Schulgeld bezahlen, kann man eine bewusste Entscheidung für diese Schule voraussetzen, da der alternative kostenlose Schulbesuch an der staatlichen Schule als Option immer zur Verfügung steht. Die Motive für Eltern, ihr Kind einer Stiftungsschule anzuvertrauen, sind durchaus unterschiedlich. Grundlegend ist jedoch, dass Eltern für ihre Kinder das Beste wollen. So wünschen sich Eltern aus der eigenen Verbundenheit mit der Kirche eine Werteerziehung für ihre Kinder auf dem Hintergrund des biblisch-christlichen Gottes- und Menschenbildes. Aber auch Eltern, die selbst kirchlich nicht engagiert sind, halten eine Werteerziehung und die intensive Beschäftigung mit Sinnfragen für wichtig und vertrauen uns ihre Kinder an. Darüber hinaus haben sich diese Schulen einen Ruf erworben als Schule mit einer besonderen Atmosphäre, in der das Kind und der Jugendliche im Mit-

telpunkt steht und trotzdem keine Abstriche beim fachlichen Niveau gemacht werden.

Nach wie vor können die Stiftungsschulen nicht alle interessierten Schülerinnen und Schüler aufnehmen, auch wenn sich durch die demographische Situation an einigen Standorten das Ungleichgewicht von Angebot und Nachfrage normalisiert. Grundsätzlich hat die Schulstiftung beschlossen, keine Expansion an ihren Schulstandorten vorzunehmen, sondern die Qualität der vorhandenen Schulen zu sichern.

Stiftungsstruktur

Das oberste beschlussfassende Organ der Schulstiftung ist der Stiftungsrat, dessen Vorsitzender der Generalvikar der Erzdiözese Freiburg ist. Im Stiftungsrat sind die ehemaligen Ordensschulträger durch ihre Ordensoberen vertreten. Der sechsköpfige Vorstand mit dem Direktor der Schulstiftung als Vorsitzendem trifft die operativen Entscheidungen, die Geschäftsstelle der Schulstiftung führt diese aus und betreut die Schulen und ihre Beschäftigten sowie den Gebäudebestand in allen Fragen. Gleichzeitig bearbeitet sie alle Vorgänge im Zusammenwirken mit der staatlichen Schulverwaltung.

In Trägerschaft der Schulstiftung befinden sich 26 Schulen an 13 Standorten. Über 12 000 Kinder und Jugendliche werden von 1000 Lehrkräften unterrichtet. Ca. 300 weitere Beschäftigte sorgen für Internatserziehung, Sekretariat, Hausbereich, Küche und Reinigung.

Die Schulgebäude sind vielfach denkmalgeschützte ehemalige Klosteranlagen, aber auch in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts erstellte Zweckbauten, die einen entsprechenden Sanierungsaufwand mit sich bringen.

Der Blick in die Zukunft

Im 25. Jahr ihres Bestehens ist die Schulstiftung der Erzdiözese Freiburg als größter freier Schulträger in Baden-Württemberg gut gerüstet, um weiterhin einen wichtigen Beitrag zur Bildung und Erziehung junger Menschen zu leisten und damit der Gesellschaft als Ganzes einen Dienst zu leisten und wichtige Impulse zu geben.

Drängend ist nach wie vor die Diskussion mit dem Land Baden-Württemberg über die Höhe der Zuschüsse für die freien Schulen, zumal das Land an jedem Schüler, der eine freie Schule besucht, spart, und zwar auch dann, wenn die politisch angezielte 80-Prozent-Marke staatlicher Zuschüsse auf der Basis der Kosten eines staatlichen Schülers erreicht sein sollte.

Entscheidend ist jedoch, dass die Lehrerinnen und Lehrer an den Stiftungsschulen in hoch engagierter Weise gemeinsam mit den Eltern in einer Erziehungspartnerschaft, die die jeweilig unterschiedlichen Rollen nicht verwischt, sondern ergänzend wahrnimmt, einen erfüllenden Auftrag sehen und – wie nicht zuletzt die messbaren Ergebnisse immer wieder zeigen – in hervorragender Weise wahrnehmen.

Weitere Informationen:
www.schulstiftung-freiburg.de

Anschrift des Autors:
Dietfried Scherer
Stiftungsdirektor, Schulstiftung der Erzdiözese Freiburg
Münzgasse 1
79098 Freiburg
direktor@schulstiftung-freiburg.de

Foto: Michael Winter

Sport in Freiburg – außerhalb des SC Freiburg e. V. –

Herbert Mayer

Freiburg gilt als eine sportbegeisterte Stadt. Auch wenn dem Sport-Club Freiburg in der Außenwirkung eine überragende Rolle zukommt, definiert sich der Sport in Freiburg in seiner Vielfalt weit darüber hinaus: Eine breite Leichtathletikszene, Tausende leidenschaftliche Fahrradfahrer auf Renn- und Mountainbikestrecken, eine hervorragende Bäderstruktur für die Schwimmer und tolle Wintersportmöglichkeiten. Viel geleistet wird auch von den Ehrenamtlichen in 168 Vereinen, die das Rückgrat des Sports bilden. Die Identifikation mit der Region spielt dabei gleichfalls eine bedeutende Rolle: Sport bringt die Menschen hinaus vor die Tore der Stadt. Schließlich sind es nämlich auch die landschaftlichen Reize des Schwarzwaldes und der Rheinebene, die zu Bewegung und Sport einladen.

Ist die Sportstadt Freiburg ohne den SC Freiburg überhaupt denkbar?

Eigentlich nicht, denn der SC Freiburg ist ein Meilenstein für den Sport in Freiburg und auch Botschafter für die Stadt insgesamt. Der Verein, seine Führungsfiguren und seine sportlichen Vordenker genießen aber eine derartige mediale Aufmerksamkeit, dass der Focus hier einmal anders gesetzt werden darf.

Denn Freiburg geht zwar nur mit dem SC, aber Freiburg ist im Sport auch mehr als nur der SC Freiburg.

Sport in Freiburg – mehr als Vereinssport

Wenn der organisierte Sport, also der Sport in den Vereinen, auch heute noch für das Sport- und Bewegungsangebot von zentraler Bedeutung ist, so trifft die bundesweite Tendenz hin zu einer Individualisierung der Sportaktivitäten auch für Freiburg zu. Eine Entwicklung, die letztendlich in geänderten Abläufen und Strukturen in Schule, Arbeitswelt und familiären Lebensplanungen ihre Gründe hat.

Daraus resultieren – durchaus berechtigte – Erwartungshaltungen an eine Stadt, auch im Sport für diese veränderte Lebenswelt die notwendige Infrastruktur bereit zu stellen. Dazu kommen – und das macht das Thema in Freiburg zusätzlich spannend – Bedürfnisse, die in der Lebendigkeit und in kurzfristigen Trends einer Studentenstadt begründet sind.

Freiburg profitiert in Bezug auf Sportmöglichkeiten zweifelsohne auch von der landschaftlichen Attraktivität des Schwarzwalds und der Rheinebene. Vom Winter- bis zum Wassersport ist nahezu alles möglich. Dennoch sind diese »gewachsenen« Gegebenheiten alleine nicht ausreichend, um als Sportstadt für die Bevölkerung attraktiv zu sein. Es braucht zusätzliche Anstrengungen, um die Infrastruktur für eine sportbegeisterte

Freiburger Laufnacht 2012

Stadtgesellschaft anbieten zu können. Um das Bestmögliche für die Menschen zu gestalten, ist ein gut funktionierendes Netzwerk hilfreich. Aus Sicht der Sportverwaltung funktioniert dieses Netzwerk aus Forst-, Grün- und Landschaftsplanung und Stadtplanung sehr gut. Von Mountainbike-Strecken in den Wäldern, Joggingwegen, Bewegungsparcours in Grün- und Parkanlagen bis hin zu den normierten Sportanlagen, ist die ganze Palette des Sports in Freiburg zu finden. Nicht zuletzt ist für Freiburg prägend die Leidenschaft für das Fahrrad: In der Stadt der Radler stehen über 400 Kilometer Radwege zur Verfügung, darunter auch drei neu ausgebaute Schnellrouten bis weit in die Region hinein. Auch Inlinesportlerinnen und -sportler haben hier ideale Streckenbedingungen.

Freiburg hat damit von A wie Angelsport bis Z wie Zumba die gesamte Vielfalt des Alphabets für seine sport- und bewegungsaffine Bevölkerung im Angebot. Mann oder Frau muss nur noch tun.

Ganz so einfach ist es dann doch nicht

Die Vereine sind in den letzten Jahren verstärkt in den Blickpunkt der politischen Diskussion gerückt. Diese Aufmerksamkeit ist berechtigt, denn die organisatorischen und kreativen Aufgaben in den Vereinen werden auch heute noch weit überwiegend von ehrenamtlich engagierten Bürgerinnen und Bürgern erfüllt. Sie sind damit das Rückgrat für das Sportangebot in Freiburg. Aber bei aller immer wieder beeindruckenden Bereitschaft für ein ehrenamtliches Engagement, droht dieses Fundament doch zu bröckeln. Zunehmend werden auch in Freiburg Tendenzen sichtbar, dass es schwieriger wird, Führungspositionen in den Vereinen wieder zu besetzen.

Die Ursachen dafür sind vielfältig und der über viele Jahre aufgehäufte administrative Ballast ist dafür nur ein, aber ein entscheidender Baustein. Die Politik hat diese Gefahren erkannt, was es bedeuten würde, wenn dieses

Fundament des Sportangebots wegbrechen sollte. Der Weg, die Vereine wieder von den Fesseln der Normen, Haftungsrisiken etc. zu befreien und damit diese spannende gestalterische Aufgabe zu erleichtern und wieder attraktiv zu machen, ist eingeschlagen. Es ist aber noch ein gutes Stück zurückzulegen.

Was hat das alles mit Freiburg zu tun? Sehr viel, denn in Freiburg sind derzeit 168 Sportvereine mit rd. 67 000 Mitgliedern gemeldet. Darunter nur sehr wenige Großvereine, wie etwa die Freiburger Turnerschaft von 1844 e. V., die über eine professionelle Geschäftsführung und zum Teil hauptamtliche Übungsleiter verfügen. Aber auch dieser Verein mit aktuell rd. 6500 Mitgliedern wird von einer ehrenamtlichen Vereinsführung geleitet. Dies gilt im Weiteren auch für die Sektion Freiburg des Deutschen Alpenvereins, die vor wenigen Monaten eine neue Kletterhalle eingeweiht hat und damit eine weitere qualitativ hochwertige Sportanlage in Freiburg geschaffen hat. Wenn wir von ehrenamtlichen Vereinen und vom Ehrenamt sprechen, spielen auch die Sektionen des Schwarzwaldvereins eine wichtige Rolle, das sie unzählige Kilometer an Wanderwegen pflegen und unterhalten. Ein Eldorado nicht zwingend für den ambitionierten Leistungssportler, aber als Bewegungsangebot für die Breite unersetzlich.

Wenn auch in den nächsten Jahren nach Einschätzung des Sportreferates der Grad der Professionalisierung in der Vereinslandschaft zunehmen wird, so wird aber auch in Zukunft die Hauptlast auf den Schultern von Ehrenamtlichen liegen. Wir sollten deshalb alles tun, um diesen Aufgaben so gut wie möglich zu unterstützen.

Mitglieder 2012:	67 012	
Jugendliche:	21 170	31,59%
Frauen:	24 830	37,05%

Neben der Entbürokratisierung gilt es vornehmlich, den Vereinen eine intakte Sportinfrastruktur zu schaffen.

Die Sportinfrastruktur

Die Möglichkeiten für Sport und Bewegung für den nicht organisierten Sport ergeben sich im Wesentlichen aus den landschaftlichen Gegebenheiten. Diese zu gestalten und den sich verändernden Bedürfnissen anzupassen, ist wie eingangs bereits erwähnt die Aufgabe unterschiedlicher Fachbereiche der Stadt.

Die zwei wichtigsten Säulen für den organisierten Vereinssport bilden die an die Schulen angegliederten Schulsporthallen und die von den Vereinen weit überwiegend selbst bewirtschafteten Freisportanlagen. Ergänzt wird dies um die Hallen- und Freibäder sowie die Eissporthalle.

Nach dem Schulsport wird bei der Belegung der Schulsporthallen der Vereinsnutzung absoluter Vorrang eingeräumt. Die Nutzung ist für die Vereine bis 20 Uhr und an den Wochenenden für den Spielbetrieb kostenfrei. Nach 20 Uhr wird eine moderate Nutzungsgebühr erhoben. Zum einen sollen damit Hallenkapazitäten möglichst umfassend genutzt, zum anderen der Jugendsport gefördert werden.

Die Freisportanlagen, also im Wesentlichen die Sportanlagen der Fußball- oder Tennisvereine, von Rugby oder Baseball, von BMX'lern oder Hockey etc. etc. werden mit Unterstützung der Stadt gebaut, aber im Weiteren von den Vereinen selbst bewirtschaftet und unterhalten. Für die Unterhaltung der Anlagen gewährt die Stadt den Vereinen in begrenztem Umfang finanzielle Zuschüsse.

Für den Vereinssport, aber auch für das nicht organisierte Freizeit- und Bewegungsverhalten nicht wegzudenken sind die Ein-

Langläuferin

richtungen für Wassersport: sieben Hallen- und vier Freibäder sowie das Eugen-Keidel-Bad bilden inzwischen eine herausragende Bäderinfrastruktur. Dabei war der Betrieb der Bäder vor einigen Jahren noch gefährdet; durch Sanierungsstaus und leere öffentliche Kassen. Gemeinderat und Stadtspitze entschieden sich jedoch – anders als in vielen Städten – für den Erhalt dieser Einrichtungen und verpachtete sie an eine städtische Tochtergesellschaft. Vergleichbar zum großen Schulsanierungsprogramm hat die Stadt in zehn Jahren rd. 31 Mio. Euro in die Bäder investiert. Schulen, Vereine und Bürgerschaft haben damit heute eine rundum sanierte Bäderlandschaft auf dem neusten Stand.

Ähnliches steht jetzt für die Eissporthalle an. Einst aus einer privaten Initiative entstanden, ist sie nun schon viele Jahre eine vom Eishockeyclub in Freiburg bewirtschafte städtische Immobilie. Aber auch diese bei Hobbyläufer, Eisprinzessinnen, Eisstockschützen und auch den Eishockeycracks beliebte Institution in Freiburg ist in die Jahre gekommen, so dass sich eine Sanierung nicht mehr lohnt. Deshalb sind derzeit Fachleute auf der Suche nach einem Standort für einen Neubau. Wie bei den Bädern entschied sich die Stadt auch beim Eissport für einen offensiven zukunftsorientierten Weg, um eine dem Status eines Oberzentrums angemessene Sportinfrastruktur zu erhalten.

Es gäbe zur vorhandenen Sportinfrastruktur in Freiburg, angefangen von der Langlaufloipe am Notschrei, dem Startplatz für Paragleiter am Schauinsland, dem einzigartigen Radlabor am Sportinstitut der Albert-Ludwigs-Universität bis hin zum Olympiastützpunkt Freiburg Schwarzwald, der über die Jahre immer eine gute Erfolgsbilanz vorweisen konnte, noch viel hinzu zu fügen. Aber mit diesen Lücken, dem Wissen, dass es noch viel mehr gibt, und dem fehlenden Anspruch auf Vollständigkeit, kann man hier getrost einen Punkt setzen.

Sportveranstaltungen

Sportveranstaltungen, vor allem solche mit großer medialer Aufmerksamkeit, sind heutzutage auch nur mit großem Aufwand finanzierbar. Bei dem Wettlauf der Städte um die größten Events, hält sich Freiburg bewusst zurück, da die Stadt hierfür auch nicht die nötigen Finanzmittel hat.

Dennoch hat auch Freiburg Kleineres, aber nicht weniger Charmantes vorzuweisen: Die vom PTSV Jahn organisierte Freiburger Lauf-Nacht oder der Freiburg Marathon sind beliebte Sportereignisse, sprechen aber eher regionale Spitzenathleten an. Sie leben vom Erlebnis der besonderen Atmosphäre, die den Sportlerinnen und Sportlern in Freiburg geboten wird.

Internationales Flair kommt immer dann ins Spiel, wenn es um den Rollschuhsport bei der Freiburger Turnerschaft von 1844 geht. Fast turnusmäßig gastieren Gäste aus ganz Europa und aus Übersee beim Deutschlandpokal in der Vereinssportanlage an der Schwarzwaldstraße. Als Highlight gelang es dem Verein, 2009 die Weltmeisterschaften in dieser Sportart nach Freiburg zu holen und mit Bravour auszurichten.

Attraktiv und beliebt sind auch die Meisterschaftswettkämpfe der Freiburger Bundesligisten. Auch wenn die Profis des SC außen vor bleiben sollen: Ganz ohne den SC geht es nicht. Auch die Frauen des SC Freiburg haben sich in der 1. Bundesliga im Frauen-Fußball etabliert. Dem gleich, nur im Basketball, tun dies die Frauen des USC Freiburg, die Eisvögel. Die Ringer der RKG Freiburg starten ebenso in der 2. Bundesliga wie die Volleyballer der FT von 1844 Freiburg e. V.

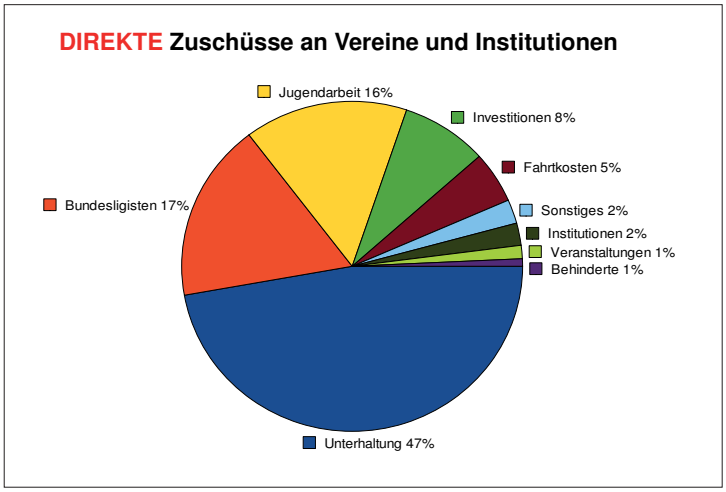
Nicht zu vergessen die Breisgau-Beasts in der 2. Bundesliga im Inlinehockey, die Wasserballer des Schwimmsportvereins sowie die Schwimmerinnen und Schwimmer des Regio-Schwimmteams, die jeweils in der 2. Bundesliga starten. Und wer hätte schon gewusst, dass auch im Unterwasser-Rugby eine Freiburger Mannschaft in der Bundesliga an den Start geht?

Finanzen

Wer redet beim Sport schon über Geld? Da geht es doch um die Ehre!

Ein ehrenwerter Vorsatz, aber nicht mehr ganz auf Höhe der Zeit. Ohne Geld lassen sich die Aufgaben, die gerade die Vereine für eine Stadtgesellschaft übernehmen, gar nicht erfüllen.

Von Seiten der Stadt unterstützen wir die Vereinsarbeit und Aktivitäten durch ein ganzes Bündel von Maßnahmen, die weitestgehend in unseren Sportförderungsrichtlinien abgebildet sind. Lassen wir indirekte Förderungen, wie die kostenfreie oder verbilligte Überlassung von Sportanlagen einmal außen vor, so schütten wir jährlich rund 1,6 Mio. Euro aus, um die Vereine



bei ihren Aufgaben finanziell zu unterstützen.

Wenn es mit Blick auf die anfallenden Kosten für viele Vereine immer noch zu wenig ist, müssen wir uns aber im landesweiten Vergleich nicht verstecken.

Sportentwicklungsplan und Kommunikation

Als bundesweit eine der ersten Städte hat Freiburg im Jahre 2004 in Zusammenarbeit mit dem Sportinstitut der Albert-Ludwigs-Universität einen Sportentwicklungsplan vorgelegt, der auch den Gesichtspunkten von Gender Mainstreaming, also der gleichen Berücksichtigung von Frauen und Männern, Jung und Alt, Rechnung trug. Dieses Instrument für kommunale Planungsprozesse war damals noch neu. Die dabei erarbeite Bedarfsanalyse bündelte die Interessen zahlreicher Beteiligter und mündete in Handlungsempfehlungen, die Schritt für Schritt realisiert werden. Die Freiburger Sportlandschaft konnte so über einen transparenten Beteiligungsprozess weiterentwickelt werden.

Aus den Handlungsempfehlungen des Sportentwicklungsplans ist beispielsweise das heutige »Sportportal Freiburg« entstanden. Dabei handelt es sich um eine internetbasierte Informationsplattform, auf der gemeinnützige Sportanbieter (Vereine etc.) ihre Angebote präsentieren und so Sportinteressierten ein Angebot machen. www.sportportal-freiburg.de ist eine Errungenschaft, die einen umfassenden stadtteil- und geschlechtsbezogenen Überblick über das Sportangebot in Freiburg bietet.

Fazit

Die Freiburgerinnen und Freiburger sind viel in Bewegung. Neben den günstigen klimatischen und geografischen Rahmenbedingungen sind es die Stadt und seine Vereine mit vielen Ehrenamtlichen, die diese Begeisterung fördern.

Als Fazit kann man durchaus festhalten: In Freiburg ist auch ohne den SC Freiburg vieles in Bewegung. Aber der SC ist aus dem Sport in Freiburg nicht wegzudenken.

Anschrift des Autors:
Herbert Mayer
Leiter des Sportreferates
der Stadt Freiburg
Fahnenbergplatz 4
79098 Freiburg

Der Wein in und um Freiburg

Entwicklungen und neue Trends

Günter Schruft

Die Erzeugung von Wein in und um Freiburg findet unter optimalen, nahezu mediterranen Klima-Bedingungen und vielfältigen Boden-Gegebenheiten mit Sicherheit seit dem frühen Mittelalter statt.

Dabei stellt die Universitätsstadt Freiburg einen idealen Mittelpunkt dar, indem hier wichtige fachliche Einrichtungen ihren Sitz haben. Ein besondere Stellung hinsichtlich der Wein-Erzeugung stellen der im Westen der Stadt gelegene Tuniberg sowie der markante Kaiserstuhl dar. Der im Süden von Freiburg gelegene badische Weinbau-Bereich Markgräflerland ist nicht nur durch den besonderen Gutedel-Wein bekannt, sondern bringt seit geraumer Zeit auch edle Weine, vor allem der Burgunder-Gruppe hervor. Die Bemühungen der jungen Winzer-Generation bei der Erzeugung und Vermarktung ihrer Weine sowie die guten Gegebenheiten für touristische Unternehmungen werden angesprochen.

Weinbauliche und geografische Grundlagen

Die Weinrebe benötigt für ihre Entwicklung und Lebensweise bestimmte Klima- und Boden-Voraussetzungen, die sich in der Reife der Trauben und damit der Güte des Weines widerspiegeln. Gerade die südbadischen Gegebenheiten ermöglichen eine optimale Weinbau-Kultur, wie dies vielfach beschrieben ist. Die hier zu betrachtende Region mit Freiburg als Schwerpunkt und dem südlichen Landkreis Breisgau-Hochschwarzwald bietet ideale Voraussetzungen.

Freiburg selbst hat gute Standorte für den Weinanbau und strahlt mit ihren wirtschaftlichen und kulturellen Gegebenheiten ideal in die weinbaulichen Gebiete aus, die hier zu behandeln sind. Westlich von Freiburg erhebt sich aus der Rheinebene der Kaiserstuhl, der Tuniberg und die Insellage von Breisach. Geologisch und bodenkundlich könnten sie dort nicht besser sein für den Weinbau. Vom Klima her liegen diese Weinbau-Gebiete im Wind- und Regen-Schatten der Vogesen sowie im Einflussbereich der sog. Burgundischen Pforte, die es gestattet, dass warme Luftströme aus dem Rhône-Tal und über Burgund in das südliche Oberrheintal eindringen können und nahezu mediterrane Witterungsverhältnisse ergeben. Hierbei sind nicht nur diese Erhebungen betroffen, sondern diese tangieren die gesamte Vorbergzone mit ihren Seitentälern in der ganzen Länge des südlichen Oberrheintales. Damit ergibt sich eine Vielfalt an Kleinklimaten und Standorten für die Kultur der Weinrebe, was sich in einem beachtlichen Sorten-Spektrum präsentiert. Geradezu typisch erweisen sich als Hauptrebsorten die drei Burgunder-Spielarten Weiß-

burgunder, Grauer Burgunder oder Ruländer und Roter Spätburgunder neben dem Müller-Thurgau sowie den Spezialsorten Gutedel und Riesling in speziellen Lagen. Als besonderes Schwarzwald-Seitental zeigt sich das Glottertal mit seinen typischen Weinen und darf fast als Weinbau-Bereich des Schwarzwaldes angesehen werden.

Die Vielfalt dieser räumlichen Gegebenheiten in Verbindung mit kulturellen Anziehungspunkten, mit der großen Auswahl an Wein-Spezialitäten und kulinarischen Besonderheiten ergeben einen ganzjährigen Fremdenverkehr und Tourismus, der in Freiburg und in den ländlichen Gebieten dieser Region eine besondere und beachtenswerte Wirtschaftskraft darstellt.

Die Stadt Freiburg und der Wein

Freiburg kann durchaus als ein Zentrum des badischen Weines angesehen und bezeichnet werden, was vielfach in der Geschichte von Freiburg und Baden dargestellt wird. Bereits in den Ortschaften um Freiburg herum sind schon vor der eigentlichen Stadtgründung 1120 Rebgärten nachgewiesen, was heute noch durch die Freiburger Weinlagen Schlossberg, Lorettoberg, Jesuitenschloss, St. Georger Steinler, Lehener Bergle und Freiburger Burg Zähringen deutlich wird. Allgemein bekannt ist die anlässlich des Reichstags 1497/1498 in Freiburg unter König Maximilian I erlassene »Satzung und Ordnung über die Weine«, die als Vorschrift gegen die seinerzeitigen allgemein üblichen Weinfälschungen im Reich gelten sollte, wobei darin auch die erforderliche ordnungsgemäße Schwefelung von Weinen geregelt war. Der Rat der Stadt Freiburg musste sich öfters um die Weinbau-Verhältnisse kümmern, z. B. durch jährliche, nachweislich im 17. und 18. Jahrhundert erlassene sog. Reb-Tax-Ordnungen, in denen die Entlohnung der Rebarbeiter für die verschiedenen, im Weinberg anfallenden Tätigkeiten festgelegt wurden, aufgeteilt in »Manns-Arbeit« und »Weiber-Arbeit«.

Heute umfasst der Freiburger Weinbau drei von neun Weinbaubereichen des bestimmten Anbaugebietes Baden, eine Einmaligkeit im deutschen Weinbau. Nördlich der Dreisam liegt der badische Weinbaubereich »Breisgau«, südlich der Dreisam der Weinbaubereich »Markgräflerland« und im Westen von Freiburg befinden sich die beiden Weinbaubereiche »Tuniberg« und »Kaiserstuhl«. Freiburg als Wein-Oberzentrum beherbergt unter anderem die drei wichtigsten badischen Wein-Institutionen, nämlich den Badischen Weinbauverband (BWV), die Badische Weinwerbung unter der Bezeichnung »Badischer Wein GmbH« und das Staatliche Weinbauinstitut Freiburg (WBI) mit dem Staatsweingut Freiburg.

Der Badische Weinbauverband (BWV) ist die berufliche Interessenvertretung der badischen Weinwirtschaft und umfasst 453 Mitglieder mir 19 429 Einzelmitgliedern (Stand 2012). Diese setzen sich neben fördernden und sonstigen Mitgliedern aus 337 Weingüter und Weinbaubetrieben sowie aus 85 Winzergenossenschaften mit 19 061 Einzelmitgliedern zusammen. Entsprechend der Aufgabenstellung eines Berufsverbandes vertritt der Präsident mit dem Geschäftsführer die Mitglieder in allen wein- und weinbau-politischen Angelegenheiten. Die Mitglieder werden direkt und unter Zuhilfenahme entsprechender Fachkräfte in allen weinbaulichen, kellerwirtschaftlichen, weinrechtlichen und weinwirtschaftspolitischen Fragen unterrichtet, beraten und belehrt. Zu den Aufgaben des BWV gehören auch die Schaffung und Erhaltung von optimalen Bedingungen für den Anbau

von Reben und die Erhaltung der badischen Ertragsrebflächen. Zur Förderung der Weinwerbung für badische Weine werden jährlich ein Gütezeichen verleiht, eine Gebietsweinprämierung und andere Veranstaltungen, z. B. die Wahl der badischen Weinhoheiten, sowie lokale Weinfeste durchgeführt. Zu den Informationsveranstaltungen gehören die jährlichen Bezirksversammlungen, der Badische Weinbautag mit Fachvorträgen und die Weinmesse in Offenburg sowie die Teilnahme an überregionalen Weinmessen, z. B. an den »Baden-Württemberg Classics«. In unmittelbarer Nachbarschaft des BWV entsteht zur Zeit auf einer ehemaligen Fläche des Staatlichen Weinbauinstitutes ein neues Verwaltungsgebäude des »Badischen Landwirtschaftlichen Hauptverband e. V.« (BLHV), so dass künftig die berufsständische Interessenvertretung der Land- und Forstwirte und der Winzer in Südbaden eng nebeneinander tätig sein können.

Die Badische Weinwerbung, die früher unter der Bezeichnung Weinwerbezentrale firmierte, ist seit 2009 als »Badischer Wein GmbH« tätig und seit 2011 in Freiburg ansässig. Sie umfasst die Mitgliedschaft von 153 Winzergenossenschaften, Weingüter und Weinkellereien auf freiwilliger Basis und betreibt Wein-Marketing in allen Bereichen zur Förderung des badischen Weines und der badischen Sekte. Hierzu nimmt die Gesellschaft, teilweise in Kooperation mit dem Badischen Weinbauverband, an großen Messen, wie der »Badischen Weinmesse Offenburg«, den »Baden-Württemberg Classics«, die 2013 in Duisburg, Dresden und München stattfinden, und der »Pro Wein Düsseldorf« teil. Daneben betreibt bzw. betreut die Badische Wein GmbH zahlreiche Veranstaltungen mit dem Thema Wein, wie Tage der offenen Tür, Weinwochenenden, Jahrgangsweinproben und Motiv-Weinproben mit besonderer Thematik, aber auch die Begehung von bestehenden Wein-Lehrpfaden. Neuerdings werden auch Apps für iPhone-User angeboten, teilweise mit GPS-Funktion, um den Suchenden gezielt zu Weingütern und Veranstaltungen mit Wein zu führen. Behilflich kann diese Gesellschaft auch werden durch eine Job-Vermittlung für Personen, die eine Tätigkeit im Bereich des Weines, des Weinbaues oder der Wein-Vermarktung suchen. Somit hat die Badische Wein GmbH ein umfangreiches und modernes Programm zur Förderung des Ansehens und der Vermarktung von badischen Weinen und Sekten in ihrem Programm.

Das Staatliche Weinbauinstitut Freiburg (WBI) wurde bereits 1920 vom seinerzeitigen Land Baden geschaffen und untersteht seit 1952 dem Land Baden-Württemberg, heute dem Ministerium für Ländlichen Raum und Verbraucherschutz Baden-Württemberg in Stuttgart, als eine Einrichtung des Öffentlichen Rechts mit eigenem Wirtschaftsplan. Die Grundaufgaben des Institutes bestehen in angewandter, praxisorientierter Forschung auf allen Gebieten des Weinbaus und der Kellerwirtschaft, sowie in der Erarbeitung von Beratungsunterlagen aus den Versuchs- und Forschungsergebnissen, ebenso in der Unterstützung der Ausbildung und der fachlichen Fort- und Weiterbildung (Erwachsenenbildung). Hinzugekommen sind seit 1973 die Durchführung der amtlichen Qualitätsweinprüfung im bestimmten Anbaugebiet Baden, 1991 die amtliche Prüfung der in Baden hergestellten Sekte b. A., wodurch den nicht beanstandeten Weinchargen die amtliche Prüfnummer (AP-Nr.) zusteht, mit der jeder im Handel befindliche Qualitätswein bzw. -sekt gekennzeichnet sein muss. Seit 1990/1991 hat das Weinbauinstitut die Dienstaufgabe der Führung der Weinbaukartei für das bestimmte Anbaugebiet Baden und seit Anfang 2007 die

Erhebung der Abgabe für den Deutschen Weinfonds übernommen, was vorher von den Städten und Gemeinden vorgenommen wurde. Natürlich haben sich die Forschungsthemen des Institutes den jeweils aktuellen Anforderungen und Methoden anzupassen. So werden im Weinbauinstitut seit den 1960er Jahren bevorrechtigt ökologische Fragestellungen bearbeitet, vor allem auf den Gebieten des Rebschutzes mit Pflanzenbehandlungsmitteln und bei der Bodenbewirtschaftung, insbesondere durch die gezielte Begrünung als biologische Dünge- und Bodenpflege-Maßnahme. Auf seinen Rebflächen am Freiburger Jesuitenschloss und in Ebringen wirtschaftet das Weinbauinstitut nach den Ecovin-Richtlinien und ist Mitglied bei ECOVIN-Baden. Insofern ist es sinnvoll, dass sich die Geschäftsführung und der Arbeitsplatz des auf freiwilliger Basis bestehenden »Beratungsdienst Ökologischer Weinbau« in Baden-Württemberg im Staatlichen Weinbauinstitut befindet. Auch in die 1960er Jahre fallen bereits die ersten Ideen und Versuche zur Züchtung pilzwiderstandsfähiger Rebsorten, die sich inzwischen in der dritten Phase und Züchter-Generation befinden und einen beachtlichen Durchbruch zu vermarktungsfähigen Ertragsrebsorten geführt haben, die nicht mehr oder äußerst selten gegen die gefährlichsten Pilzkrankheiten der Rebe behandelt werden müssen, also einen wichtigen ökologischen Fortschritt darstellen. Auch im Bereich der Kellertechnik und Weinbereitung haben sich inzwischen erstaunliche Veränderungen ergeben, die zum Teil aufgrund moderner Techniken und mittels neuer analytischer Methoden aus der Instituts-Forschung in die Praxis Eingang gefunden haben. Das Weinbauinstitut ist seit langem mit derzeit 21 Stellen der größte Ausbildungsbetrieb für Winzer und Weinhandelsküfer, seit kurzem auch für Einzelhandelskaufmann. Die Fachbediensteten geben seit Jahrzehnten in Nebentätigkeit Fachunterricht an der Fachschule für Landwirtschaft. Seit 2009 beteiligt sich das Institut als Unternehmen am praktischen Teil eines Dualen Studiums von Weinbau und Önologie (Campus Neustadt a. d. W.), sowie von Betriebswirtschaftslehre (BWL) (Personalmanagement und Handel) (Duale Hochschule Lörrach), indem es die vorhandenen personellen und fachlichen Ressourcen für den praxisbezogenen Studienteil junger Menschen zur Verfügung stellt. Im Rahmen des Studium Generale der Universität Freiburg werden im Institut Vorträge über die wichtigsten Arbeitsbereiche des Weinbaus, der Kellerwirtschaft, der Weinchemie und Sensorik angeboten. Einzelne Wissenschaftler betreuen Dissertationen, Diplomarbeiten, Staatsexamensarbeiten sowie Master- und Bachelor-Arbeiten in Verbindung mit verschiedenen Universitäten und Fachhochschulen und halten dort im Rahmen von Lehraufträgen Vorlesungen. Die weinbaulichen Bewirtschaftungsflächen werden alle im Rahmen des Versuchswesens genutzt und der erzeugte Wein entsprechend vermarktet, wozu 1997 die beiden noch verbliebenen Gutsbetriebe zu einem Vermarktungsbetrieb zusammengefasst worden sind, der aus formalen und praktischen Erwägungen im Jahre 2011 als »Staatsweingut Freiburg« eine eigene Organisationseinheit des Institutes darstellt. Auf die Sonderstellung des Gutsbetriebes Blankenhornsberg, dem ehemaligen Versuchs- und Lehrgut Blankenhornsberg, wird im Kapitel »Kaiserstuhl« speziell noch eingegangen.

Freiburg beherbergt neben den oben genannten berufsständischen Institutionen noch andere beachtenswerte Wein-Einrichtungen. Hier steht an erster Stelle das Stiftungsweingut Freiburg, das im Komplex der Stiftungsverwaltung Freiburg zur Heiliggeistspitalstiftung gehört. Das Stiftungsweingut

entstand aus dem Weingut des mittelalterlichen Heiliggeistspitals und hat rund 700 Jahre Weinbau-Tradition, da die seit 1298 dem Stift überlassenen Weingärten von diesem zur Erzeugung von Wein betrieben wurden. Wie es im Mittelalter üblich war, diente dieser Wein der Liturgie, den Spitalinsassen als Medizin und Getränk sowie zur Mitfinanzierung des Spital-Haushaltes. Auch heute noch erhalten die Bewohner der Alten- und Pflege-Häuser der Heiliggeist-Spitalstiftung ihren »Heiliggeistwein« ausgeschenkt. Das Stiftungsweingut befindet sich nicht mehr mitten in der Stadt, sondern seit 1985 im Jesuitenschloss am Schönberg oberhalb von Merzhausen, das die Heiliggeiststiftungsverwaltung 1898 erworben hat. Das Stiftungsweingut bewirtschaftet gegenwärtig 17 ha Weinreben mit den für die einzelnen Lagen typischen Rebsorten in Freiburg am Schlossberg und Jesuitenschloss und am Tuniberg in Opfingen, Tiengen, Munzingen und Niederrimsingen. Der Erlös des Stiftungsweingutes dient auch heute noch dem Stiftungszweck. Insofern ist es berechtigtes Mitglied der »Vereinigung Europäischer Stiftungsweingüter e. V.«, die sich des »sozialen Engagements in seiner schmackhaftesten Form« rühmt. Vereinszweck dieser Vereinigung ist die Förderung der zugehörigen Stiftungsweingüter für gemeinnützige Zwecke. Die nationalen und internationalen Stiftungsweingüter werden im Mai 2014 in Freiburg ihr Jahrestreffen veranstalten, gemeinsam mit der Frühjahrs-Tagung der Gesellschaft für Geschichte des Weines e. V.

Auch die 1457 gegründete Albert-Ludwigs-Universität Freiburg gehört zu den traditionellen und heute noch aktiven Wein-Institutionen Freiburgs, denn bis ins 19. Jahrhundert erhielten die Universitätsprofessoren einen Teil ihrer Bezüge in Naturalien in Form von Wein. Hierzu verfügte die Universität seit dem frühen 15. Jahrhundert über Kirchenpfründe mit Rebflächen von Freiburger Pfarreien und von solchen in Weinbau-Orten der Umgebung, vor allem am Kaiserstuhl. Zur Bevorratung der Weine verfügte die Universität über Weinkeller, um die häufigen Ertragsschwankungen über Jahre ausgleichen zu können. 1799 wurde der Universität Rebflächen des Dominikaner-Klosters zugeteilt, die im heutigen Institutsviertel lagen. Aber die Universität kaufte auch Rebflächen zu, so dass sie um 1840 über 13 Morgen, etwa 5 ha Rebbesitz besessen hat. Die heutigen Rebflächen mit je 1 ha liegen in Munzingen am Tuniberg und in Pfaffenweiler im Markgräflerland. Die Freiland-, Kelter- und Ausbau-Arbeiten werden von zwei externen Betrieben vorgenommen, der Vertrieb der abgefüllten Weine erfolgt durch die Universität selbst. Die Reinerträge fließen der Müller-Fahnenberg-Stiftung der Universität zu, die auch die beiden Rebstücke beinhaltet; mit dieser Stiftung ist die Universität auch Mitglied der »Vereinigung Europäischer Stiftungsweingüter e. V.«.

Eine besondere Freiburger Institution ist inzwischen die »Alte Wache – Haus der badischen Weine GmbH« auf der Ostseite des Münsterplatzes geworden, 1997 auf Betreiben des Badischen Weinbauverbandes in diesem traditionsreichen Haus entstanden, dem inzwischen 40 badische Weinerzeuger angeschlossen sind. Diese präsentieren und verkaufen dort entsprechend ihren Anteilen Weine und Sekte, wie es in einer italienischen Enoteca üblich ist. Darüber hinaus bietet das Haus der badischen Weine in der Alten Wache zahlreiche Veranstaltungen mit dem Thema Wein, sei es als reine Weinproben, als Proben mit spezieller Thematik oder als besondere Weinereignisse. Inzwischen ist das Haus der badischen Weine auch bekannt geworden durch unkonventionelle, innova-

tive Weinkreationen, besonders die »Kalte Sophie«, ein geeister Wein als Sommerdrink, ein »Zustand zwischen Sorbet und Wein« mit niedrigem Alkoholgehalt, aber auch rote oder weiße Glühweine können dort zur kalten Jahreszeit genossen werden.

Auf die einzelnen Weingüter in der Stadt Freiburg, z. B. das St. Georger Weingut Faber, das Lehener Weingut Schätzle oder das Öko-Weingut Dilger, kann hier im einzelnen nicht eingegangen werden, ebenso wenig auf die traditionsreichen oder neuen Freiburger Wein-Fachgeschäfte, die einheimische, deutsche oder internationale Weine in ihrem Angebot haben und nahezu jeden Wein-Wunsch erfüllen können.

Das Weinparadies Kaiserstuhl

Der Kaiserstuhl liegt als markante hufeisenförmige Erhebung mit 557 m Höhe inselartig im Oberrheintal und überragt dieses um etwa 350 m. Sein Ursprung ist vulkanisch, wobei heute nur noch Abtragungsreste des Vulkankraters übrig sind, die zu 85% von eiszeitlichem Flugstaub, dem abgelagerten Löß, bedeckt sind. Der Kaiserstuhl wird aufgrund seiner exponierten Lage im südlichen Oberrheingebiet als wärmste Gegend Deutschlands angesehen mit hohen Sommertemperaturen, milden Wintern und mittleren Jahresniederschlägen von 550 bis 800 mm. Diese Bedingungen entsprechen in höchstem Maße den Anforderungen der Weinrebe. Der erste schriftliche Nachweis von Weinbau im Lorscher Kodex nennt das Jahr 769. Weinbau wurde über Jahrhunderte ausschließlich auf lössbedeckten Flächen betrieben, die leicht zu bepflanzen und zu bewirtschaften sind. Obwohl es bereits 1781 einen Weingarten von acht Ar auf Vulkangesteinsboden am Burkheimer Schlossberg gab, wurde der Anbau größerer Rebflächen auf den dunklen vulkanischen Böden erst im 19. Jahrhundert durch den Ihringer Wund- und Hebarzt J. Lydtin ausgelöst, der unter Napoleon in Italien diente und auf den Lavaböden des Vesuvs Rebkulturen und den zugehörigen Wein als hervorragendes Gewächs kennenlernte. Nach seiner Rückkehr an den Kaiserstuhl ersteigerte er 1813 am Ihringer Fohrenberg ein Gelände von 72 Ar und bepflanzte es mit Reben, wie er es vom Vesuv kannte. Der gewonnene Wein erwies sich als hervorragend und überraschte die zunächst lächelnden Winzer so sehr, dass sie die Bepflanzung ähnlicher dunkler Vulkanböden nun auch selbst betrieben. So legte der Bürgermeister von Breisach, Baptist Hau, 1821 weitere Rebflächen am heutigen Winklerberg an. Ab 1842 rodeten drei Brüder Blankenhorn aus Müllheim ein größeres Areal auf dem heutigen Blankenhornsberg und bepflanzten es mit Reben der Sorten Riesling, Traminer und Spätburgunder. Diese Flächen wurden von dem Sohn eines der drei Gründer, Dr. Adolph Blankenhorn, übernommen und zusammen mit dem von ihm 1867 gegründeten Oenologischen Institut in Karlsruhe als Ampelographische Station betrieben. In der Folge dieser erfolgreichen Eroberung des dunklen Bodens vulkanischen Ursprungs als Rebfläche wurden solche verteilt über den ganzen Kaiserstuhl neben den Lößböden mit Reben bepflanzt und bewirtschaftet.

Die wirtschaftliche Lage der Weinbauern am Kaiserstuhl war jedoch lange Zeit nicht die beste. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg wurde der erforderliche Wiederaufbau der Reben besonders unter dem Aspekt der Wirtschaftlichkeit vorgenommen. Hierzu bot sich eine Rebflurneuordnung zusammen mit einem modernen Rebsorten-Plan an. Da sich die lössbedeckten Hänge für eine großflächige Einebnung besonders eigneten, wurden

Das Weinversuchsgut Blankenhornsberg bei Ihringen gehört zum Staatsweingut Freiburg

in den 1950er und 1960er Jahren mit großem technischem Aufwand horizontale Rebflächen planiert, die unter arbeitswirtschaftlichen Bedingungen mit Maschinen gut und ökonomisch zu bewirtschaften waren. Dabei entstanden jedoch talwärts hohe Böschungen, die geradezu als abweisende Bollwerke die schöne Kaiserstuhl-Landschaft optisch und ökologisch verunstaltete. Der weinbauliche Erfolg trat jedoch sehr schnell ein, es konnten reichlich und gute Weine erzeugt werden, die seinerzeit leicht vermarktbar waren und die wirtschaftliche Lage der Weinbauern erheblich verbesserten. Die große Masse der von den Winzern erzeugten Trauben wurde von örtlichen Winzergenossenschaften aufgenommen, zu Wein verarbeitet und zunächst weitgehend innerhalb Badens vermarktet.

Die so entstandene Struktur des Kaiserstühler Weinbaus aus den zahlreichen örtlichen Winzergenossenschaften und aus einigen wenigen traditionellen Weingütern hat sich bis zum Ende des 20. Jahrhundert erhalten. Heute ist die wirtschaftliche Situation der Kaiserstühler Winzergenossenschaften im allgemeinen recht gut, wobei jedoch auch hier, zumindest bei den kleineren WGs Zusammenschlüsse angestrebt oder Kooperationen gesucht werden, um die Gewinnmargen und Auszahlungspreise für ihre Mitglieder zumindest stabil zu halten, wenn nicht sogar zu erhöhen. In einer besonderen Situation sieht sich der Badischen Winzerkeller in Breisach, der 1952 als Zentralkellerei Badischer Winzergenossenschaften gegründet wurde und vorwiegend den Weinmarkt außerhalb von Baden betreuen und versorgen sollte. Infolge der Marktausbreitung der örtlichen Winzergenossenschaften, der reichlicheren Wein-Angebote anderer Weinregionen im Inland und dem aggressiven Angebot internationaler Weine von Europa und aus den neuen Weinländern auf dem deutschen Markt wird die Vermarktung von Wein in entsprechenden Mengen und zu erträglichen Preisen immer schwieriger. Durch den Verlust von Mitgliedern und aufgrund der höheren Aufwendungen der vorhandenen Einrichtungen im Vergleich zur vorhandenen Weinmenge liegen die Auszahlungspreise für die Mitglieder am unteren Limit, so dass andere Kooperationsmöglichkeiten von Mitgliedern gesucht werden und eine weitere Schrumpfung des Winzerkellers zu erwarten ist. Demgegenüber sind in jüngster Zeit immer mehr private Weingüter entstanden, die zu den bisher bewirtschafteten Rebflächen andere, meist altersbedingt frei gewordene aufkauften und zumindest nach einer gewissen Durststrecke ihren Betrieb aufrecht erhalten können. Andere Betriebe werden vom eigenen Nachwuchs übernommen und von meist gut ausgebildeten

und international erfahrenen Kräften geführt und oft zu namhaften Weingütern aufgebaut. Daneben stehen die traditionellen Weinhäuser, in denen in den letzten Jahren mehrfach auch ein Generationenwechsel mit bestens ausgebildetem Nachwuchs stattgefunden hat. Solche Weingüter haben sich zu stattlichen Betrieben entwickelt, die sich auch räumlich durch Erweiterungen oder Neubauten vergrößert haben. Diese Entwicklung wird an der Zugehörigkeit zum VDP, dem Verband Deutscher Prädikatsweingüter sichtbar, von denen es in Baden inzwischen 20 Mitglieder gibt, sechs davon im Kaiserstuhl und vier allein Ihringen, die durchaus als die Spitze der Weinerzeuger angesehen werden können.

Hier wollen wir gerne auf die weitere Entwicklung und Bedeutung des Weingutes Blankenhornsberg zurückkommen, das als Staatsweingut durchaus die Bedeutung des Weinbaues und des Weines im Lande Baden-Württemberg Stellvertreterrolle einnehmen darf. 1919 erwarb die Badische Landwirtschaftskammer den Weinbaubetrieb als Versuchs- und Lehrgut, 1951 kaufte es das Land Baden-Württemberg und dient seither dem Staatlichen Weinbauinstitut als Versuchsflächen für seine Aufgaben; seit 1997 firmiert der Blankenhornsberg als Staatsweingut mit dem Freiburger Versuchsgut, seit 2011 als Staatsweingut Freiburg. Die Rebflächen des Blankenhornsbergs umfassen heute 24 ha, auf denen ebenso wie im Kellereibereich umfangreiche Versuche und Untersuchungen von den Wissenschaftlern und Technikern des Weinbauinstitutes Freiburg durchgeführt werden, um der weinbaulichen Praxis Hilfen und Anregungen geben zu können. Darüber hinaus stellt das Blankenhornsberger Weingut den Betrieb seit Jahren für Ausbildungszwecke zur Verfügung für männliche und weibliche Auszubildende auf den Gebieten Winzer und Weinküfer, zum Teil mit Internat. Das Staatsweingut Freiburg engagiert sich mit seiner Arbeit auch für zwei hilfsbedürftige Einrichtungen. Seit 2002 betreibt das Weingut eine spezielle Rebfläche mit der Sorte Spätburgunder, wobei jeder der 3000 Rebstöcke nummeriert ist und während acht Jahren bei Bezahlung von einmalig 100,– € einem Rebenpaten gehört, der dafür ab dem ersten Ertragsjahr fünf Jahre lang kostenlos eine Flasche Spätburgunder-Patenwein aus dieser Rebanlage erhält. Von dem Erlös dieser Aktion gehen 60% an die Fördergesellschaft Forschung Tumorbiologie in Freiburg, die das Geld ausschließlich für Forschungszwecke einsetzt. Eine weitere Aktion betrifft das Freiburger Münster, indem vom Verkaufserlös eines vom Staatsweingut auf dem Blankenhornsberg speziell hierfür erzeugten Sektes 3,– € pro Flasche als Spende an den Münsterbauverein Freiburg zur Erhaltung des Freiburger Münsters gehen. Das Staatsweingut ist Mitgliedsbetrieb im VDP, womit die besondere Qualitätsphilosophie der abgegrenzten Einzellage des Blankenhornsberger »Doktorgarten« dokumentiert wird.

Die Kaiserstühler Weinerzeuger bringen sich in verschiedene Organisationen ein, um die Besonderheiten ihrer Weine zu demonstrieren. So findet seit jährlich das »Grauburgunder Symposium« statt mit einem Wettbewerb der besten Grauburgunder-Ruländer-Weine. Die Kaiserstühler Weinwirtschaft unterstützt auch das PLENUM-Projekt »Naturgarten Kaiserstuhl«, um die besondere Eigenart des Kaiserstuhls hervorzuheben und zu erhalten.

Der Tuniberg erstrahlt in Burgunderblau

Der Tuniberg liegt als lang gestreckte Erhebung etwa 170 m über der Oberrheinebene

mit einer maximalen Höhe von etwa 312 m über NN auf halbem Weg zwischen Freiburg und Breisach. Geologisch handelt es sich nicht um einen Vulkanrest wie der benachbarte Kaiserstuhl, sondern um eine Kalkstein-Stufe in süd-nördlicher Richtung, die als Rest des eingebrochenen Vogesen-Schwarzwald-Massivs aus dem Rheintal hervor ragt. Vom steilen Kalkstein-Abbruch im Süden streicht der Tuniberg etwa 9 km nach Norden aus und umfasst eine Breite von nur drei Kilometer, wobei er besonders gegen Norden und Westen weitgehend von Löß und Lehm bedeckt ist. Klimatisch gelten nahezu die Verhältnisse wie am Kaiserstuhl. Die erste weinbauliche Erwähnung geht auf das Jahr 888 n. Chr. zurück, der Tuniberg ist aber lange nicht als spezielles Weinbaugebiet in Erscheinung getreten. Erst mit der Flurneuordnung der kleinen Rebparzellen und mit dem gezielten Anbau geeigneter Rebsorten hat sich der Name Tuniberg als interessante Weinbauregion bemerkbar gemacht. 2010 war der Tuniberg mit über 72% der Rebfläche von 1058 ha mit Burgunder-Sorten bepflanzt, wobei der rote Spätburgunder mit 57% eine herausragende Rolle spielt. Seit 1996 ist der Tuniberg vom Bereich Kaiserstuhl getrennt und tritt damit als eigener und besonderer Bereich im badischen Weinbau auf. Der größte Teil der erzeugten Trauben werden von lokalen, vollabliefernden Winzergenossenschaften zum nahen Badischen Winzerkeller in Breisach gefahren, dort verarbeitet und als Wein und Sekt vermarktet. Es gibt jedoch inzwischen auch eine Anzahl von kleineren Weingütern, die ihre eigenen Produkte anbieten. Die südöstlichen Ortschaften Munzingen, Tiengen, Opfingen und Waltershofen sind zu Freiburg eingemeindet und tragen den Ortsnamen gewöhnlich in Verbindung mit Freiburg, die beiden westlichen Orte Nieder- und Oberrimsingen gehören zu Breisach, während Merdingen im Westen und Gottenheim im Osten selbständig geblieben sind. Die Weine der Winzergenossenschaften und von Weingütern werden einmal im Jahr im März bei den Tuniberger Weintagen im Tuniberghaus in Freiburg-Tiengen öffentlich angeboten, was von den Einheimischen, aber auch von vielen Weinfreunden aus Freiburg gerne angenommen wird.

Traubenmotive im Münster (Rebschnitt, Monatsbild März)

Tabelle: Die Rebflächen und Haupt-Rebsorten der vier südlichen Weinbau-Bereiche Badens

Der Wein im Gutedelland Markgräflerland

Der badische Weinbau-Bereich Markgräflerland erstreckt sich von Freiburg nach Süden über Lörrach und entlang des Rheins noch über das Rheinknie bei Basel hinaus. Er umfasst die hügelige Vorbergzone des Schwarzwaldes, die aus verschiedenen geologischen Formationen mit örtlichen Überlagerungen besteht. Der Weinbau im südlichen Teil des Landkreises Breisgau-Hochschwarzwald folgt dem »Markgräfler Wiiwegli« von Freiburg bis

Rebflächen und Rebsorten-Auswahl 2011*

Bereich	Spät-burgunder	Weiß-burgunder	Ruländer	Müller-Thurgau	Riesling	Gutedel
Kaiserstuhl 4 176 ha	ha / % 1 571 / 37,6	ha / % 459 / 11,0	ha / % 858 / 20,6	ha / % 817 / 19,6	ha / % 55 / 1,3	ha / % 1 / < 0,1
Tuniberg 1 063 ha	ha / % 595 / 56,0	ha / % 93 / 8,7	ha / % 88 / 8,3	ha / % 205 /19,3	ha / % 4 / 0,4	ha / % < 1 / < 0,1
Mark-gräflerland 3 151 ha	ha / % 918 / 29,1	ha / % 238 / 7,6	ha / % 160 / 5,1	ha / % 315 / 10,0	ha / % 24 / 0,8	ha / % 1.068 / 33,9
Breisgau 1 622 ha	ha / % 673 / 41,5	ha / % 163 / 10,1	ha / % 209 / 12,9	ha / % 342 / 21,1	ha / % 37 / 2,3	ha / % 2 / 0,1

* Die Angaben beziehen sich auf die gesamten Bereiche
(Quelle: Wolf, S.; Bärmann, E.; Krebs, H.: Strukturdaten zum Weinjahr 2011; Badischer Winzer 08/2012, S. 16-21)

Auggen über eine Länge von knapp 50 Kilometer und pendelt etwa zwischen der Bahnlinie und der Waldzone des Schwarzwaldes hin und her, worauf wir uns hier beschränken. Die markanten Orte auf dieser Strecke sind Ebringen, Schallstadt-Wolfenweiler, Ehrenkirchen, Staufen, Heitersheim, Sulzburg und Laufen, Badenweiler, Müllheim und Auggen, zwischen denen schöne Rebdörfer liegen. Das Klima dieser Region ist im Hügelbereich bestens geeignet für den Weinbau durch warme und sonnenreiche Sommer sowie weitgehend milde Winter, mit geradezu mediterranen Oasen durchsetzt. Die ältesten Beurkundungen von Weinbau in dieser Gegend gehen auf das 8. Jahrhundert zurück und belegen Schenkungen von Weingärten an diverse Klöster. Wir können aber durchaus davon ausgehen, dass in dieser Region schon von den Römern, deren archäologische Hinterlassenschaften in Badenweiler die römische Badruine und in Heitersheim die römische Villa Urbana einen hohen Lebensstandard anzeigen, hinreichend Wein getrunken wurde, auch wenn er wohl aus mediterranen Weinbau-Gebieten stammte. Eine breitere Ausdehnung des Weinbaus kennen wir aus dem 13. Jahrhundert, wie überhaupt ab dem Spätmittelalter der Weinbau bereits eine große Rolle gespielt hat.

Historisch wichtig für den gesamten Bereich des Markgräflerlandes ist der gezielte Anbau der Rebsorte Gutedel um 1780 durch den Markgrafen Karl Friedrich von Baden, der diesen am Genfer See kennen gelernt und schätzen gelernt hatte, woraus das Markgräflerlandes zum Gutedel-Land geworden ist. Ein aktuelles Projekt in dieser Richtung weist heute auf diese Gutedel-Geschichte hin, das Castellberg-Projekt in Ballrechten-Dottingen, wo ausgehend von einem nachweislich im Besitz des Markgrafen von Baden gewesenes Rebstück ab 2007 in einem einmaligen gemeinschaftlichen Einsatz mehrerer Institutionen und Behörden der gesamte Rebberg unter ökologischen Gesichtspunkten eine aufwändige Sanierung der Weinbergsmauern

Flurbereinigung am Schlossberg in Staufen, Aufnahme von 1999

und Steintreppen erhalten werden konnte. Eine ähnliche Aktion vollzog sich in der Erhaltung des Weinbaus am Staufener Schlossberg, durch die auch hier in beispielhafter Zusammenarbeit der betroffenen Instanzen der allmähliche Verfall des Weinbaus an diesem historischen Standort unterbunden werden konnte.

Wenn heute im Markgräflerland der Gutedel so hervorgehoben wird, muss bedacht werden, dass in Laufe der Geschichte die Ampelographie eine ganze Reihe von Gutedel beschrieben hat. Insofern ist es verdienstvoll, dass einige Interessierte unterhalb des Schlossberges von Badenweiler einen Gutedel-Sortengarten geschaffen haben, in dem seit 2000 etwa zwanzig verschiedene gesammelte Gutedel-Sorten stehen und verglichen werden können. Eine Spielart des Gutedels stellt der Rote Gutedel dar, der schon immer vereinzelt in den Rebgärten vorkam und dessen Trauben von den Winzerfrauen nach der Arbeit im Korb mit nach Hause genommen und als Tafeltrauben gegessen oder zur Tisch-Dekoration für liebe Besucher angeboten wurden. Seit geraumer Zeit wird der Rote Gutedel vermehrt angebaut und als solcher verarbeitet und vermarktet. Eine vergleichbare Spezialität stellt der sog. Chasslie dar, der von vier Weinbau-Betrieben erzeugt wird, indem der Gutedel (Chasselas) länger als üblich auf der Hefe (frz = lie) liegen bleibt, um einen typischen Duft und Geschmack zu erhalten. Der Gutedel steht auch im Mittelpunkt des Gutedel-Tags,

der alle zwei Jahre an Christi Himmelfahrt entlang der Badischen Weinstraße, der für Autos gesperrten Kreisstraße L 125, zwischen Staufen und Müllheim stattfindet, wobei etwa 30 Weinbau-Betriebe an verschiedenen Standorten mehr als 100 Gutedel-Weine und Sekte anbieten. Der beste Gutedel bzw. Chasselas wird seit 1996 jährlich beim Gutedel Cup in vier Kategorien geprüft und mit den besten zehn »Gutedel trocken international« prämiiert. Bei zwei traditionellen Veranstaltungen zeigt der Markgräfler Gutedel seine Feinheiten, nämlich beim Markgräfler Weinfest in Staufen, das seit 1959 stattfindet, sowie beim Müllheimer Weinmarkt, der seit 1872 besteht und in diesem Jahr im April zum 131. Mal im Müllheimer Bürgerhaus die Kenner und Liebhaber des Gutedels zusammen führt. Darunter findet sich auch der 2007 in Heitersheim kreierte »Grüne Markgräfler«, der inzwischen von neun Betrieben erzeugt wird. Dabei handelt es sich um einen mit etwa 10%vol leichten, filigranen, spritzigen Gutedel, der als Saisonwein von März bis Oktober vermarktet wird. Auf beiden Veranstaltungen werden jedoch auch die im Markgräflerland kultivierten anderen Rebsorten präsentiert, vor allem der Weißburgunder, der Grauburgunder-Ruländer und der Spätburgunder. Gerade dieser Rotwein hat inzwischen im Markgräflerland mit knapp 30% Anbaufläche eine erstaunliche Verbreitung und eine hohe Qualität erreicht, die früher in dieser Wertigkeit unbekannt war. Daneben finden sich aber auch Weine von speziellen Sorten, wie der Nobling, eine Silvaner x Gutedel-Kreuzung, die besonders feine Sekte gibt, oder neuerdings der Sauvignon blanc, der als besonderer Weißwein neben den Burgunder-Sorten im Anbau steht. Auch hier finden sich inzwischen die besten pilzwiderstandsfähigen Neuzüchtungen zur kritischen Beurteilung.

Hier ist ein besonderer Hinweis zur Einführung des ökologischen Weinbaus im badischen Weinbau angebracht. Die ersten wissenschaftlichen Untersuchungen hierzu wurden gerade im Markgräflerland durchgeführt, indem das Staatliche Weinbauinstitut Freiburg bereits in den 1970er Jahren den Kontakt zu den frühen Ökowinzern gesucht und gefunden hat. Am 31. Januar 1991 entstand der Regional-Verband ECOVIN-Baden. Inzwischen ist der badische Anteil an ECOVIN-Betrieben, bezogen auf die Anbaufläche, im Bereich Markgräflerland am höchsten. Dies spiegelt sich auch in der Verleihung des »Förderpreis Ökologischer Landbau 2013« für das Weingut Zähringer in Heitersheim für 25 Jahre ökologische Leistungen, aus der Hand der deutschen Landwirtschaftsministerin wieder.

Auch im Markgräflerland sind inzwischen deutliche Umstrukturierungen hinsichtlich der Weinerzeugerbetriebe sichtbar. So erfolgte in den letzten Jahren der Zusammenschluss von örtlichen Winzergenossenschaften untereinander oder mit größeren Erzeugergemeinschaften, um ihre Arbeit und Vermarktung besser zu rationalisieren und die Auszahlungspreise zu verbessern. Daneben sind neue Weingüter mit jüngeren Betriebsleitern entstanden, die in der Weinbereitung und im harten Weinwettbewerb mit neuen Ideen ein festes Standbein suchen.

Ausblick

Die traditionsreiche Wein-Region um Freiburg mit dem Kaiserstuhl, dem Tuniberg und dem Markgräflerland befindet sich wieder einmal in einem Umbruch, die junge Generation hat die Betriebe bereits übernommen oder steht ante portas. Diese neue Generation ist konfrontiert mit zwei schwierigen

Konstellationen, dem sog. Klimawandel und einem sehr harten Weinmarkt. Der Klimawandel führt gerade in Südbaden tendenziell zunächst zu einer Verfrühung des Rebenaustriebes bei verspäteten Frosttagen, die zu katastrophalen Spätfrostschäden führen können.

Dazu kommen trockenere Sommer häufig mit Starkregen, die zu einer hohen Bodenerwärmung mit starkem organischem Abbau führen. Südbaden stellt aber neuerdings die Zone höchster Hagelhäufigkeit dar, deren Vorhersehbarkeit und Abwehr immer noch äußerst schwierig ist. Diese Gegebenheiten erfordern vom praktizierenden Winzer ein hohes Maß an Sachverstand und Flexibilität, vor allem bei der Bodenbewirtschaftung und im Pflanzenschutz, um die geforderte Gesundheit und Reife der Trauben für die gewünschten Weinqualitäten zu erzielten. Zur Bewältigung des Weinmarktes müssen neue Wege gesucht und beschritten werden, zumal in Deutschland mehr und mehr junge Weinkonsumenten angesprochen werden müssen. Diesen Wettbewerb gilt es für sich zu gewinnen. Dazu bedarf es vielfältiger Wege und neuer Strategien. Hierfür haben sich engagierte Gruppen um den Wein zusammengefunden. So wurde bereits 1991 von sieben Frauen mit Weinverstand im Kaiserstuhl die Frauenvereinigung »Vinissima – Frauen und Wein e. V.« gegründet, die inzwischen in verschiedenen deutschen Regionen über 400 Frauen aus der gesamten Weinbranche als Mitglieder netzartig verbindet. Sie repräsentieren alle den Wein und wollen diesen durch ihr Wissen bekannter machen. Mit Vinissima wird auch die soziologische Bedeutung des Weines bewusster. Eine andere Organisation entstand im Mai 2012, die »Generation Pinot – Badens junge WinzerInnen«, welche die Bereiche überschreitend um gegenseitigen Wissenstransfer von jungen, gut ausgebildeten Weinfachleuten mit internationaler Erfahrung und mit neuen Ideen bemüht ist, um dem einheimischen Wein die Marktstellung zu geben, die er verdient. Andere Weinbau-Regionen und -Gebiete engagieren sich in gleicher Weise, z. B. die 13 Weingüter des Bereichs Breisgau, die sich neuerdings zusammengefunden haben, um die Weine ihrer Region zu fördern.

In der hier vorgestellten Wein-Landschaft mit vielfältigen Formen und Kulturen steht im Vordergrund die Erhaltung der ökologischen Grundwerte und der soziologischen Bodenständigkeit der Menschen zur Sicherung der regionalen Nachhaltigkeit. Dies ist in mannigfaltiger Weise eingeleitet. So hat die weinbauliche Region seit längerem mit integrierten Maßnahmen und Verfahren beginnend einen beachtlichen Weg in der Ökologisierung des Weinanbaus beschritten. Gerade in jüngster Zeit wird durch neue Ansätze der Förderung des Tourismus und durch Integration der regionalen Besonderheiten eine bestimmte Wohlfühlsituation in der gegebenen hektischen Zeit geschaffen. Diese ergänzt sich hervorragend in der weltweit bekannten Gesundheits- und Rehabilitations-Region des Großraumes Freiburg.

Anschrift des Autors:
Dr. Günter Schruft
Direktor a. D. des Staatl.
Weinbauinstituts Freiburg
Vorstandsmitglied der Gesellschaft für Geschichte des
Weines e. V., Goethestraße 41
79100 Freiburg
schruftga@web.de

Vom Eisweiher zum »Belustigungsort«

Die Anfänge des Waldsees in Freiburg

Günther Klugermann

Aus der ursprünglichen Absicht, Eisweiher für die Bierbrauer anzulegen, entwickelte der Freiburger Verschönerungsverein die Idee eines größeren Sees, der auch im Sommer zum Bootlefahren nutzbar wäre. Die zutreffende Vorstellung, ein solchermaßen angezogenes Publikum wäre auch einer Verköstigung gegenüber nicht abgeneigt, führte über Behelfsbuden zur Errichtung eines festen Gasthauses, das im September 1883 öffnete. Statt der aufgegebenen Eisentnahme vergnügte man sich im Winter fortan mit Schlittschuhlaufen. Das von der Bevölkerung immer stärker angenommene Freizeitziel Waldsee erfuhr in den folgenden Jahren mehrere Vergrößerungen der Wasserfläche und die Erweiterung des Restaurants, beide umgeben von einer neu geschaffenen Parklandschaft. Mit dem Jahr 1886 waren die wesentlichen Arbeiten abgeschlossen.

Die Entstehung des Waldsees

Es war aufgefallen, dass sich im östlich der Stadt gelegenen Mösle, in einer Einbuchtung am Fuß des aufsteigenden Bergwalds, Wasser in nicht mehr genutzten Lettengruben angesammelt hatte. Oberförster Gustav Hüetlin, Leiter der städtischen Bezirksforstei, meldete im Oktober 1877 dem Stadtrat, dass versuchsweise ein Damm errichtet worden wäre, der das Wasser aufstauen und am Abfließen hindern solle. Denn an dieser Stelle, wohin sich den Winter über kein Sonnenstrahl verirre, wäre am ehesten die Anlage eines Eisweihers lohnend. Der Stadtrat ließ sich im Hinblick auf lockende Pachteinnahmen seitens interessierter Bierbrauer überzeugen und genehmigte den Aushub von gleich zwei hintereinander liegenden Eisweihern.

Die beiden, 800 und 1500 qm großen Weiher hielten jedoch im wahrsten Sinn des Wortes nicht, was sich Bezirksforstei und Stadtrat erhofft hatten – nämlich das Wasser in ausreichendem Maße. So wurde im ersten Winter gar nichts aus dem Eisgeschäft und im zweiten war lediglich der untere und größere Weiher zu nutzen. Erst im Winter 1879/80 erfüllten beide die Erwartungen. Bierbrauer Neumeyer hatte die Gewässer für zusammen 150 Mark pro Jahr gepachtet.

Nachdem die Sache nun ins Laufen gekommen war, legte die Bezirksforstei gleich nach. Mitte Dezember 1879 unterbreitete Hüetlin dem Stadtrat den Vorschlag, einen dritten Weiher einzurichten, und zwar unterhalb der bestehenden, wo sich ehedem Lehmgruben befanden. Er solle weit größer ausfallen – man dachte an etwa 6000 qm. Damit wäre aber ein zusätzlicher Vorteil verbunden, denn der Weiher könne dann auch im Sommer genutzt werden, etwa für Bootsfahrten zur »angenehmen Belustigung des Publikums«.

Skizze zur Anlage des dritten Weihers von G. Hüetlin, 1879. Vorlage: Stadtarchiv Freiburg, K2/17 Nr. 2

Wiederum stimmte der Stadtrat zu, bestand aber darauf, die zur Herstellung notwendigen Arbeiten an »verdienstlose Leute welche hier den Unterstützungswohnsitz haben« zu vergeben. Im März 1880 konnte schließlich das Wasser eingelassen werden, das sogar eine kleine Insel in der Seemitte umfloss.

War zunächst vom Mösleweiher die Rede gewesen, so setzte sich noch im Jahr 1880 – wohl auch im Hinblick auf seine Größe – der Begriff Waldsee durch.

Es ist gut möglich, dass bereits die Idee zum großen Weiher mit Freizeitpotential für die Bevölkerung innerhalb des 1873 gegründeten Verschönerungsvereins geboren wurde. Jedenfalls übermittelte Gustav Hüetlin, der selbst zu den Gründungsmitgliedern zählte, dem Stadtrat die Absicht des Vereins, die weitere Gestaltung des auf städtischem Grund gelegenen Weihers und seiner Umgebung zum »Belustigungsort« zu übernehmen. Der Stadtrat nahm das Angebot »dankbarst« an und der Verein legte sofort gewaltig los. Schon Mitte April 1880 konnte eine »wirklich schöne Anlage« gelobt werden.

Die Knochenarbeit aber, von den ersten Grabungen über die späteren Vergrößerungen bis zur Herstellung der Parklandschaft, übernahmen »brotlose Arbeiter«. Da die großen Werke zumeist über die Winter entstanden, schufteten die Männer auch unter widrigsten Bedingungen, wie Eiseskälte und gefrorenem Boden.

Bootlefahren und Schlittschuhlaufen

Die ersten vier Boote, anfänglich noch Gondeln genannt, wurden am 15. Mai 1880 zu

Wasser gelassen. Dank privater Kontakte von Oberförster Hüetlin nach Konstanz war ihm der dortige Schreinermeister Nepomuk Klemm als zuverlässiger und qualifizierter Schiffsbauer empfohlen worden. Doch wegen der zu kurzfristigen Bestellung gelang eine Neuanfertigung nicht rechtzeitig zur beabsichtigten Saisoneröffnung. Deshalb begnügte man sich fürs Erste mit gebrauchten Booten, die zum Gesamtpreis von 270 Mark aus Konstanz bezogen wurden. In den Folgejahren belieferte Meister Klemm den Waldsee immer wieder mit neuen Booten. Erst sein Tod im Jahr 1892 beendete die gute Geschäftsbeziehung.

Zum offiziellen Start am Pfingstsonntag (16. Mai) 1880 lag bereits eine »Fahrordnung« vor, welche in neun Paragraphen das jüngste Freizeitvergnügen der Freiburger regelte. Die Fahrt im mehrsitzigen flachen Kahn kostete pro Viertelstunde und Person 10 Pfennig, in den einsitzigen »Grönländern« (eine Kajak-Art) 20 Pfennig. Außerhalb der Landungsstege durfte niemand aussteigen oder anlanden. Dem Pfeifsignal der Aufsichtsperson war unbedingt Folge zu leisten.

Den ersten Pachtvertrag schloss der Verschönerungsverein mit Waldhüter Kaspar Faller, dessen Ehefrau sich fortan dem Geschäft widmete. Als Aufsicht über den Bootsverkehr stellten sie einen – tatsächlich so genannten – »Matrosen« an.

Nach 70 Tagen war aber erst einmal Schluss mit dem Fahrvergnügen, das bis dahin immerhin fast 7400 Personen in Anspruch genommen hatten. Der Wasserstand, der selbst in besten Zeiten kaum mehr als einen Meter betrug, meist aber deutlich niedriger lag, war soweit abgesunken, dass der Fahrbetrieb nicht aufrecht erhalten werden konnte. Nach rund fünf Wochen Zwangspause gelang es ab 28. August noch einmal, das Bootlefahren für einen weiteren Monat zu betreiben.

Ab dem folgenden Winter wurde mit fachmännischer Unterstützung durch das städtische Wasser- und Straßenbauamt intensiv an der Behebung des Problems gearbeitet. Dabei wurden zunächst drei Quellen gefasst und deren Wasser in Zementröhren in den See geleitet. Der Erfolg blieb nicht aus: Ab 1881 stand stets eine ausreichende Wassertiefe zur Verfügung.

Eine wegen Schneebruch umgestürzte Buche zertrümmerte im Dezember 1886 den im Herbst zuvor erst erbauten Bretterschuppen, in dem die Flotte den Winter überdauern sollte, und zerstörte dabei auch acht der zwölf Boote. Mit Hilfe eines vom Stadtrat genehmigten »außerordentlichen Zuschusses« und Meister Klemms handwerklichen Künsten, stand aber im darauf folgenden Frühjahr neu geschaffener Ersatz zur Verfügung.

Die Nutzung des vereisten Waldsees zum Schlittschuhlaufen schlug der Verschönerungsverein Ende September 1882 dem Stadtrat vor. Freilich wäre zuvor noch ein kleines Hindernis auszuräumen, nämlich die Tatsache, dass der See ja eigentlich als Eisproduzent für die Bierbrauer gedacht und geschaffen worden war.

Doch die formellen Voraussetzungen zum Schlittschuhlaufen auf dem Waldsee waren ab November 1882 gegeben. Bierbrauer Neumeyer, der den See seiner ursprünglichen Bestimmung wegen gepachtet hatte, zeigte sich kooperativ. Da sich Schlittschuhlaufen und Eisentnahme naturgemäß nicht vertragen, hatte ihm der Verschönerungsverein einen Tausch angeboten: Neumeyer sollte einen neuen Eisweiher erhalten und dafür auf den Waldsee verzichten. Hinter dem bereits bestehenden Deicheleweiher, der schon länger der Eisgewinnung diente, wurde mit etwa

Plan der gesamten Waldsee-Anlage von 1885. Vorlage: Stadtarchiv Freiburg, K2/17 Nr. 2

gleichem Umfang ein zweiter Weiher angelegt, der als Ersatz von Neumeyer akzeptiert wurde.

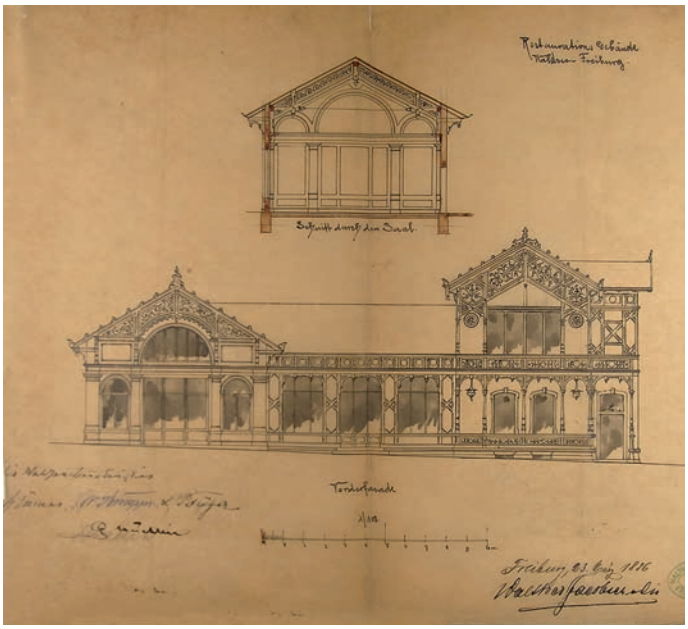
Schließlich stimmte auch der Stadtrat der Errichtung einer Schlittschuhbahn zu und somit konnte das Vergnügen – entsprechendes Wetter vorausgesetzt – seinen Lauf nehmen.

Mit Geltung ab 1. November 1893 erhielt Wirt Eckerle auch den Pachtvertrag zum Betrieb des Bootlefahrens und Schlittschuhlaufens, was all die Jahre von Beginn an Frau Faller besorgt hatte. Allein das Faktotum Karl Wangler aus Littenweiler, ursprünglich städtischer Holzarbeiter, durfte weiterhin »Matrose« und »Eiswart« bleiben. Er galt als Original und war wohl für das gute Geschäft unerlässlich …

Die Bewirtung am See

Das Angebot von Essen und Trinken am See war schon im Plan der Gesamtanlage enthalten, den der Vorsitzende des Verschönerungsverein, General von Glümer, dem Stadtrat im März 1880 auseinandersetzte. Zunächst dachte man ein Blockhaus mit mindestens einem Zimmer für den Wirt »mit Kochvorrichtung«, einem Schlafraum und einer an beide Räume angelehnten »Restaurations-Zelle«.

Doch angesichts des sich rasch nähernden Saisonbeginns reichte dazu die Zeit nicht mehr aus und man begnügte sich erst einmal mit zwei von der Stadt geliehenen Doppelbuden, wie sie auch den Beschickern der Frei-



Die dem See zugewandte Fassade im Erweiterungsplan von 1886.
Vorlage: Stadtarchiv Freiburg, K2/17 Nr. 6

burger Messe zur Verfügung gestellt wurden. Mit etwas Farbe bekamen diese einen der Umgebung angepassten Anstrich.

Die Ehefrau des Waldhüters Kaspar Faller erhielt die erste Bewirtungs-Erlaubnis, die sie sich mit dem Schützenwirt Christoph Roth teilte. Ab 1882 übernahm Albert Knupfer den Wirtschaftsbetrieb.

Bereits im Oktober 1881 offenbarte der rührige von Glümer dem Stadtrat die Absicht des Verschönerungsvereins, ein »solides, geräumiges Restaurations-Gebäude im Waldcharakter und in gefälliger Form, für Sommer- und Winter Benutzung« errichten lassen zu wollen. Doch erst nachdem sich die Lebensfähigkeit des Waldsees erwiesen und die Bevölkerung das neue Freizeitangebot angenommen hatte sowie der Stadtrat von einem Bau- und Finanzierungsplan überzeugt war, nahm die Realisierung dieses kostspieligen Projekts konkrete Formen an. Die Stadt Freiburg schloss mit dem Verschönerungsverein am 30. Januar 1883 einen Vertrag ab, in dem Letzterem gestattet wurde, ein Restaurationsgebäude auf städtischem Grund und Boden am Waldsee zu errichten und dieses samt See und Anlagen für 20 Jahre frei zu nutzen. Nach dieser Zeit sollten alle Gebäude ohne Entschädigung ins Eigentum der Stadt übergehen.

Der im März nach Plänen des Architekten und städtischen Baumeisters Karl Müller begonnene Bau konnte am 16. September 1883 der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Auf einer Gesamtfläche von 192 qm erhoben sich ein zweieinhalbstöckiges Wirtschaftsgebäude mit Saalbau und Ökonomiegebäude.

Dionys Eckerle, Gastwirt aus der Moltkestraße und ehedem Oberkellner im renommierten »Zähringer Hof« gegenüber dem Bahnhof, übernahm als erster, langjähriger Pächter das neue Restaurant. Zwar ging auch die Bewerbung von Albert Knupfer ein, der zuvor schon in den Messebuden bewirtet hatte, doch er war in Verruf geraten, weil er in betrunkenem Zustand vor aller Öffentlichkeit seine Frau misshandelt und Gäste angepöbelt hatte. Damit war er als Wirt nicht mehr länger tragbar.

Mit der Begründung eines gestiegenen Bedarfs entstand drei Jahre später der Anbau eines rund 170 qm großen Saals, der am 11. Dezember 1886 mit einem Fest eingeweiht wurde. Zusätzlich waren der Hof vergrößert und ein halbmassives Ökonomiegebäude errichtet worden.

Der Waldsee 1886. Aufnahme von C. Clare. Vorlage: Ralf Thomann

Wandlungen des Sees

Eine erste Vergrößerung des Waldsees erfolgte im Winter 1881/82 durch die Einbeziehung des mittleren Eisweihers. Der zuerst angelegte, oberste Weiher wurde in diesem Zusammenhang ganz aufgegeben und in eine Anlage mit Spielplatz umgewandelt. Nach den Erweiterungsarbeiten blieb eine Sitzgelegenheit unter einer Baumgruppe als zweite Insel bestehen, die eine Holzbrücke mit dem Festland verband. Rechtzeitig zum Saisonbeginn 1882 waren die Veränderungen abgeschlossen.

Parallel zum Bau des Restaurants schwebte dem Verschönerungsverein die nächste Ausdehnung des Sees nach Westen vor, weil der Wunsch der Bevölkerung nach mehr Booten und nach mehr Eislauffläche zugenommen habe und die Nachfrage sich noch weiter erhöhen werde.

Doch der Stadtrat sah nicht ein, dass dafür ein schöner schattiger Platz geopfert werden sollte und schlug eine kleinere Variante vor, was wiederum dem Verschönerungsverein als nicht ausreichend erschien. So kam es zu keiner Einigung und der Status quo blieb erst einmal erhalten.

Zwei Jahre später – im Februar 1885 – griff der Verein das Thema erneut auf. Dem nach der Restaurant-Eröffnung bedeutend gewachsenen Publikumsandrang müsse nun Rechnung getragen werden. Dieses Mal ließ sich der Stadtrat überzeugen und stimmte einer Vergrößerung um 500 qm zu.

Während im Frühjahr 1886 das Mösle unter der Leitung des städtischen Obergärtners Max Schmöger in einen Park umgewandelt wurde, begann im Herbst desselben Jahres die dritte Vergrößerung des Sees – um etwa 2000 qm nach Osten. Die 160 qm große Insel in der Seemitte musste dabei aber auf Geheiß des Stadtrats entfernt werden. Die verbliebene und heute noch bestehende Insel wurde als Platz für einen Musikpavillon auserkoren und im Herbst 1891 mit seiner Errichtung als Eisenkonstruktion begonnen.

Quellen:

Der Aufsatz basiert ausschließlich auf Akten des Stadtarchivs Freiburg mit der Signatur K 2/17 Nr. 1–7 und C 2/3/9 sowie Ausgaben der Freiburger Zeitung aus den behandelten Jahren.

Anschrift des Autors:
Günther Klugermann
Schwarzwaldstraße 109a
79117 Freiburg
guenther.klugermann@gmx.de

Singen bringt gute Laune. Singen macht glücklich. Ob beim Wandern, bei der Vereinsfeier oder beim Jahrgangstreffen – Volkslieder lassen die Menschen zusammenrücken. Da werden Klassiker wie »Du du liegst mir im Herzen« angestimmt und »Hoch auf dem gelben Wagen« intoniert. Ohrwürmer gehören nicht nur der Popkultur an. Es gibt sie schon seit Jahrhunderten. Und ein Volkslied wird erst dann als solches benannt, wenn es tatsächlich auch von den Menschen, vom Volk, gesungen wird.

Aber wann haben Sie zum letzten Mal so richtig aus voller Kehle geschmettert? Wussten Sie, dass Singen für eine gesunde Atmung und eine ausgeglichene Seelenlage sorgt? Dabei spielt es keine Rolle, ob falsch oder richtig gesungen wird. Nicht jeder ist schließlich von Natur aus mit einer strahlenden Sopranstimme oder einem kraftvollen Bass ausgestattet. Selbst wenn mal ein Ton nicht getroffen wird oder das hohe C ein wenig zu schrill ausfällt – nehmen Sie es mit Humor und versuchen es in der nächsten Strophe gleich noch einmal.

Über einen Mangel an Liedgut können wir nicht klagen. Landauf landab finden sich Orte in Baden-Württemberg denen ein Volkslied gewidmet wurde. »Ein Jäger aus Kurpfalz« oder »Auf'm Wase graset Hase« verraten eine bestimmte Region oder Stadt. »Am Brunnen vor dem Tore« oder »Es klappert die Mühle am rauschenden Bach« erzählen musikalisch von der idyllischen Landschaft zwischen Odenwald, Schwarzwald und Bodensee. Wo heute der Interregio durchrauscht, ratterte und dampfte früher die gute alte schwäbsche Eisebahne. Der gleichnamige Volksliedklassiker umschreibt auf unterhaltsame Weise das Verhältnis der Schwaben zur Einführung der Eisenbahn und nimmt auch ein paar typisch schwäbische Eigenschaften aufs Korn. Selbstverständlich darf auch das Badnerlied nicht fehlen, die bis heute beliebte Heimathymne: Das Lied als Fundgrube für Kulturgeschichte.

Viele unserer Volksweisen werden immer noch von Generation zu Generation weitergegeben. Oft geht einem die Melodie oder der Refrain durch den Kopf, der Text ist uns jedoch leider entfallen. Schade eigentlich, denn die Strophen stecken voll schöner Geschichten. Noch viel weniger wissen wir über die Entstehungsgeschichte der Lieder oder deren Komponisten.

Mit diesem bunten und augenzwinkernd illustrierten Liederbuch möchte Lotto Baden-Württemberg daher alle Sangeslustigen beim Singen unterstützen und die eine oder andere Wissenslücke in Sachen Volkslieder schließen. Gotthilf Fischer, der Pionier des gemeinsamen Singens in Deutschland, hat uns dabei musikalisch assistiert und eigens für diese Ausgabe ein Lied mit dem Titel »Sing dich ins Glück!« komponiert. Ob zweistimmig oder als Kanon – geträllert oder geflötet. Sie werden merken, wie sich Stimme und Stimmung heben. Getreu dem Sprichwort, »Da wo gesungen wird, da lass Dich nieder!«

Über 70 beliebte Volkslieder zum Mitsingen mit Noten und Text in handlichem Format.

Das Titellied „Sing Dich ins Glück" wurde exklusiv von Chorlegende Gotthilf Fischer komponiert.

Das Liederbuch von LOTTO

Bestellung per E-Mail an liederbuch@lotto-bw.de

LOTTO Baden-Württemberg

Spielteilnahme ab 18 Jahren. Glücksspiel kann süchtig machen. Nähere Informationen bei LOTTO und unter www.lotto.de. Hotline der BZgA: 0800 1 372 700 (kostenlos und anonym).

SPIELEN AB 18 JAHREN 18+

Dr. Joseph Wirth: Zentrumspolitker – Reichskanzler

(geb. 6. September 1879 in Freiburg, gest. 3. Januar 1956 in Freiburg)

Hugo Ott

In Freiburg hatten sich etliche Hochmögende schwer daran getan, dem Andenken an den Reichskanzler gerecht zu werden. Das verdankte sich der Nachkriegszeit mit den Problemen des Kalten Krieges und der totalen Differenzen in der West-Ost-Politik. 1979 sollte der 100. Geburtstag möglichst still vorübergehen. »Die unterlassene Ehrung des Reichskanzlers Josef Wirth. Blüten eines provinziellen Antikommunismus. Ein dokumentarisches Lesebuch. Hrsg. von Gernot Erler und Karl-Otto Sattler 1980« – dieses Buch rüttelte auf. Längst ist diese Haltung überwunden, und Dr. Joseph Wirth hat den ihm gebührenden Rang erhalten. Die Joseph-Wirth-Stiftung e. V. ist beim Kulturbürgermeister der Stadt Freiburg in guten Händen und arbeitet erfolgreich in der Friedens- und Verständigungspolitik.

»Von der Parteien Gunst und Haß verzerrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte«, mit diesem Schillerzitat (Wallenstein) leitete Stadtpfarrer Dr. Ernst Föhr, der spätere Generalvikar der Erzdiözese Freiburg und enger Freund aus der Zentrumspartei, seine Traueransprache ein, um dem verdienten Politiker der Weimarer Republik, in der Nachkriegszeit aber verfemten Mann, gerecht zu werden. Die tiefschürfende Grabpredigt fasste die wesentlichen Elemente einer Bewertung und Würdigung zugleich zusammen. Der frostige Januartag 1956 hatte zwar einem im Innersten vereinsamten Menschen einen friedlichen Tod beschieden, mit seiner Kirche und mit seinem Gott versöhnt und in einem engen Freundeskreis aufgehoben, aber die Auseinandersetzung mit dem Politiker Wirth, der in schwerer Zeit Verantwortung übernommen hatte, dem aber eine adäquate Mitarbeit am Wiederaufbau des demokratischen Deutschland nach dem Krieg nicht möglich wurde bzw. verwehrt blieb, stand noch bevor, ja sie ließ lange auf sich warten, weil der Altreichskanzler eher in Vergessenheit geriet, und das ihn verachtende Umfeld, nicht zuletzt in Freiburg, dem bekennenden Freiburger überwiegend negative Epitheta zuwies. Besonders bei einigen Kommunalpolitikern der Freiburger CDU herrschte eine unvergleichlich feindselige Atmosphäre. Diese Vertreter waren freilich nicht mit einem geschichtlichen Wissen gesegnet.

Im Schatten und im Schutz des Münsters »Unserer Lieben Frau«

In der Herrenstraße aufgewachsen, in dem behaglichen Ambiente um das Münster, dessen Glocken die Tagzeiten und die Hohen Feste bestimmten, eingebunden und behütet in ei-

Grabmal von Joseph Wirth auf dem Hauptfriedhof in Freiburg i. Br., Foto: Urs Fessler

nem bodenständigen Elternhaus, geprägt vom Vater, der sich zum Maschinenmeister beim Verlag Herder emporgearbeitet hatte, sozialpolitisch im katholischen Umkreis aufgehoben als Mitglied der Zentrumspartei, und von der Mutter – sie stammte aus dem nahen Munzingen, wo ein ordentlicher Wein wächst und ein feiner Spargel gedeiht –, die ihre bäuerliche Lebenswelt den drei Söhnen vermittelte, durchlief der begabte Bub die gymnasiale Ausbildung an der Oberrealschule, an der er später unterrichten sollte, und begann nach dem Abitur das Studium der Mathematik und Naturwissenschaften, durchaus auch weitere Disziplinen miteinbeziehend: vor allem die Nationalökonomie, aber auch Philosophie blieb ihm nicht fremd. Er hörte vor allem Vorlesungen des 1908 nach Freiburg berufenen Nationalökonomen Karl Diehl, der von einem kulturphilosophischen Ansatz ausging und sich mit gesellschaftlichen Theorien befasste. Seine 25 Vorlesungen über Sozialismus, Kommunismus und Anarchismus, in einem Buch zusammengefasst, erlebten mehrere Auflagen und wurden zu einem Bestseller. »Der Einzelne und die Gemeinschaft« – unter dieser Fragestellung stand das wissenschaftliche Interesse von Karl Diehl, der bis in die beginnenden 1940er Jahre in Freiburg wirkte und maßgeblich im Umfeld des »Freiburger Kreises« anerkannt war. Wirth, ein nüchterner Naturwissenschaftler und Mathematiker, dessen Dissertation »Über die Elementarteiler einer linearen homogenen Substitution« (1906) bei Professor Stickelberger mitbetreut worden ist von dem jungen, aus München gekommenen Privat-Dozenten Alfred Löwy, mit dem Wirth bis zu dessen Tod 1935 in Verbindung stand.

In diesen frühen Freiburger Jahren brachte sich Wirth mit großem Elan in die Akademische Vinzenzkonferenz ein, deren Präsident er von 1909 bis 1914 war – klar abgegrenzt vom sonstigen studentischen Verbindungswesen – immerhin seit 1908 etatmäßiger Professor am Freiburger Realgymnasium (das nachmalige Keplergymnasium). Dieses soziale Interesse und Engagement vertrat er auch nach seinem Eintritt in die Zentrumspartei, wo er rasch über ein kommunales Mandat bereits 1913 als Freiburger Abgeordneter in die zweite Kammer der badischen Landstände in Karlsruhe einzog. Der Weg in die große Politik war eröffnet und wurde konsequent verfolgt: Schon im Frühjahr 1914 errang er für den Wahlkreis Offenburg das Reichstagsmandat, das sich dem glänzenden Redner und zugleich volkstümlich argumentierenden Politiker wider Erwarten verdankte. Seine rhetorischen Qualitäten waren rasch bekannt geworden und blieben sein Markenzeichen. Jetzt waren die Würfel gefallen: statt Schuldienst in

Freiburg volle politische Arbeit in Berlin, für die Wirth ein klares Profil einbrachte – in der Zeit des Weltkriegs in hohem Maß vonnöten. Er konnte sich in seiner politischen Arbeit auf markante Freunde des badischen Zentrums stützen, die Zentrums-Prälaten Theodor Wacker und Josef Schofer, den Rechtsanwalt Ferdinand Kopf und besonders auf Konstantin Fehrenbach, der bald in der ersten Riege der Zentrumsfraktion des Deutschen Reichstags spielte und in den Kriegsjahren das Amt des Reichstagspräsidenten innehatte. Freiburg war in Berlin stark repräsentiert.

November-Revolution und erstes Ministeramt – auf dem Weg in die Reichsregierung

In den Wirren der Novembertage kam Wirth, der die Ausrufung der Republik am 9. November in Berlin erlebte, am 10. November ins Mittelbadische und dann nach Karlsruhe, wo er in der »Badischen vorläufigen Volksregierung« – noch hatte der Großherzog nicht abgedankt – das Amt des Finanzministers übernahm. Das war der Beginn einer steilen Karriere, die ihn über verschiedene Funktionen im März 1920 in die Position des Reichsfinanzministers als Nachfolger von Matthias Erzberger brachte, dessen Linie er überzeugend fortsetzte. Jetzt war er in das Kabinett von Reichskanzler Constantin Fehrenbach, seinem Freiburger Parteifreund, eingebunden.

Reichskanzler Constantin Fehrenbach und Reichskanzler Joseph Wirth

Der 54. Deutsche Katholikentag im August 1907 in Würzburg wurde vom badischen Zentrumspolitiker, dem Freiburger Rechtsanwalt (Strafverteidiger) Constantin Fehrenbach präsidiert und war eine gewohnt prächtige Veranstaltung des katholischen Deutschland, vom Präsidenten hervorragend geleitet. Dieser Würzburger Katholikentag brachte Fehrenbach den Durchbruch, da er erstmals reichsweit bekannt wurde. Fehrenbachs Name prägte sich auf der politischen Ebene des Deutschen Reiches ein durch seine mutige und glänzend formulierte Reichstagsrede vom 3. Dezember 1913 zur Zabernaffäre, als er den Reichskanzler Bethmann-Hollweg und den Kriegsminister regelrecht vorführte und den preußisch getönten Militarismus und die preußische Überheblichkeit den Elsass-Lothringern gegenüber an den Pranger stellte. Als liberaler Badener hob er auf die kulturellen, die geschichtlichen und die sprachlichen Gemeinsamkeiten der Gebiete beidseits des Rheins ab und war besorgt über die Gefährdung der Akkulturation des Reichslandes. Wer diese Rede auch heute noch liest, ist beeindruckt von der Klarheit der Argumente, der politischen Weitsicht, der Entschiedenheit seiner Rechtspositionen. Diese Rede wurde mit stürmischem, lang anhaltendem Beifall belohnt und – natürlich – mit Missfallensbekundungen von rechts quittiert. Fortan spielte Fehrenbach in der ersten Riege der Zentrums-Fraktion des Reichstags und im interfraktionellen Szenario. Ihm wurde in der Schlussphase des kaiserlichen Deutschland das Amt des Reichstagspräsidenten übertragen.

Fehrenbach hatte also schon viele parlamentarische Meriten erreicht, als er in schwierigster innen- und außenpolitischen Atmosphäre und bereits auf die 70 zugehend im Februar 1919 die Wahl zum Präsidenten der Weimarer Nationalversammlung annahm und damit maßgebliche Mitarbeit an der Weimarer Verfassung trug, aber auch die schmerzliche

Joseph Wirth, 1920,
Foto: Bundesarchiv, Bild 146III-105/CC BY-SA

Erduldung des Diktatfriedens von Versailles hinnahm, den er in erschütternden Reden in der Nationalversammlung begleitete. Er hatte in dieser Phase bereits eine freundschaftliche, badisch getönte Nähe zu Friedrich Ebert, dem ersten Reichspräsidenten gefunden, wie ihm überhaupt attestiert wurde, er habe sich als Präsident der Nationalversammlung durch »redliche Unparteilichkeit und die Gewandtheit seiner weichen, aber festen Hand auf allen Seiten des Parlaments« Vertrauen erworben.

Die schwierigen Monate nach Versailles, als die junge Republik von Krise zu Krise wankte (vor allem der Kapp-Putsch vom März 1920) wurden durch die sog. Weimarer Koalition, den sie tragenden Partien aus SPD, Zentrum und DDP, einigermaßen glimpflich gemeistert. Doch zerbrach dieses Bündnis nach der Reichstagswahl vom 6. Juni 1920, wonach keine tragfähige parlamentarische Mehrheit zustande kam.

Constantin Fehrenbach wurde erneut in die Pflicht genommen, da angesichts der völlig verworrenen innen- und parteipolitischen Situation nur einem Zentrumspolitiker die Bildung einer neuen Regierung gelingen konnte. Vor allem der Reichspräsident drängte Fehrenbach, der schließlich nachgab, seinen Entschluss freilich als »schweres Opfer« ansehend und eine höchst undankbare Aufgabe übernehmend. Er verließ nur ungern seinen Posten als Präsident des Reichstags, den er souverän ausgeübt hatte. Dem neuen Kabinett gehörte als Reichsfinanzminister wiederum Joseph Wirth an, der freilich eine kritische Distanz zu seinem Freiburger Kanzler pflegte.

Eigentlich war es eine Sisyphus-Arbeit, die bevorstand, auf einer zu schmalen parlamentarischen Basis, bei unzureichender Solidarität in der eigenen Fraktion, bei weiterhin steigender Inflation, der Oberschlesienproblematik, und vor allem bei dem unerbittlichen »Pariser Diktat«, d. h. der Fixierung der Reparationssumme nach dem Versailler Vertrag auf 132 Milliarden Goldmark, eingebettet in das »Londoner Ultimatum«. Auf der Reparations-Konferenz in Spa vom Juli 1920 hatte der Kanzler noch große Zuversicht auf eine Vernunftregelung. Die Weigerung der USA im Mai 1921 das deutsche Vermittlungsangebot zu unterstützen, führte zum »sang- und klanglosen« Rücktritt der Regierung Fehrenbach mit der bösen Begleitmusik des »Londoner Ultimatums« vom nächsten Tag, d. h. der Androhung des Einmarsches alliierter Truppen in das Ruhrgebiet bei Nichterfüllung der festgesetzten auf Jahrzehnte berechneten Reparationszahlungen – die schwerste politische Hypothek der jungen, gefährdeten Weimarer

Republik, für deren spätere Konsequenzen die Siegermächte freilich keine Verantwortung übernehmen wollten.

Fehrenbach war Realist genug und wollte, wie er seinem Parteifreund, dem Prälaten Schofer schrieb, eine Politik verfolgen, die auf »Verständigung unter Vermeidung leidenschaftlicher Parteikämpfe« zielte. Im Grunde gewann er die großen Linien seines politischen Denkens und Handelns aus der Gedankenwelt einer christlichen Staatsweisheit. Im politischen Kampf konnte Fehrenbach weder die fortschreitende Inflation aufhalten, noch die innenpolitische Lage stabilisieren, noch von den Siegermächten Kompromissbereitschaft erwarten oder gar erreichen. »Wir sind militärisch gebrochen, politisch stillgelegt und ringen wirtschaftlich um den kargen Lebensatem«, so Fehrenbach in der Reichstagsrede vom 28. Oktober 1920. Er blieb hoch angesehen. Freiburg hatte ihm die Ehrenbürgerwürde verliehen und die Zentrumspartei ehrte ihn mit hohen Parteiämtern. Als Fehrenbach am 26. März in Freiburg starb, wurde ihm ein großes Begräbnis zuteil. Das imposante Grabmal auf dem Freiburger Hauptfriedhof bleibt beeindruckend.

Grabmal von Constantin Fehrenbach auf dem Hauptfriedhof in Freiburg i. Br.
Foto: Urs Fessler

Der Nachfolge im Kanzleramt im Mai 1921 ging eine kurze, aber heftige parteiinterne Auseinandersetzung voraus, bis schließlich der auch vom Reichspräsidenten favorisierte Wirtschaftsminister Joseph Wirth das Rennen machte gegen den von einem Teil der Zentrumspartei ins Spiel gebrachte Kölner Oberbürgermeister Konrad Adenauer. Das politische Profil des neuen Kanzlers, mit 41 Jahren der jüngste je ins Amt gekommene Kandidat, ist unbestritten ausgeprägt und seine Leistung als vielfacher Landes- und Reichsminister und dann als Kanzler trägt Größe. Es ging ihm um Verständigung, Wiederaufbau und Versöhnung, um den »Dienst am Volke in der demokratischen Republik«. Wichtig wurde, dass der Kanzler den AEG-Direktor Walther Rathenau in sein Kabinett holte, mit dem er vor allem seine außenpolitische Linie verfolgen konnte.

Er ist der Reichskanzler der Aussöhnung mit Sowjetrussland. Er hat den Rapallo-Vertrag geschlossen, der das geschlagene und außenpolitisch manövrierunfähige Deutschland und das international verfemte bolschewistische Russland zusammenführte, indem beide Nationen einen Schlussstrich unter die Ergebnisse des Weltkrieges zogen, diplomatische Beziehungen aufnahmen und vor allem in wirtschaftlicher Hinsicht Vereinbarungen trafen, die ungemein wirksam wurden. Er ist der Kanzler, der dem toten Freund Walther Rathenau, dem Opfer fanatischer Terroristen

vom rechtsradikalen Spektrum, im Reichstag die erschütternde Totenrede hielt.

»Dieser Feind steht rechts«

Noch blieb der Reichskanzler beschwert mit der schlimmen Erinnerung an den feigen Mord, dem sein enger Parteifreund vom Zentrum, Matthias Erzberger, am 26. August 1921 im friedlichen Schwarzwald bei Bad Griesbach erlegen war. Landschaft und Gegend waren ihm wohlvertraut – seine echte heimische Region. Der Kanzler war zur Beisetzung am 31. August ins württembergische Biberach gereist, wo Zehntausende dem hochverdienten, geachteten, aber auch zugleich geächteten, dem geliebten und zugleich verhassten Politiker das letzte Geleit gaben. Wirth hielt eine kämpferische, bekennende Grabrede: »… das Vaterland ist in Gefahr. Ich meine nicht nur die Republik, ich meine nicht nur den demokratischen Staat, nein, aus diesem Mord heraus kann der ganze Staat in Gefahr kommen. … Das neue Deutschland kann nur bestehen auf christlicher, sozialer Grundlage. Unser Staat wird ein Volksstaat sein, wie unser Freund ihn erstrebt hat, oder er wird nicht sein!«

In der Tat: Es war ein Anschlag auf die höchst gefährdete Weimarer Republik. Der Hass gegen den toten Erzberger nahm kein Ende. An der Mordstelle hatte ein Unbekannter einen Spottvers abgelegt: »Er starb allhier von Mörderhand, weil er verriet das Vaterland. Er war des Zentrums Perle, sonst ein gemeiner Kerle«, und in Berlin sangen zu nämlicher Zeit rechtsradikale Studenten, den Choral von Leuthen abwandelnd: »Nun danket alle Gott für diesen braven Mord! Den Erzhalunken, scharrt ihn ein, heilig soll uns der Mörder sein, die Fahne Schwarz-Weiß-Rot!«

Dem Attentat auf Walther Rathenau in den Morgenstunden des 24. Juni 1922 war eine dreitägige erbitterte, von Hass und Wut gezeichnete Reichstagsdebatte vorausgegangen, in der die reparationspolitischen Ergebnisse, die Rathenau als sog. Wiederaufbauminister des ersten Kabinetts Wirth im Herbst 1921 mit den Franzosen ausgehandelt hatte, der parlamentarischen Beschlussfassung unterzogen wurden. Diese Redeschlacht ließ ein weiteres Mal die grundsätzliche Frontstellung der äußersten Rechten in Gestalt der deutschnationalen Volkspartei im Verbund mit den Linksparteien deutlich werden und ließ erkennen, dass das auf der Koalition von SPD, Zentrum und DDP beruhende Kabinett Wirth und die außenpolitischen Erfolge von Rapallo-Vertrag (16. April 1922) und allmählicher Auflockerung des Londoner Ultimatums vom Mai 1921 durch die innenpolitische Feindsituation entscheidend paralysiert zu werden drohten.

Der deutschnationale Abgeordnete Dr. Karl Helfferich, während des Krieges in höchsten Reichsämtern, vor allem als Vizekanzler von großem Einfluss, ein Finanzwissenschaftler von hohen Graden, verstieg sich zu der Forderung, dass die Regierung vor den Staatsgerichtshof gehöre, deutlich gezielt auf den Kanzler und den Außenminister, zu dem er seit 1915 in einem intimen Feindverhältnis stand. Da war zu hören: »Die Politik der Erfüllung hat uns, das will ich einmal kurz zusammenfassen, die furchtbare Geldentwertung des deutschen Geldes gebracht, unseren Mittelstand zermalmt, hat zahllose Menschen in Verzweiflung und Selbstmord getrieben, sie hat große wertvolle Teile unseres nationalen Produktionskapitals dem Ausland ausgeliefert, sie hat unsere wirtschaftliche und soziale Ordnung in ihren Grundfesten erschüttert.«

Die Gewitterwolken stiegen bedrohlich auf. Die Atmosphäre war unerträglich aufge-

laden. Am Morgen des 24. Juni kurz vor elf Uhr ließ sich Rathenau im offenen Wagen ins Auswärtige Amt fahren, und da trafen ihn die todbringenden Maschinengewehrsalven des Kommandos Consul. Was Wunder, dass in der unvorstellbaren Turbulenz der nachmittäglichen Reichstagssitzung, die als Trauerkundgebung für Rathenau angesetzt worden war, Helfferich und Genossen vom Plenum und von den Tribünen als die eigentlich Verantwortlichen, nämlich als die intellektuellen Mörder, markiert wurden und einer Lynchjustiz nicht mehr fern waren. Der Kanzler, dem nicht nur ein Freund, sondern auch die wichtigste Stütze seines Kabinetts genommen war, beschwor in einer Würdigung die Kräfte der Verständigung und Versöhnung, aber auch einer wehrhaften Demokratie, die gegen die Mordhetze, der bereits Erzberger und andere Politiker zum Opfer gefallen waren, endlich im Bündnis von Arbeiterschaft und bürgerlichen Schichten aufstehen müsse. In einer Schlussformulierung sagte Wirth: »Mahnend und flehend habe ich im letzten Jahr am Grabe eines ebenfalls schmählich Ermordeten gerufen: Sorgt in deutschen Landen dafür, daß die Mordatmosphäre allmählich zurückgeht! Der Mahnruf war vergebens. Arbeiter aller Parteien und insbesondere Sie, Vertreter einer wirklich freien bürgerlichen Auffassung, schützt die Republik und unser teures, geliebtes deutsches Vaterland! An das ganze deutsche Volk, an alle Parteien richte ich erneut den dringenden Appell, dahin zu wirken, daß unser Land vor weiteren Erschütterungen bewahrt bleibt.«

Die große Abrechnung der demokratischen Parteien mit den Rechtskreisen, die keinen klaren Trennungsstrich zu den völkisch-nationalistischen Gruppierungen, den Hakenkreuzlern, den paramilitärischen Terroristen gezogen hatten, erfolgte am 25. Juni

Im Garten der Reichskanzlei: Dr. Joseph Wirth mit seinem Schäferhund Greif, den er sich nach der Ermordung von Walther Rathenau zu seinem Schutz zulegte. Foto: Joseph-Wirth-Stiftung e. V., Freiburg i. Br.

in einer Sondersitzung, in der die Verordnung zum Schutz der Republik behandelt wurde. In diesem Kontext steht die berühmte Reichstagsrede des Kanzlers, wohlvorbereitet und wohlüberlegt, die mit den vielzitierten Passagen abschloss: »In jeder Stunde, meine Damen und Herren, Demokratie! Aber nicht Demokratie, die auf den Tisch schlägt und sagt: ›Wir sind an der Macht!‹ – Nein, sondern jene Demokratie, die geduldig in jeder Lage für das eigene unglückliche Vaterland eine Förderung der Freiheit sucht! In diesem Sinne, meine Damen und Herren, müssen alle Hände, muß jeder Mund sich regen, um endlich in Deutschland diese Atmosphäre des

Dr. Joseph Wirth und Mitarbeiter, Sommer 1931 im Garten der Reichskanzlei in Berlin.
Foto: Alemannisches Institut Freiburg i. Br.

Mordes, des Zankes, der Vergiftung zu zerstören! Da steht *(nach rechts)* der Feind, der sein Gift in die Wunden eines Volkes träufelt. – Da steht der Feind – darüber ist kein Zweifel! Dieser Feind steht rechts! *(stürmischer langanhaltender Beifall und Händeklatschen in der Mitte und links und auf sämtlichen Tribünen. – Große langdauernde Bewegung).«*

Das Kabinett Wirth hatte noch am 24. Juni den Entwurf einer zweiten Verordnung zum Schutz der Republik verabschiedet. Der Reichskanzler war durch die ruchlose Tat des 24. Juni 1922 nicht nur persönlich, sondern auch politisch ins Mark getroffen. Mit Rathenau, dem elf Jahre älteren, dem Grandseigneur, dem Mann von Welt, verband ihn freundschaftliche Zuneigung, mehr noch: Er hatte wesentliche außenpolitische Ziele stark auf die hohe Begabung Rathenaus abgestellt, ohne freilich sich ihm auf Gedeih und Verderb anzuvertrauen. Jedenfalls hatte Wirth Kraft eingebüßt, das schlingernde Staatsschiff energisch genug mehr zu steuern, zumal in der Geld- und Fiskalpolitik die Teuerungs- und Inflationswelle nach dem Juni 1922 einem Dammbruch gleich das Land überflutete und die Fahrt zwischen Skylla und Charybdis dem jetzt resignierenden Kanzler nicht gelang. Am 14. November trat Wirth als Reichskanzler zurück und ordnete sich ins zweite Glied ein, übernahm dann im Frühjahr 1930 im ersten Kabinett von Heinrich Brüning das wichtige und einflussreiche Amt des Innenministers bis zum Herbst 1931. Ein interessanter Aspekt in dieser Amtszeit ist die finanziell gesicherte Gründung des Alemannischen Institut im Sommer 1931, aus Liebe zu seiner alemannischen Heimat und Verbundenheit erwachsen.

Ermächtigungsgesetz vom März 1933 und Ende der parlamentarischen Demokratie

Wirth ist der Zentrumspolitiker, der von der erstarkenden Nationalsozialistischen Bewegung ins Visier genommen und bedroht worden ist. Er hat, sich nur dem Fraktionszwang beugend, dem Ermächtigungsgesetz zugestimmt und dann rasch Deutschland verlassen, da er deutlich bedroht war. Von dieser Auslandsreise wurden sowohl das Auswärtige Amt wie die deutschen Botschaften unterrichtet, so dass Wirth sich völlig legal verhalten hat. Gleichwohl hat er seine alemannische Heimat verlassen und eine unstete Emigration hingenommen. Im Exil nutzte er seine engen, ja freundschaftlichen Beziehungen zum deutschlandpolitischen Berater von Kardinalstaatssekretär Pacelli, dem nachmaligen Papst Pius XII., Pater Dr. Robert Leiber, der vom Bodensee stammte und Wirths Schüler am Freiburger Realgymnasium gewesen war. Er nutzte diese Kontakte, um besonders ab 1935 bei den höchsten vatikanischen Stellen darauf hinzuwirken, dass dem Antisemitismus begegnet werde. Damit war ein Prozess gestartet, um eine Brücke zur Verständigung zwischen Juden und Christen zu bauen. Wirth war auch der Initiator einer 1937 verfassten Denkschrift »Die Kirche Christi und die Judenfrage«, in deren Zentrum eine ausführlich begründete Ablehnung des rassistisch argumentierenden Antisemitismus stand. Wirth hat wesentlich dazu beigetragen, dass in der katholischen Kirche und in der katholischen Theologie das Problem und die Gefahr des Rassismus erkannt und thematisiert worden ist.

Während dieser Jahre war Wirth angewiesen auf Einkommenssicherung und auf Unterstützung befreundeter Stellen, oft als Bettler, mit der Reichsfluchtsteuer bestraft, ruhelos im Exil umgetrieben, bis er 1939 in Luzern Ruhe und Geborgenheit gefunden hat, gewissermaßen vor den Toren seiner Freiburger Heimat, auf jeden Fall im alemannischen Sprach- und Kulturraum. Hellsichtig und mit prognostischer Kraft das Unheil und die Katastrophe erkennend, freilich verstummt, weil man ihn nicht mehr hören wollte.

Keine Chance für echte politische Mitarbeit nach 1945 im Umfeld der CDU?

»Ohne Stecken und Stab« sei er nach seinem geliebten Freiburg heimgekehrt, so schrieb Wirth im Januar 1949 an seinen einstigen Parteifreund aus dem badischen Zentrum, Heinrich Köhler, mit dem er freilich seit 1927 innerparteilich total zerstritten war, nach 1945 wieder ausgesöhnt. Köhler hatte im September 1945 nach der endgültigen Zementierung der Besatzungszonen zunächst die nordbadische Verwaltung der zu einem neuen Land Württemberg-Baden vereinigten US-amerikanischen Besatzungszone übernommen, deren Hauptstadt Stuttgart wurde. Köhler war dort vorerst Minister ohne Portefeuille, dann Wirtschaftsminister und im Dezember 1946 Finanzminister. Er war parteipolitisch für den nordbadischen CDU-Bezirk zuständig und durchaus gewillt, Wirth einen sicheren Wahlkreis für den ersten Deutschen Bundestag zu besorgen – etwa im badischen Frankenland, wo Wirth großes Ansehen genoss, das einen erfolgreichen Wahlkampf versprach. Die Chancen für ein politisches Comeback waren positiv. All das wäre Wirth wohl gelungen, wäre Köhler nicht am 6. Februar 1949 überraschend verstorben.

Gedenktafel für Joseph Wirth in der Herrenstraße 15. Foto: Urs Fessler

In der CDU Südbaden hatte Wirth keine guten Karten. Er wurde bei seinen tastenden Versuchen hingehalten und musste schließlich resignieren. Es ist müßig zu spekulieren, wie Wirth bei einem Einzug in den Bundestag 1949 sich eingebracht hätte, vor allem in der deutschlandpolitischen Auseinandersetzung mit Konrad Adenauer, seinem Konkurrenten um die Kanzlerschaft 1921.

Wirth befand sich in schwierigen wirtschaftlichen Verhältnissen. Die Pensionsangelegenheit bzw. die Regelung der Wiedergutmachungsleistungen kamen nicht voran. Das alles im Kontext mit der kritisch beobachteten politischen Entwicklung unter dem Kanzler Adenauer. So entstand ein Syndrom von grundsätzlicher Gegnerschaft gegen Adenauers deutschlandpolitischer Weichenstellung, nicht gelöster Versorgungsfrage, von abgrundtiefer Enttäuschung. Der durch das langjährige Exil zermürbte, ja ausgebrannte Joseph Wirth zeichnete sich in einem Bettelbrief an den Luzerner Stadtpfarrer vom April 1951 wohl zutreffend selbst. Er musste um die Begleichung eines Betrages von 350 SFr bitten. Die Summe werde zurückbezahlt, sobald die Reichspension als ehemaliger Reichskanzler erlangt sei. »So kann es einem Politiker gehen, der 16 Jahre im Exil gelebt hat. Der Lebensabend ist düster. Ich darf aber nicht verzagen.«

»Ohne Stecken und Stab« – das bedeutete für den Freiburger Wirth aber auch, dass ihm ein wesentliches Stück Heimat weggebrochen war, er im Grunde in seiner Vaterstadt nie mehr heimisch wurde – auch nach seinem Tod. Man möge uns in Ruhe lassen mit diesem »Kommunistenseckel« – auf diese Formel gebracht und der Ausdruck ist authentisch – machte sich eine breite Stimmung bei den kommunalpolitisch Verantwortlichen Luft, als zum 100. Geburtstag am 6. September 1979 gerüstet werden sollte und viel Wirbel erzeugt wurde.

Es ist dann gelungen, in Freiburg mehr und mehr Verständnis für Wirth aufzubauen. Die Stadt hat sich ihres Sohnes, der aus kleinsten Verhältnissen zu höchsten Ämtern aufgestiegen ist, der wichtige außen- und friedenspolitische Akzente gesetzt hat, mit dessen Namen der entscheidende außenpolitische Befreiungsschlag, der Rapallo-Vertrag vom April 1922 verbunden bleibt, die Stadt hat sich in würdiger Form erinnert, wie dies der Stadtpfarrer Dr. Ernst Föhr in der Trauerpredigt vorgegeben hat: den liebenswürdigen und kauzigen, den einfachen und bescheidenen Menschen, den echten Alemannen zu markieren. Auch dem Politiker gerecht zu werden, gerade unter dem Aspekt der politischen Tätigkeit des Altreichskanz-

lers seit dem Spätsommer 1951 im Bemühen, Deutschlandpolitik unter den Bedingungen des Kalten Krieges zu beeinflussen, einen anderen politischen Weg als den der Westintegration zu suchen und dies alles mit humanitärer Hilfe zu verbinden – so sehr auch der andere Weg utopisch scheinen mochte und dies auch war.

Es sei nochmals Heinrich Brüning als Kommentator herangezogen, der die Jahre und das Wirken Wirths während der Emigration aus den Vereinigten Staaten beobachtet hat – skeptisch. Er blieb bei dieser vorsichtigen Zurückhaltung, als es darum ging, Stellung für die Wiedereingliederung Wirths in die deutsche Nachkriegspolitik zu beziehen. Versöhnlich freilich war der Tenor eines Briefes von Brüning vom 18. Februar 1956 an Föhr, dessen Traueransprache würdigend. Er dankte Föhr für die Verteidigung Wirths, dessen man in den großen New Yorker Zeitungen ausführlicher und in größerer Achtung gedacht habe als in der deutschen Presse. Die deutsche Heimat habe eben keine Vorstellung mehr von der unendlich schweren Arbeit, »die Dr. Wirth in den ersten Jahren nach dem Ersten Weltkrieg für unser Vaterland geleistet hat.«

Benutzte Literatur:

Becker, Josef: Heinrich Köhler. Lebenserinnerungen des Politikers und Staatsmannes 1878–1949, Stuttgart 1964.

Exner, Peter: Die Reichskanzler der Weimarer Republik. Zwölf Lebensläufe, Karlsruhe 2012.

Hörster-Philipps, Ulrike: Joseph Wirth 1879–1956. Eine politische Biographie, Paderborn 1998.

Knapp, Thomas A.: Joseph Karl Wirth, in: Badische Biographien, NF Band I, Stuttgart 1982.

Morsey, Rudolf: Die Deutsche Zentrumspartei 1917–1923, Düsseldorf 1966.

Ott, Hugo: »Dieser Feind steht rechts.« Überlegungen zur Reichstagsrede von Reichskanzler Dr. Wirth nach der Ermordung Rathenaus im Jahr 1922, in: Alemannisches Jahrbuch 1979/1980 (1983), S. 189–213.

Ders.: Reichskanzler Dr. Joseph Wirth. Sein Weg in die Emigration, in: Freiburger Diözesanarchiv 101 (1981), S. 244–261.

Ders.: Laubhüttenfest. Warum Therese Loewy einsam sterben musste, Freiburg, 3. Auflage 2008.

Anschrift des Autors:
Prof. Dr. Hugo Ott
Von-Schnewlin-Straße 5
79249 Merzhausen

Freiburgs Aufbruch in das neue Jahrtausend

»Die Ära Böhme«

Wolfgang Hug

Zwanzig Jahre lang (1982–2002) hat Dr. Rolf Böhme als Oberbürgermeister die Entwicklung von Freiburg geprägt, im Einvernehmen mit den Dezernenten und mit wechselnden Mehrheiten im Stadtrat. Zusammen mit dem 1. Bürgermeister Dr. von Ungern-Sternberg sorgte er für ein starkes städtebauliches Wachstum, besonders nach Westen (mit den neuen Stadtteilen Rieselfeld und Vauban). Mit dem Neubau des Hauptbahnhofes und des Konzerthauses entstanden herausragende Highlights im Stadtbild. Große Verkehrsprojekte wie der Bau der neuen B 31 und neuer Straßenbahnlinien sowie der Ausbau von Industriezonen förderten die Wirtschaftskraft der Stadt. In Böhmes Amtszeit wurde das Stadttheater saniert, das Museum für Stadtgeschichte (Wentzingerhaus) eingerichtet, die dreibändige »Geschichte der Stadt Freiburg« geschaffen, die 15. Fakultät der Universität entwickelt. Freiburg gewann in der »Ära Böhme« ein modernes, kraftvolles Profil.

Dass man einen Abschnitt der Stadtgeschichte nach dem jeweiligen Oberbürgermeister benennt, bedeutet nicht dem irreführenden Grundsatz zu folgen, der da lautet »Männer machen die Geschichte«. Die Überschrift »Ära Böhme« markiert zunächst nur einen Zeitabschnitt der Freiburger Stadtgeschichte, ohne diesen zu einer Epoche zu stilisieren. Es handelt sich einfach um die 20 Jahre, in denen Freiburgs Oberbürgermeister Rolf Böhme hieß. Stadtoberhäupter werden in Baden-Württemberg für 8 Jahre gewählt. Die Wahl im Oktober 1982 verlief spannend. Im ersten Wahlgang erreichte der CDU-Kandidat Sven von Ungern-Sternberg 48,9%, Rolf Böhme (SPD) 44,1%; ein zweiter Wahlgang sollte entscheiden. Drei Tage vor dem entscheidenden 17. Oktober kam Helmut Schmidt, gerade von Kohl als Bundeskanzler abgelöst, und hielt eine Wahlrede für den Parteifreund vor gut 15 000 Zuhörern auf dem Münsterplatz. Hat sie den Ausschlag gegeben? Zumindest wurde das vermutet. Vielleicht war es auch nur der Pressebericht über die Veranstaltung, den Böhme selbst für den Freiburger Wochenbericht diktierte; denn seit Aristoteles wissen wir »Nicht die Taten bewegen die Menschen, sondern die Worte über die Taten.« Jedenfalls reichte es für Böhme bei der Stichwahl am folgenden Sonntag zu 50,1% der Stimmen (577 Stimmen mehr als für den Gegenkandidaten). Also nach Keidels 20-jähriger Amtszeit wieder ein SPD-Mann im schwarzen Freiburg, wo die CDU im Stadtrat immer noch (wie auch während der ganzen Amtszeit Böhmes) die stärkste Fraktion stellte.

Die Stadt war nicht in bester Verfassung. Man sollte Keidels Bilanz nicht schlecht reden; immerhin war die Stadt mit Weingarten, Landwasser und Haslach West (Auf der

Haid) expandiert, der Zubringer Mitte war gebaut worden, das Mineral-Thermalbad in Betrieb genommen, und vor allem hatte Freiburg unter Keidel die großen Eingemeindungen 1974 in äußerst fairer Weise realisiert. Aber um 1980 spürte man die Stagnation, wenn nicht sogar einen Niedergang: Wohlhabende zogen in das Umland, zugleich wuchs die Wohnungsnot, die Arbeitslosigkeit – und in der Folge davon gab es wieder (wie nach 1968) gewaltsame Protestaktionen, Häuserbesetzungen, Sicherheitsprobleme bei Demos. Statt Zusammenhalt drohte die Polarisierung – der Parteien, der Bürgerschaft, der ganzen Gesellschaft. Als einen Zustand der Unübersichtlichkeit kennzeichnete Bernd Faulenbach jüngst ganz allgemein die deutschen Verhältnisse zu Beginn der 1980er Jahre.

Da war es gewiss nicht schlecht für Freiburg, dass ein »Macher« die Chefposition in der Stadt übernahm. Einer aus der Schule von Helmut Schmidt, unter dem der promovierte Jurist und MdB Böhme 1978 Parlamentarischer Staatssekretär im Finanzministerium wurde. 1971 war er (Jahrgang 1934), von Beruf Steueranwalt, in Freiburg Stadtrat geworden, 1972 kam er in den Bundestag. Jetzt also OB: Eine geradlinige Karriere. Macht war ihm keineswegs suspekt. Er galt als dynamisch, durchsetzungsfähig, führungswillig. Mit seinem alemannischen Tonfall fand er Zugang zu breiten Schichten. Humanistisch gebildet suchte und fand er auch engen Kontakt zum akademischen Freiburg. Die Verwaltung der Stadt, faktisch die stärkste Gewalt im kommunalen Gefüge, fürchtete Positionsverluste. Doch der neue Rathauschef beließ es bei den überkommenen Strukturen und Personen. In der Dezernatsfrage akzeptierte er den Parteienproporz und gewann damit auch Freunde im bürgerlichen Lager. Die konnte er auch brauchen. Im Stadtrat gab es keine stabilen Mehrheitsverhältnisse. Nach der Kommunalwahl von 1984 hatte die CDU noch 18 Sitze, die SPD 13, die Grünen 9, FDP wie auch die Freien Wähler jeweils nur noch 3 Vertreter. Die Grünen hatten übrigens als einzige Partei einen deutlichen Zuwachs gewonnen und die Zahl ihre Sitze mehr als verdoppelt.

Leitlinien des neuen OB

Wie würde sich die Stadt entwickeln lassen? Böhme stellte seine Rede zur Amtseinführung am 30. November 1982 unter das Leitwort »Den sozialen Frieden sichern.« Er zeigte sich gewillt, die kommunale Selbstverwaltung gegen zentralistische Tendenzen aus Stuttgart zu verteidigen. Als Sozialdemokrat wollte er sich und die Stadt auf soziale und demokratische Leitideen verpflichten, womit er zugleich die »optimale Aktivierung des Leistungswillens« verband. Arbeitsplätze zu schaffen und die natürliche Umwelt zu schützen, die beiden Ziele galt es in Zukunft ins Gleichgewicht zu bringen. Die Haushaltslage ließ zunächst wenig Spielraum für kühne Investitionen. »Mit dem Rücken zur Wand« hatte der Stadtkämmerer die finanzielle Situation charakterisiert. War das schon »der Abschied vom Wohlstand«, wie manche unkten? Es galt jedenfalls erst einmal zu sparen. Die Kreditaufnahme wurde auf 29,5 Millionen DM zurückgefahren. Erstmals seit langem konnte wieder ein Betrag dem Vermögenshaushalt zugeführt werden. Mit dem Regierungswechsel in Bonn von Schmidt zu Kohl ging es mit der wirtschaftlichen Entwicklung wieder aufwärts, freilich auch mit dem Schuldenmachen der öffentlichen Hände.

Die Einwohnerzahl von Freiburg war 1975 durch die Eingemeindungen auf rd. 180 000 angewachsen, sank aber danach in wenigen

Jahren schon auf knapp 175 000. In den 1980er Jahren stieg die Zahl wieder langsam an, erreichte noch vor der Jahrtausendwende die 200 000-Schwelle (offiziell im Juni 1997). Inzwischen sollen es der jüngsten Volkszählung zufolge zwar nicht, wie bislang angenommen 220 000 Einwohner sein; aber ca. 206 000 sind es schon. Die »Lebenswelt« dieser Bewohnerinnen und Bewohner des Gemeinwesens »Stadt Freiburg« war damals vor 30 Jahren wahrhaft »unübersichtlich«, ja widersprüchlich. Es gab einerseits Häuserleerstand, andererseits Wohnungsnot bzw. eine unstillbare Nachfrage nach bezahlbarem Wohnraum, und dies trotz Stagnation oder gar Rückgang der Bevölkerung. Zwei Hauptgründe möchte ich dafür nennen: Die Bedarfsgröße von Wohnraum pro Person stieg unentwegt, von ca. 20 qm zu Beginn von Keidels Amtszeit auf gut 30 qm bei Böhmes Amtsantritt – und sie stieg weiter (sie liegt heute tendenziell schon bei 40 qm). Zum andern nahm der Anteil der Single-Haushalte dramatisch zu und macht inzwischen schon mehr als die Hälfte der Freiburger Wohnungen aus. Ihr Wohnraumbedarf beträgt bereits über 50 qm.

Die Widersprüchlichkeit der Lebenswelt war am deutlichsten in den sozialen oder politischen Konflikten zu spüren, an den Häuserbesetzungen (heftig umstritten war z. B. das »AZ« Ecke Werderring/Glacisstraße), den Demos und – als Höhepunkt – an den Pfingst-Krawallen 1987, einem maßlosen Ausbruch an Gewalt (mit Brandsätzen, Molotowcocktails, Stahlgeschossen, verletzten Polizisten und Feuerwehrleuten). Danach hatte die Führungsspitze der Stadt die überwältigende Mehrheit der Mitbürger auf ihrer Seite mit dem Grundsatz »Ja zu Toleranz und alternativen Lebensformen, Nein zu Rechtsbruch und Gewalt« bei ihrem »Kurs des Dialogs der Vernunft, der Gleichbehandlung und der Offenheit mit dem Willen zum bürgerschaftlichen Konsens.« (Zitate aus der OB-Rede zum Doppelhaushalt 1987/88). In der Folge konnte die Polizei mit der Räumung der letzten besetzten Häuser (»Willi 36« und Schlossbergring 9/11) den Freiburger »Häuserkampf« beenden. Insgesamt waren rund 50 Häuser geräumt worden. Die soziale Befriedung war nun in Reichweite gelangt.

Dr. Rolf Böhme, geb. 1934, MdB 1972–1982, Oberbürgermeister der Stadt 1982–2002. Ehrenbürger von Freiburg. Hier mit Planungsunterlagen ca. 1985. © Telemach Wiesinger, Riegel

Wachstum der Stadt nach Westen

Das war nicht allein dem klugen Polizeieinsatz unter Leitung von Polizeidirektor Maier zu verdanken. Die Entscheidungsträger der Stadt waren seit 1983 entschlossen zu einer neuen Entwicklungsstrategie. Man steuerte

Zentralachse im neuen Stadtteil Rieselfeld mit Straßenbahnlinie 5. Das Straßennetz im neuen Stadtteil ist rechtwinklig angelegt, zeigt einheitliche Baufluchten mit Häusern in gestalterischer Vielfalt.

energisch auf mehr Wachstum, auch wenn das von der Linken früher verteufelt worden war. Die Richtung wurde von Böhme und dem Baubürgermeister von Ungern-Sternberg vorgegeben: Freiburgs Westen sollte vor allem wachsen. Und überhaupt sollte die Stadt moderner, kraftvoller, attraktiver werden. Unterstützt wurde diese Politik im Stadtrat von der bürgerlichen Mitte, fachlich vom Chef des Planungsamtes Klaus Humpert. Als Scharnier oder Brücke zwischen der Kernstadt und den westlichen Stadtteilen musste das Bahnhofsareal radikal verändert werden: Man wollte es größer, stattlicher, urbaner machen. Bereits 1983 begannen die Verhandlungen über den Bahnhofsneubau. Nach zehn Jahren waren die beiden Bahnhofstürme samt den Verbindungstrakten fertig, die vielen Geschäfte und Büros in den Gebäuden bezogen, die Läden brummten. Das Planetarium hatte geeignete Räume bekommen. Auch die Bahn war zufrieden; das Fahrgastaufkommen wuchs enorm. Freiburgs Hauptbahnhof zählt fest zu den Top Ten in der Bundesrepublik, was den Personenverkehr betrifft. Der Ausbau der Nahverkehrslinien (halbstündiger Taktverkehr auf der Höllentalbahn, der Breisgau-S-Bahn nach Breisach, der Bahnlinie nach Waldkirch/Elzach) machte die Bahn für Pendler höchst attraktiv. Hinzu kam die Regio-Karte, anfangs »Umwelt-Karte« genannt. Ein Erfolgskonzept ohnegleichen: Schon im ersten Jahr nach der Einführung vor gut 20 Jahren brachte das neue Ticket einen Zuwachs von 20% mehr Fahrgästen. Parallel zum Ausbau der Eisenbahnlinien erfolgte die Erweiterung des Straßenbahnnetzes: Linie 1 bis Landwasser 1985, neue Strecken über Weingarten zum Rieselfeld 1994/97, weitere nach Haslach und ins Vaubangebiet folgten.

Neue Industrien siedelten sich an. Die Zahl der Arbeitsplätze wuchs kontinuierlich. Die Arbeitslosigkeit sank erheblich. Das Steueraufkommen nahm entsprechend zu. Im Lauf von 15 Jahren gelang es, den Haushalt zu sanieren, bis dann von 1999 an keine neuen Kredite mehr aufgenommen werden mussten (übrigens bei einem Doppelhaushalt von über einer Milliarde Euro). Die günstige Haushaltsentwicklung beruhte zum Einen auf dem ziemlich kontinuierlichen Anstieg der Gewerbesteuer sowie dem Kommunalanteil der Umsatzsteuer, vor allem in den 1990er Jahren, wohl auch an den stärkeren Zuweisungen vom Land, dann aber auch am Rückgang der Sozialhilfekosten dank gesunkener Arbeitslosigkeit. Tatsächlich hat Freiburg in der

»Ära Böhme« auch als Wirtschaftsstandort erheblich gewonnen. Die Wirtschaftsförderung zielte auf qualitatives und nachhaltiges Wachstum, was immer darunter zu verstehen sein mag. Gemeint war wohl die Ansiedlung von High-Tech-Firmen, von Unternehmen der Solar- und Umwelttechnologie, der Pharmaindustrie. Am stärksten wuchs der Dienstleistungssektor, besonders im Bereich des Gesundheitswesens (symptomatisch: die Uni-Klinik ist der größte Arbeitgeber in der Stadt). Begünstigt war die Ausdehnung nach Westen bereits auch durch die Eingemeindungen von 1974, man denke nur z. B. an das Industriegebiet Hochdorf. Mit dem Bau der neuen Messe (1995 beschlossen nach einem Bürgerentscheid für den Erhalt des Flugplatzes) erhielt der Westen einen weiteren Schwerpunktakzent. In der Nähe war bereits die 1989 beschlossene »15. Fakultät« der Uni entstanden; sie sollte zur wichtigsten Voraussetzung für den Aufstieg unserer Alma Mater zur Exzellenz-Hochschule werden.

Die Bilanz der Westerweiterung von Freiburg ist erstaunlich: Heute wohnen zwei Drittel der Einwohner westlich der Bahnlinie! Die Wohnungsnot der Zeit um 1990 (als für rund 4000 Haushalte Wohnungen gesucht wurden) konnte überwunden werden. Zuerst gab es 1992 die frei gewordenen »Franzosenwohnungen«, dann in den Folgejahren die neuen Stadtteile Rieselfeld und Vauban, mit inzwischen weit über 20 000 Bewohnern, mit Kindergärten, Schulen, Kirche, Gemeinschaftseinrichtungen.

Soziale und kulturelle Entwicklung

Die Überwindung der Wohnungsnot kam nicht nur Wohlhabenden zu Gute. In den neuen Stadtteilen ergab sich eine hoch erfreuliche soziale Mischung, weil auf den sozialen Wohnungsbau besonderes Gewicht gelegt wurde. Die städtische Politik in der »Ära Böhme« besaß durchgehend einen sozialen Schwerpunkt. Schon im ersten Amtsjahr Böhmes konnte das Emmi-Seeh-Heim der Arbeiterwohlfahrt erweitert werden. Das Jugend- und Sozialamt wurde personell und strukturell kontinuierlich ausgebaut. In Hansjörg Seeh, der 1988 Sozialdezernent der Stadt wurde, wirkte ein exzellenter Anwalt der Benachteiligten im Stadtregiment, der mit seinen Ideen und seinem Engagement die Sympathien breiter Schichten gewann. Seine Vorschläge fanden im Stadtrat in aller Regel die Zustimmung von allen Fraktionen. Seeh und Böhme vertraten in der Sozialpolitik das Prinzip der »Hilfe zur Selbsthilfe«. Deshalb sorgten sie vor allem für mehr Arbeitsplätze, für bessere Bildungschancen und für den Ausbau der Sozialarbeit in der Stadt. Ein eigener »Verein für Arbeit und Beschäftigung« und eine »Vereinigung Freiburger Sozialarbeit« wurden gegründet. Die Zahl der Kindergartenplätze konnte kontinuierlich erhöht werden. 1997 wurde Freiburg als »kinderfreundlichste Stadt« ausgezeichnet.

In der »Winterer-Ära« in der Periode vor und nach 1900 waren es in erster Linie Kirchen, Schulen, Universität und Stadttheater gewesen, die in Freiburg neue städtebauliche Akzente setzten. In der Zeit von OB Böhme bekam Freiburg vor allem in der Bahnhofsachse ein neues Gesicht. Mit dem neuen Hauptbahnhof und dem Konzerthaus entstanden hier moderne Großbauten von überragendem Format. Vom Bahnhof war schon die Rede. Für Großveranstaltungen besaß Freiburg die Stadthalle am (alten) Messplatz, kein festliches Gebäude, innen nicht und auch nicht außen. Ein Neubau sollte näher zum Stadtzentrum entstehen. Zunächst dachte

man an den Karlsbau, dann bot die Neugestaltung des Bahnhofsareals die Chance für eine großzügigere Lösung. Eine erste Entscheidung fiel im Dezember 1985 im Stadtrat mit 33 gegen 14 Stimmen für den Bau einer »Kultur- und Tagungsstätte« (kurz KTS) südöstlich gegenüber dem Hauptbahnhof. Eine in der Bevölkerung umstrittene Entscheidung. Schließlich sollte ein Bürgerentscheid 1988 Klarheit bringen. 36 000 stimmten gegen den Bau, 29 000 dafür, aber das Quorum war nicht erreicht. So blieb dem Gemeinderat das letzte Wort. Hier gab es endgültig eine klare Mehrheit. Hier wie auch bei den Abstimmungen über die Westerweiterung (neue Messe, Rieselfeld usw.) hatte Böhme die Fraktionen der CDU, FDP und Freien Wähler geschlossen auf seiner Seite; oft war seine eigene Partei gespalten, da Thomas Landsberg, Kulturbürgermeister, mit dem linken Flügel sympathisierte. Erst 1991 fiel die Mehrheitsentscheidung für den Standort der KTS am Bahnhof. In Dietrich Bangert fand die von Horst Linde dominierte Jury den geeigneten Architekten für den Bau. Nach einer Bürgerbefragung taufte man die KTS auf den Namen »Konzerthaus«. Das machte insofern Sinn, als es gelungen war, das Südwestfunkorchester dazu zu gewinnen, Freiburg zum Hauptsitz neben Baden-Baden zu nehmen. Des Weiteren war die Dorint-Gruppe bereit, ein Vier-Sterne-Hotel im Zusammenhang mit dem Konzerthaus zu errichten. Eine großzügige Tiefgarage wurde für alle drei Komplexe geschaffen: für den Bahnhof, das Konzerthaus und das Hotel.

Dem Architekt gelang ein Bau, der elegant wirkt, nicht pompös, mit Anklängen an Altstadtmotive (Platz, Kolonnaden, Gasse), mit viel Offenheit und Transparenz, im Innern vom Tageslicht erhellt, einem Foyer, das mehr ist als bloßer Pausenraum, mit dem großen Saal, der den Namen Rolf Böhmes trägt: ein Konzertsaal, nicht teilbar, aber variabel, als ansteigende Arena bei Konzerten, zu anderen Veranstaltungen mit ebenem Boden. Eine ausgeklügelte Akustik sorgt für besten Klang, von den vordersten Sitzreihen abgesehen. Keine Plätze im Rücken des Orchesters, die Galerien relativ steil. Insgesamt 1800 Plätze. Dazu der »Runde Saal« für Kammermusik, Vorträge, Colloquien – mit 450 Plätzen. Das am 28.6.1996 eingeweihte Konzerthaus erwies sich vom Start weg als rundum erfolgreich. Die Investition von rund 150 Millionen DM (davon etwa zwei Drittel über günstige Kredite finanziert) hat sich gelohnt. Der Bau gab der Stadt einen enormen Entwicklungsschub, mit Kongressen, Konzerten, Events aller Art. Nur bei Megaveranstaltungen wie »Wetten dass« braucht man noch mehr Platz: Den bietet die Rothaus-Arena der Neuen Messe.

Das Konzerthaus unterstreicht auf seine Weise wie das Münster auf andere Art den Charakter der Stadt als kulturelles Oberzentrum. Kultur wurde in Freiburg unter OB Böhme auch sonst nicht heruntergefahren. 1984 konnte die Musikhochschule mit 562 Studierenden in ihren Neubau einziehen. Mit großem Ideenreichtum wurde die Landesgartenschau (vom 18. April bis 12. Oktober 1986) gestaltet. Aus der Anlage erwuchs ein nachhaltiger Nutzen. Eine ganze Reihe von Maßnahmen diente der Stärkung kultureller Einrichtungen in der Stadt. Erwähnt seien nur der Umbau des Wentzingerhauses zu einem stadtgeschichtlichen Museum (1994 eröffnet), die Sanierung des Stadttheaters (für 53 Millionen DM 1998), die Umgestaltung des Marienbades, die Etablierung des ZMF seit dem Start 1983, die Beschlüsse und maßgebenden Verhandlungen zur Neugestaltung des Augustinermuseums. Besonderen Wert legte man unter der Ägide von OB Böhme auf die Erinnerungskultur. Man denke an die Veran-

staltung Ende Januar 1983 zum 50. Jahrestag der so genannten Machtergreifung der Nazis, das Gedenken am 27.11.1994 an die Bombennacht vom 27. November 1944, die Feiern zum 875-jährigen Stadtjubiläum 1995, die Ausstellungen über die Zähringer oder über Kaiser Maximilian. Auf Böhmes Initiative geht die Erarbeitung einer neuen, dreibändigen »Geschichte der Stadt Freiburg« zurück. Heiko Haumann und Hans Schadeck wirkten als Herausgeber und neben vielen anderen Fachleuten als Autoren. Bald war die Erstauflage verkauft, und auch die 2001 vorgelegte Zweitauflage ist längst vergriffen.

Einen besonderen Stellenwert bekamen unter Böhmes Wirken die Bemühungen um die Versöhnung mit ehemaligen jüdischen Mitbürgern. Er hat in einem eigenen Buch eine Bilanz dieser Aktivitäten zur Auseinandersetzung mit dem Unrecht und den Verbrechen gegenüber den Juden verfasst mit dem Titel »Orte der Erinnerung – Wege der Versöhnung«, Untertitel »Vom Umgang mit dem Holocaust in einer deutschen Stadt nach 1945.« Bereits 1987 konnte für die israelitische Gemeinde die neue Synagoge in der Nachbarschaft zum Münster gebaut werden. Regelmäßige Treffen mit einstigen jüdischen Mitbürgern wurden organisiert. Frau Gertrud Luckner bekam für ihren Einsatz zur Rettung von Juden im »Dritten Reich« die Ehrenbürgerschaft der Stadt. Aus dem Bewusstsein der engen geschichtlichen Verbundenheit und Verflechtung der Stadt mit den Nachbarn im Westen und Süden entwickelte Böhme vielfältige Regio-Beziehungen und sorgte für deren organisatorische Verankerung, nicht zuletzt mit anderen Zähringerstädten. Zur Stärkung internationaler Beziehungen wurden zahlreiche Städtepartnerschaften geschlossen, in Böhmes OB-Zeit mit Madison, Matsuyama, L'viv (Lemberg), Granada und Isfahan.

Ein entscheidendes Element der Stadtentwicklung bzw. Prägung der urbanen Lebenswelt unserer Stadt zieht sich durch die gesamte Amtszeit von Rolf Böhme hindurch: Der »grüne Faden«, wenn man so sagen darf, die ökologische Ausrichtung der politischen Strategien. Schon 1983 hatten die Grünen hier in Freiburg erstmals bei der Bundestagswahl das beste Ergebnis in ganz Deutschlands erzielt. 1985 beschloss der Stadtrat die Einführung der »Grünen Tonne« für wiederverwertbaren Müll. Ein Radwegenetz (u. a. mit einer autofreien Strecke von Umkirch bis Kirchzarten) wurde angelegt und systematisch erweitert. Inzwischen hat das Fahrrad einen Anteil von 30% des innerstädtischen Verkehrs erreicht. Ausbau und Modernisierung des Straßenbahnnetzes haben entscheidend dazu beigetragen, dass die Innenstadt keinem Verkehrsinfarkt erlag. Eine Großtat – auch in ökologischer Hinsicht – war nach zähem Kampf der Bau der neuen B 31-Ost. Gegen unsägliche Widerstände konnten Ende 1996 die Bauarbeiten der neuen Trasse begonnen werden. Vor knapp 10 Jahren waren die aufwendigen Arbeiten abgeschlossen. Wiederholt wurde Freiburg für seine Vorbildfunktion bei der ökologischen Stadtentwicklung ausgezeichnet: 1987 als »Öko-Hauptstadt«, 1992 als »Bundeshauptstadt für Natur- und Umweltschutz«, in der Folge mehrfach als Green City. Es befinden sich hier u. a. das Öko-Institut, das Fraunhofer-Institut für Solare Energiesysteme und vieles ähnliche mehr.

Im Oktober 1998 trat Böhme zum letzten Mal zur OB-Wahl an; allerdings nur noch für eine aus Altersgründen begrenzte Amtszeit. Im ersten Wahlgang schaffte er es mit 50,2% der Stimmen (1990 waren es 53,3%). Vier Jahre später bewarben sich nach seinem Rück-

tritt für die CDU Frau Heute-Bluhm, Oberbürgermeisterin von Lörrach, und der Fraktionsvorsitzende der Grünen im Stuttgarter Landtag Dieter Salomon, um die Nachfolge im Amt. Im zweiten Wahlgang machte Salomon am 5. Mai 2002 mit 64,4% der Stimmen das Rennen, und Freiburg bekam als erste deutsche Großstadt einen Grünen als OB. Böhme wurde der Ruhestand mit der Verleihung der Ehrenbürgerwürde versüßt. Seine Popularität blieb ihm weiterhin gewiss. Auf Grund der hier vorgetragenen Bilanz verständlich. Aber erlebte die Stadt unter seiner Führung nicht auch Versäumnisse, Enttäuschungen, Verwerfungen? Wurden sie hier verschwiegen? Und warum? Nun: Immerhin war Freiburg 1998 zur »Wohlfühlstadt Nr. 1« und 2001 als »Stadt mit der höchsten Lebensqualität« gewählt worden. Böhme hatte sich als Politiker des Ausgleichs und der Integration erwiesen, aber auch als Mann der klaren Richtungsentscheidungen. Sich wegzuducken war nie seine Art. Im Amt suchte er den Konsens in den wöchentlichen Dezernats-Sitzungen am Dienstagvormittag. In der Öffentlichkeit wirkte er mit seiner bodensee-alemannisch gefärbten Sprache besonders auf Einheimische vertraut und volksnah; dem »savoir vivre« zugeneigt, liebte er den Spruch »Ohne Speck und ohne Wii mag de Bobbele nit sii.« Wenn die Musik seiner Aufforderung folgte, das Badnerlied anzustimmen, spendierte er gern einen Hunderter. Im Herzen blieb er ein liberal gesonnener Humanist und aufrechter Christ, der die Ökumene aus Überzeugung praktizierte, weshalb man ihn gelegentlich für einen »katholischen Protestanten« hielt. Er hat sich um die Stadt, um das Gemeinwesen verdient gemacht; auf Latein – nach einer Formulierung Ciceros – »de re publica bene meritus est.« Beginn und Ende von Böhmes Amtszeit bildeten Zäsuren in der Stadtentwicklung. Ob man die 20 Jahre eine Ära nennen darf, das sei künftigen Deutungen und Wertungen überlassen.

Zum Nach- und Weiterlesen

Rolf Böhme: Je mehr wir haben, desto mehr haben wir zu wenig. Bemerkungen aus dem politischen Alltag. Bonn 1993.

Ders.: Beeilt euch zu handeln, bevor es zu spät ist zu bereuen. Von der Veränderung der Städte. Freiburg 1997.

Ders.: Orte der Erinnerung – Wege der Versöhnung. Vom Umgang mit dem Holocaust in einer deutschen Stadt. Freiburg 2007.

Ders.: Geschichten vom Amt. Freiburg 2009.

Bernd Faulenbach: Das sozialdemokratische Jahrzehnt. Von der Reformeuphorie zur neuen Unübersichtlichkeit. Bonn 2011.

Wolfgang Hug: Die Stadt auf dem Weg in das neue Jahrtausend, in: Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau, Bd. 3, hrsg. von Heiko Haumann und Hans Schadeck, 2. Auflage Stuttgart 2001, S. 704–727.

Ders.: »Der Bürger Wohl sei oberstes Gesetz«. Die bewegte Freiburger Stadtgeschichte nach 1968, in: Freiburg, hrsg. von Wolfgang Fiek u. a.; Freiburg 1999, S. 161–171.

Peter Kalchthaler: Kleine Geschichte der Stadt Freiburg, 2. Auflage Freiburg 2004, S. 209–242.

Anschrift des Autors:
Prof. Dr. Wolfgang Hug
Hagenmattenweg 20
79117 Freiburg

10 Jahre Stolpersteine in Freiburg

Ein Gedenkprojekt mit großer Resonanz

Andreas Meckel

Das Stolpersteinprojekt des Kölner Künstlers Gunter Demnig hat inzwischen über die Grenzen Deutschlands hinaus Verbreitung gefunden. Freiburg war die erste süddeutsche Stadt, in der auf Betreiben der Initiatorin Marlis Meckel diese – vom Rat der Stadt einstimmig beschlossene – ungewöhnliche Form des Gedenkens realisiert wurde. In den mehr als zehn Jahren des Bestehens der Freiburger Stolperstein-Initiative sind 350 Stolpersteine meist vor den ehemaligen Wohnungen der Opfer des NS-Terrors in der Stadt verlegt worden. Angesichts der Monstrosität der NS-Verbrechen werden auch in Zukunft mit der Unterstützung der Bevölkerung und der Medien weitere Verlegungen für die Angehörigen der betreffenden Opfergruppen (neben jüdischen Verfolgten und Ermordeten u. a. auch politische Widerständler, Zeugen Jehovas, Euthanasieopfer Deserteure, Homosexuelle) stattfinden.

Der erste Stolperstein in Freiburg wurde am 22. Oktober 2002 für Prof. Dr. Robert Liefmann in der Goethestraße 33 verlegt. Es war der Tag, an dem er 62 Jahre zuvor, zusammen mit 6500 aufgrund unmenschlicher Rassegesetze verfolgten Jüdinnen und Juden aus Baden, dem Saarland und der Pfalz, in das Konzentrationslager Gurs am Rande der Pyrenäen deportiert wurde. Bei dieser ersten »probeweisen« Verlegung konnte sich noch niemand vorstellen, dass heute, 10 Jahre später, in Freiburgs Gehwege bereits 330 Stolpersteine liegen, die an die Opfer des nationalsozialistischen Terrors in dieser Stadt erinnern.

Erster Stolperstein für Robert Liefmann

»Erfinder« der Stolpersteine ist der Kölner Künstler Gunter Demnig. Er verwirklichte die Idee, vor den ehemaligen Wohnhäusern von NS-Opfern 10 × 10 × 10 cm große Gedenksteine plan in die Gehwege zu verlegen, die unter der inzwischen auch manchmal abgewandelten Überschrift »HIER WOHNTE« über den Namen, bei Frauen auch den Geburtsnamen, das Geburts- und Todesjahr sowie über das Schicksal der Betroffenen informieren. Als Marlis Meckel, die Frau des Autors, auf das Gedenkprojekt aufmerksam wurde, hatte Gunter Demnig in Köln und

einigen norddeutschen Großstädten bereits mehrere hundert dieser Steine verlegt, doch noch keinen südlich von Bonn.

So war Freiburg die erste Stadt in Süddeutschland, in der Marlis Meckel, in Absprache mit dem Künstler und in einer kurzzeitigen Zusammenarbeit mit einer nicht mehr existierenden Freiburger Kulturinitiative, das außergewöhnliche Gedenkprojekt initiierte. Für sein Gelingen war zunächst die Zustimmung des Freiburger Gemeinderats Voraussetzung, denn die Verlegung der Stolpersteine in den Gehwegen geschieht im »öffentlichen Raum«, was eine jeweilige Zustimmung der Hausbesitzer nicht erforderlich macht. Der Gemeinderat hat am 10. Dezember 2002 einstimmig grünes Licht gegeben und damit klar gemacht, dass die Stadt mit Oberbürgermeister Dr. Salomon an der Spitze uneingeschränkt hinter dem Projekt steht.

Nun konnte die sich daraufhin bildende kleine ehrenamtliche »Initiative Stolpersteine für Freiburg« um Marlis Meckel als treibende Kraft ihre Arbeit beginnen. Sie umfasst umfangreiche Recherchen zu den hinter den einzelnen Steinen verborgenen Schicksalen, die in den letzten Jahren zu einem Teil auch von dem pensionierten Lehrer Peter Künzel geleistet wurde. Sie erfordert aber auch intensive Kontakte zu den in aller Welt verstreut lebenden Angehörigen und Freunden der betroffenen NS-Opfer, für die Stolpersteine verlegt werden. So sind z. B. die Steine für Eugenie Adelheid Dischler, früher Karlstr. 10, oder Margarete Seitz, Brombergstr. 16, auf Hinweise von Verwandten und Freunden hin verlegt worden. Zu dem Projekt gehören eine breite Öffentlichkeitsarbeit und die Einwerbung von Spendengeldern, ohne die das Projekt nicht denkbar wäre! Die Verwaltung der Spendengelder ist dem VVN (Verein der Verfolgten des Naziregimes BdA) übertragen

Gunter Demnig und Marlis Meckel nach einer Verlegung

worden, wodurch die Gemeinnützigkeit garantiert ist. Viel Aufwand erfordert schließlich die Organisation aller mit der Verlegung zusammenhängenden Arbeiten, die auch Gedenkfeiern an den Stolpersteinen mit einschließt.

Nachdem sich im Dezember 2002 Rat und Stadtverwaltung offiziell hinter das Projekt gestellt hatten, war es nun möglich, neben dem Stein für Prof. Robert Liefmann, dem international anerkannten Gelehrten, großzügigen Mäzen der Universität und engagierten Mitglied in der evangelischen Christus-Gemeinde, auch die Stolpersteine für seine beiden Schwestern zu verlegen, die mit ihm zusammen das Haus bis zum Deportationstag bewohnt hatten. Wie die anderen aus Freiburg deportierten Opfer waren sie vollkommen ahnungslos gewesen von dem, was sie erwartete, als am Morgen des 22. Oktober, ei-

Steinverlegung und Gedenkfeier für Stefan Meier mit seiner Tochter (Bildmitte)

Stolpersteinverlegung für Katharina Katzenmaier

nem Tag des jüdischen Laubhüttenfests, die Klingel schellte, und Gestapo- und Polizeibeamte ihnen sagten, sie hätten eine Stunde Zeit um ihre Sachen zu packen, bevor sie an einen Sammelort gebracht würden. Prof. Robert Liefmann hat den Transport nach Gurs nicht lange überlebt und starb bereits im März 1941 in der Verbannung. Seine Schwestern gelangten auf abenteuerlichen Wegen in die Schweiz und hatten nach dem Kriege allergrößte Mühe zumindest das Haus in der Goethestraße zurück zu erhalten, das von 1942 bis 1945 die Freiburger Gestapo-Zentrale beheimatet hatte!

So steht jeder der in Freiburg verlegten Stolpersteine für schreckliche Schicksale, die die vollkommen unschuldigen Opfer erleiden mussten – sei es dass sie jüdischer Abstammung, behindert im Sinne des berüchtigten Euthanasieprogramms oder politisch missliebig waren. Die enorme Bandbreite der Opferschicksale im Rahmen des raubmörderischen NS-Regimes spiegelt sich auch in den in Freiburg verlegten Stolpersteinen wider. An Deserteure, Zeugen Jehovas, kommunistische Widerständler und Homosexuelle wird ebenso erinnert wie an den prominenten und mit einer Straßenbenennung geehrten Freiburger SPD-Reichstagsabgeordneten Stefan Meier, dem das Leben im Konzentrationslager Mauthausen genommen wurde.

In dem Buch von Marlis Meckel »Den Opfern ihre Namen zurückgeben, Stolpersteine in Freiburg« sind die Schicksale beschrieben und dokumentiert, die hinter 272 in Freiburger Stolpersteinen eingravierten Namen stehen.

Die meisten der Stolpersteine in Freiburg, wie auch an anderen Orten, sind für jüdische Opfer verlegt. Die Deportation der jüdischen Bürgerinnen und Bürger am 22. Oktober 1940 in das südfranzösische KZ Gurs war auch für die jüdische Gemeinde Freiburgs – nach der Pogromnacht am 9. November 1938 – eine erneute schreckliche Zäsur. So tragen viele der an diese Deportation erinnernden Stolpersteine die Zeilen »Gurs, gestorben am …« oder »ermordet in Auschwitz …«. Denn ab Herbst 1942 wurden die meisten derjenigen, die Gurs oder seine Nebenlager bis dahin überlebt hatten, über das Durchgangslager Drancy bei Paris in die Gaskammern von Auschwitz weiter deportiert. Auch einer Reihe von denen, die überlebt haben, sei es in den Lagern oder im unfreiwilligen Exil, wird mit den Stolperstei-

Treffen von Überlebenden der Jüdischen Zwangsschule in Freiburg

Stolperstein für Luise Lasker an der Wonnhalde

nen gedacht. Zu ihnen gehören beispielsweise das Ehepaar Günzburger aus der Poststraße 6 oder die jüdische Journalistin Käthe Vordtriede, der im letzten Augenblick die Flucht in die Schweiz gelang, sowie die engagierte Judenretterin Dr. Gertrud Luckner oder die wegen »staatsfeindlicher Gesinnung« verhaftete Katharina Katzenmaier, die beide das Frauen-Konzentrationslager Ravensbrück und den Todesmarsch vor ihrer Befreiung überlebten. Katharina Katzenmaier trat nach dem Krieg in das Kloster St. Lioba in Freiburg-Günterstal ein, vor dessen Eingang der Stolperstein für sie verlegt ist. Glücklicherweise mussten in Freiburg kaum Steine für deportierte jüdische Kinder und Jugendliche verlegt werden, da viele von ihnen durch verschiedene christliche und jüdische Organisationen aus den Lagern in Frankreich gerettet werden konnten.

Heute werden die Stolpersteine meist vor den Häusern verlegt, in denen die Opfer unter »normalen Verhältnissen« gewohnt hatten. Im Rahmen wachsender Verfolgung und Ausgrenzung wurden viele jüdische Bürgerinnen und Bürger, auch in Freiburg, gezwungen, in immer kleinere Wohneinheiten bis hin zu den sogenannten »Judenhäusern« umzuziehen. Dies macht es in der Recherche oft schwer, den geeignetsten Verlegeort für einen Stolperstein festzulegen. Hinzu kommt, dass nach Freiburg viele jüdische Verfolgte aus den umliegenden Landgemeinden drängten, weil sie sich hier mehr Sicherheit erhofften. Angehörige konnten hier meistens zu einer entsprechenden Klärung beitragen. Auch ein Treffen von überlebenden Schülerinnen und Schülern der ehemaligen »Jüdischen Zwangsschule« im Gebäude der heutigen Lessingschule half bei der Ermittlung entsprechender Adressen, denn viele der Zusammengekommenen hatten bei Freiburger Bekannten und Verwandten gewohnt, um die Schule hier besuchen zu können.

Aber auch nach Veranstaltungen mit Überlebenden oder für die Opfer des Nationalsozialismus, bei Führungen zu den Stolpersteinen, durch Presseartikel, aufgetauchte Briefe oder zufällig sich ergebende Kontakte und Begegnungen, ergeben sich oft überraschende neue Hinweise zum Schicksal vieler NS-Opfer, die in die Stolperstein-Recherche einfließen. Die Stadt Freiburg wird sozusagen allein durch die Existenz der Steine angeregt, in ihrem Gedächtnis zu kramen. Dort ist vieles in und nach der NS-Zeit Verdrängte und Verschüttete zu finden.

So war vielen in Freiburg nicht bewusst, dass an der Wonnhalde bis in die Dreissiger – Jahre des vorigen Jahrhunderts mit »Bad Rebhaus« eines der bekanntesten und mondänsten Sanatorien Deutschlands existierte – mit dem angeschlossenen »Glashaus« zugleich ein herausragender gesellschaftlicher Treffpunkt der Stadt. Nach der Vertreibung der jüdischen Besitzerfamilie Lasker und der »Arisierung« ihres Besitzes war es mit der glanzvollen Zeit vorbei. Das große Anwesen wurde zerschlagen. Erst durch die Verlegung eines Stolpersteins, verbunden mit der gleichzeitigen Errichtung einer Erinnerungstafel in Abstimmung mit überlebenden Familienmitgliedern in Israel wurde die glanzvolle Vergangenheit wieder lebendig. Dies umso mehr, als bei einigen der Familienmitglieder, die damals noch im Kindesalter waren, bei einem Besuch in Freiburg viele Erinnerungen auftauchten, die neue Sichtweisen und Anknüpfungspunkte ermöglichten.

Unvergessen ist auch der berührende Besuch eines heute in der Schweiz lebenden Enkels der Familie Heinrich und Lina Müller, die bis zu ihrer Verhaftung im April 1943 in der Katharinenstraße 15 wohnten, zu der Stolpersteinverlegung für seine Großeltern. Sie gehörten zu der »Roten Kapelle«, einer kommunistischen Widerstands- und Spionage-Organisation, und waren Anlaufstelle für am Kaiserstuhl abgesprungene Fallschirm-Agenten gewesen. Die Begegnung mit dem Enkel animierte den Autor, für einen dann im »Freiburger Almanach« erschienenen Artikel über das Schicksal der Familie Müller eine umfangreiche Recherche zu starten – mitten hinein in eine Geschichte von Hass, Verrat, Leid und Terror, aber auch von Menschlichkeit und Mut.

Obwohl sich hinter den Stolpersteinen viele kaum vorstellbare Tragödien verbergen, so ist doch allein ihre Existenz ein Trost für viele Angehörige, die sonst nichts mehr besitzen, an dem sie ihre Trauer festmachen können. Andererseits sind sie oft auch das einzige Zeichen der Erinnerung an Opfer, die sonst namenlos völlig vergessen wären. In der Freiburger Scheffelstraße 19 liegen vier Stolpersteine für die Familie Herborn. Zwei Söhne wurden zusammen mit ihren Eltern deportiert und in Auschwitz ermordet. Trotz intensiver Recherchen konnten keine Verwandten mehr ermittelt werden. Erstattungsansprüche im Rahmen der sogenannten »Wiedergutmachung«, dokumentiert in den sogenannten »Restitutionsakten« im Staatsarchiv, wurden nie gestellt.

Millionen von Menschen sind als Opfer der Nazi-Mörder spurenlos verschwunden. Ein Stolperstein vermag es wenigstens, dem Opfer »seinen Namen zurückzugeben«, auch wenn damit bittere Erinnerungen verbunden sind. So erklärte bei aller Dankbarkeit für die Existenz der Steine ein heute in Frankreich Überlebender der weitverzweigten Familie Bloch anlässlich eines Besuchs der Initiatorin Marlis Meckel bei ihm: »Sie erinnern mich immer wieder an etwas, das ich eigentlich vergessen will!«

Und es gab auch eine vor allem durch die langjährige Vorsitzende des Zentralrats der Juden in Deutschland, Charlotte Knobloch, ausgelöste Diskussion über die Berechtigung, überhaupt Stolpersteine für die jüdischen Opfer zu verlegen. Dies hatte zur Verzögerung bei der Verlegung in einigen deutschen Städten geführt. Freiburg war davon aber nicht betroffen.

Stolpersteine in Freiburg sind in fast allen Freiburger Stadtteilen zu finden, die schon vor dem Krieg existierten. Am größten ist die »Stolpersteindichte« in der Wiehre, wo die meisten jüdischen Opfer wohnten. Dort liegen

Der »Zug der Erinnerung« in Freiburg

Schulklasse bei einer Führung

ausgerechnet in der Zasiustraße viele Stolpersteine. Die Benennung der Straße nach ihm sollte Ulrich Zasius als Schöpfer eines fortschrittlichen Stadtrechts im 16. Jahrhundert ehren. Doch er war auch ein übler Antisemit und Judenhasser, der die Juden weiterhin aus der Stadt verbannte, wie aus hinterlassenen Schriften hervorgeht.

In der Innenstadt ist die relativ hohe Stolpersteindichte vor allem durch die Nähe der 1938 zerstörten Synagoge bedingt. Nur ganz vereinzelt sind dagegen Stolpersteine in den Freiburger Vororten verlegt worden. Eine Ausnahme bildet der Vorort Stegen, wo im Juli 2004 der Künstler Gunter Demnig auf Anregung einer Klasse des »Kollegs St. Sebastian« Stolpersteine für eine Reihe von Überlebenden verlegte, die dort zum Kriegsende hin von dem katholischen Pater Heinrich Middendorf SCJ. versteckt worden waren.

Ein Projekt wie das der Stolpersteine lebt von der Unterstützung der Bevölkerung, die sich in Freiburg von Anfang an aufgeschlossen und interessiert zeigte. Dabei spielt die Presse eine wichtige Rolle. Und so ist es dem leider inzwischen verstorbenen Freiburger Journalisten Martin Höxtermann von der Badischen Zeitung zu verdanken, dass das Projekt weit in das Bewusstsein der Freiburger Bevölkerung gedrungen ist. Er hatte sich engagiert für die Verwirklichung der Stolpersteinidee in Freiburg eingesetzt und geholfen, das Stolpersteinprojekt durch seine unterstützende Berichterstattung in Freiburg bekannt zu machen. Seitdem ist das Interesse der Freiburger Publikationen aber leider nicht mehr in dem Umfang vorhanden, wie es den Opfern geschuldet ist. Bei dem Übergang von »Gedenken zu Geschichte« rücken langsam die grauenhaften Verbrechen der NS-Zeit, wie sie auch durch die Stolpersteine dokumentiert werden, in den Hintergrund und betreffen – durch Verdrängung oder Desinteresse – viele nicht mehr, die sich der nach wie vor gegebenen Verantwortung nicht mehr stellen wollen.

Außerdem kommt in dem als »Wohlfühlstadt« bekannt gewordenen Freiburg mit seinen zahlreichen »Hocks« noch eine regionalspezifische Besonderheit hinzu, die sich am besten so umschreiben lässt: »Es hockt sich nicht so gut auf Stolpersteinen!« Mit anderen Worten: Das Erinnern und Gedenken fällt da schwerer, wo hohe Lebensqualität beschworen wird und gelebt sein will. So ist es manchmal auffällig, dass Erinnern an die NS-Zeit in Freiburg entweder verdrängt oder im allzu demonstrativen Vorzeigen dessen,

Stolpersteine werden geputzt
(Alle Fotos: Archiv A. u. M. Meckel)

was für das Gedenken getan wurde, falsch bewertet wird. Dabei gehört Freiburg zu den Städten, die sich von Anfang an nur zu bereitwillig von der nationalsozialistischen »Bewegung« überrollen ließen. Es hätte darum allen Grund, sich mehr auf das zu besinnen, was vielen Bürgerinnen und Bürgern der Stadt damals angetan wurde.

Stolpersteine als kleine Denkmäler stemmen sich besonders wirkungsvoll dem Vergessen entgegen, dem durch »Sonntagsreden an Kranzabwurfstellen« nicht genügend Einhalt geboten wird. Durch ihre Bekanntheit konnte die Initiative »Stolpersteine für Freiburg« auch andere Projekte mit ins Leben rufen und fördern. Zu erwähnen ist hier das Ausstellungsprojekt »Nazi-Terror gegen Jugendliche«. Stolpersteine und die dahinter verborgenen Schicksale waren für die mehr als 3000 Jugendlichen, Schüler und Schülerinnen, die sich im Rahmen des Projekts mit dem NS-Terror beschäftigten, ein wichtiger Fokus für die Wahrnehmung der vermittelten Inhalte.

Auch der »Zug der Erinnerung« als rollende Dokumentationsstätte, der in Freiburg mit fast 8000 Interessierten aller Altersgruppen in knapp vier Tagen einen enormen Besucherandrang erfuhr, wurde von der »Initiative Stolpersteine für Freiburg« mitbetreut und programmatisch begleitet.

Die unmittelbarsten Kontakte von Menschen in der Stadt und der Umgebung zu den Stolpersteinen ermöglichen Führungen zu ihnen. In dem Jahrzehnt, das seit der ersten Verlegung vergangen ist, hat die Initiatorin Marlis Meckel für Schulklassen, Vereine und Verbände, politische und gewerkschaftliche Gruppen, kirchliche Organisationen und unterschiedlichste andere Institutionen mehr als 400 öffentliche und private Führungen durchgeführt. Diese stets mit großem Interesse aufgenommenen Veranstaltungen haben wesentlich dazu beitragen können, das Bewusstsein für die begangenen Verbrechen an den betroffenen Bürgerinnen und Bürgern in der NS-Zeit Freiburgs zu wecken und zu vertiefen. Daneben ist die Freiburger Stolpersteininitiative in der Zeit ihres Bestehens auch beispielgebend für die ganze Region und darüber hinaus geworden. So konnte Marlis Meckel Hilfe und Unterstützung bei der Einrichtung ähnlicher Projekte u. a. in Eichstetten, Kippenheim, Konstanz, Müllheim und Trier geben.

Angesichts der auch in Freiburg weiter zu leistenden Aufarbeitung des NS-Terrors wird es dort noch manche weiteren Stolpersteine geben. So sind Steine für Sinti und Roma aufgrund von kulturspezifischen Besonderheiten noch gar nicht vorhanden. Viele Schicksale von Angehörigen anderer Opfergruppen sind noch kaum oder wenig erforscht. Dazu gehören beispielsweise die Verurteilten von Sonder- und Militärgerichten, die sogenannten »Asozialen«, die Euthanasieopfer und die Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen. Viele entsprechende Akten in städtischer und staatlicher Verwahrung harren noch der Auswertung.

Ständige neue Hinweise und Entdeckungen im Rahmen eines Projekts, das sich »von einer

Schneeflocke zu einer Lawine entwickelt hat« – so Marlis Meckel – lassen die Liste der zu verlegenden Steine immer länger werden. So ist der Initiative für die Zukunft der Fortbestand des Interesses und der Spendenbereitschaft von Seiten der Bevölkerung Freiburgs zu wünschen sowie eine aufmerksame und verantwortungsbewusste Begleitung, Berichterstattung und Unterstützung durch die Medien.

Anschrift des Autors:
Andreas Meckel
Scheffelstraße 39
79102 Freiburg

»Nicht mehr wie ein Mensch«

Über den Kruzifixus von Franz Gutmann in der Universitätskirche in Freiburg

Johannes Werner

Im Chorraum der Universitätskirche in Freiburg, die im Zweiten Weltkrieg ihre barocke Ausstattung verlor, steht seit nunmehr 25 Jahren ein übergroßer Kruzifixus, den der Schwarzwälder Bildhauer Franz Gutmann (geb. 1928) geschaffen hat: ein nach wie vor anstößiges, ja erschreckendes Werk. Dieser Kruzifixus, der insofern keiner ist, als ihm die Arme fehlen, weist gerade dadurch auf ältere Vorbilder hin; und das gewaltige Haupt erinnert mit seiner Dornenkrone wohl kaum zufällig an Beispiele aus der spätmittelalterlichen Kunst am Oberrhein, namentlich an Nicolaus Gerhaert und an Matthias Grünewald (wobei diese Dornenkrone das Gesicht des Gottessohnes ebenso verbirgt wie sich Gott einst im Dornbusch verbarg). So stellt dieses ganz und gar moderne Werk gleichwohl viele Assoziationen her – auch an die Gottesmutter, der diese Kirche geweiht ist, und an die heiliggesprochene Edith Stein, Schwester Teresia Benedicta »a Cruce«, nach der sich die hier beheimatete Hochschulgemeinde aus gutem Grund nennt.

An der Stirnwand … hing … ein hölzerner Kruzifixus. Ein seltsamer Jesus, der in diesem Raum wie ein Riese wirkte. … Der schwere Kopf fiel vornüber wie eine untragbare Last. Um ihm ins Angesicht zu schauen, müsste man direkt unter ihn treten. … Die Schultern waren weit nach hinten gezogen, die Brust zum Zerreißen angespannt, ausgedehnt, jede Rippe konnte man zählen. Die Herzwunde klaffte weit auseinander, als hätte der Soldat mehrmals zugestoßen. … Schmal hing dieser Jesus. Trotz der Gedrungenheit des verkrampften Todes wirkte er schmal und hochgeschossen wie ein Ausrufungszeichen. Jesus hatte keine Arme. Dieser Jesus hatte keine Arme.

Kurtmartin Magiera,
Kleines Mädchen Hoffnung (1961)

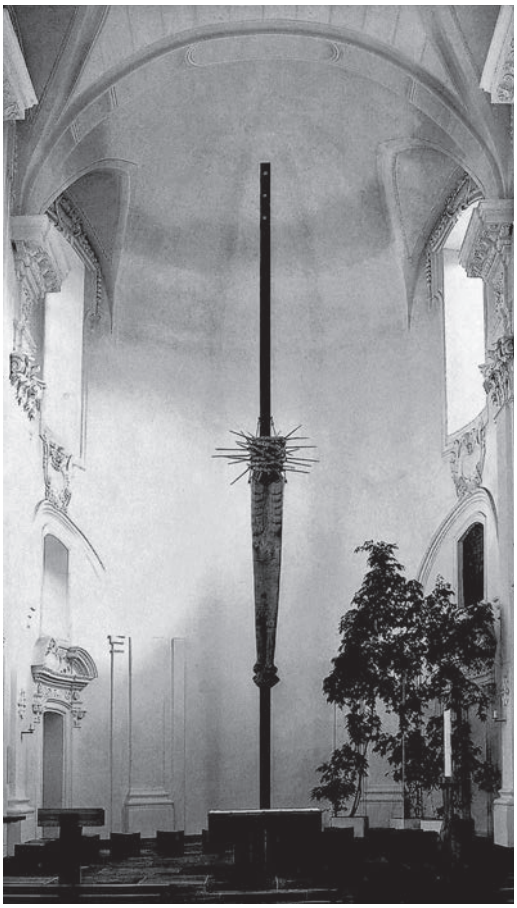
Was erwarten die Besucher, die die Universitätskirche in Freiburg betreten? Und was erwartet sie?

Wenn sie wissen, dass diese Kirche von den Jesuiten (nämlich von 1685 bis 1690 von Bruder Heinrich Mayer) erbaut wurde, dann erwarten sie eine Jesuitenkirche wie die in Heidelberg, Mannheim oder anderswo, oder wie die in Solothurn, die hier zum Vorbild diente: also einen barocken, prunk- und prachtvollen Raum. Aber eben dieser Raum wurde am 27. November 1944 zerstört; die Ausstattung verbrannte, die Gewölbe stürzten ein. Der mit der Wiederherstellung beauftragte Architekt, Horst Linde, beschloss schweren Herzens, das, was verloren war, auch verloren zu geben. Man ertrug den Verlust, auch wenn er, wie eine Wunde, schmerzte; man wollte an das

erinnern, was geschehen war, und nicht so tun, als ob nichts geschehen wäre.[1] Die neuen Gewölbe blieben ohne Stuck, ohne Schmuck, und der Chor blieb leer.

Er hätte auch leer bleiben können, denn die Leere ist, wie die Stille und das Dunkel, ein Bild der Welt im Zustand der Hoffnung: sie erhofft die Erfüllung, die Fülle.[2] Schon Romano Guardini hat darauf hingewiesen, dass die Leere, die Bildlosigkeit »ja doch selbst ein Bild«[3] ist. Aber nach langem, nicht immer erfreulichem Hin und Her ist es gelungen, diese Leere zu füllen; oder eher, sie zu deuten.

Der Bildhauer Franz Gutmann, dem es gelang, wurde 1928 im Münstertal geboren, wo er heute noch lebt. Er studierte, wenn auch nur kurz, Theologie an der Universität Freiburg, wechselte aber an die Kunstakademie Freiburg und dann an die Kunstakademie Düsseldorf, wo er Meisterschüler von Ewald Mataré (und Mitschüler von Joseph Beuys) war, was seinen frühen Werken deutlich anzusehen ist.[4] Später stattete er mehrere Kirchen aus, zum Beispiel die Kirche auf dem Feldberg, St. Elisabeth in Freiburg[5], St. Stephan in Breisach – und, wie gesagt, die Universitätskirche in Freiburg[6].



Kruzifixus von Franz Gutmann; Gesamtansicht im 1955-57 neu eingewölbten Chor der Universitätskirche.

Keine Arme ...

An einem 16 Meter hohen Stahlträger, wie er sonst nur im Ingenieurbau benutzt wird, hängt an zwei Stahlseilen eine menschliche Figur; eine riesige Figur, die 5,65 Meter misst. Gutmann hat sie aus einer vom Blitz getroffenen Eiche, die er im Freiburger Stadtwald fand, herausgesägt und herausgehauen. Man erkennt die stark hervortretenden Rippen, die Seitenwunde, das Lendentuch, die von einem einzigen, riesigen Nagel durchbohrten Füße.

Aber dieses Kreuz ist kein Kreuz, weil es keine Arme hat. (Es wird allenfalls eins durch die Überschneidung mit dem – vom selben Bildhauer gestalteten – Altar.) Es ist eher ein Pfahl, ein Schandpfahl und Marterpfahl, und erinnert so an das, was das Kreuz ursprünglich bedeutete.[7] Aber es ist auch so etwas wie ein Pfeil, der von unten nach oben, von hier nach dort, vom Diesseits ins Jenseits zeigt. Am oberen Ende der stählernen Schiene weisen drei goldene Quadrate auf dieses Ziel hin.

Dieses Kreuz ist kein Kreuz, weil der Ge-

Kruzifixus von Franz Gutmann; Detailansicht des Hauptes mit der Dornenkrone.

kreuzigte keine Arme hat. »Ich habe keine Arme denn die Euren« – so schienen die Kreuze zu sprechen, die durch kriegerische oder sonstige Ereignisse verstümmelt wurden; was wiederum heißen soll, dass Jesus erst durch die Menschen wirkt, die in seinem Sinn handeln.[8] Auch kann er so, wie er hier dargestellt ist, nicht mehr die Welt umspannen und umfassen, wie er es nach alter theologischer Deutung[9] am Kreuz tat; gleichwohl neigt er sich, indem er sich vom Pfahl ablöst, tief herab und den Menschen zu.

... aber welch ein Haupt

Die nach unten immer schmaler werdende Figur wird beherrscht von dem gewaltigen Haupt; wahrlich einem »Haupt voll Blut und Wunden« und »zum Spott gebunden / mit einer Dornenkron«[10]. Eine so ausladende, so spitzige und stachlige Dornenkrone hat man selten gesehen; nur bei Gutmann selber, der sich mit diesem Motiv lange auseinandergesetzt hat, und vor ihm bei Nicolaus Gerhaert und bei Matthias Grünewald. Über den Gekreuzigten, den der eine für den alten Friedhof in Baden-Baden schuf und der jetzt in der dortigen Stiftskirche steht, heißt es: »Der Kopf ist wirkliche Bekrönung. Die frei herabfallenden Haarsträhnen, die stark verästelte Dornenkrone geben ihm die Breite des Vertikalstammes, so daß der Eindruck entsteht, als ob er den größten Körperdurchmesser noch überträfe.«[11] Und über das, was der andere auf dem Isenheimer Altar darstellte: »Von einer gigantischen Dornenkrone beschwert, fällt das Haupt auf die (…) Brust, auf der die Rippen sich wie Streifen abzeichnen, herab.«[12]

In jener spätmittelalterlichen Zeit finden sich auch zahllose Bilder, auf denen die Schergen ihrem Opfer die Dornenkrone nicht nur aufsetzen, sondern mit aller Kraft aufdrücken und eintreiben.[13] Hier haben sie sich selbst übertroffen: das Gesicht des Gekreuzigten wird von ihr ganz verdeckt. Er hat seine Identität verloren, ist als Mensch gleichsam ausgelöscht.[14]

In ihm, dem Gekreuzigten, ist Gott so verborgen, dass man ihn in ihm nicht vermuten würde, und dennoch anwesend – so wie er es im brennenden Dornbusch war.[15] Und es liegt eine besondere Bedeutung darin, dass Gott ausgerechnet in ein »armseliges, unansehnliches, (…) nutzloses Gewächs«[16], ein bloßes Gesträuch und Gestrüpp herabstieg, um zu den Menschen zu sprechen. Ja, er ist nachgerade der, »der im Dornbusch wohnt«[17]. »In der Niedrigkeit des Dornbusches erfolgt die Identifikation Gottes mit der Erniedrigung Seines geliebten Volkes unter dem Joch der Ägypter.«[18] Eine solche Identifikation ereignete sich dann auch im Stall von Bethlehem.

Und Maria

Und da die Kirche, in der dieses Kreuz steht, der Immaculata, d. h. der unbefleckt empfan-

genen Maria geweiht ist, sei noch daran erinnert, dass diese oft auch im Dornbusch dargestellt wurde, der brennt, ohne zu verbrennen – und vielleicht noch daran, dass sie, als sie Jesus unter dem Herzen trug, »durch ein Dornwald ging«, und »da haben die Dornen Rosen getragn«[19]. Und warum? Auf diese Frage antwortet in eben dieser Kirche eine weitere wichtige (wenn auch wenig beachtete) Figur: nämlich eine Immaculata, die Otto Herbert Hajek schon 1959, und ebenfalls in Holz, schuf.[20] Inmitten eines gitterartigen Gebildes sieht man Maria, die, als eine andere Eva, der um den Apfel geschlungenen Schlange den Kopf zertritt. Was sie tut, ist eine befreiende Tat, weshalb sich das Gitter über ihr öffnet; eine erlösende Tat wie die, die am Kreuz geschah.[21]

Erinnerung an Edith Stein

Dieses Kreuz ist, wenn auch unbewusst und ungewollt, auch zu einem Denkmal geworden; nämlich für die Philosophin Edith Stein, die von 1916 bis 1922 als Assistentin von Edmund Husserl an der Freiburger Universität arbeitete und die Universitätskirche gewiss gelegentlich besuchte.[22] Im Jahre 1922 trat sie vom jüdischen zum christlichen und katholischen Glauben über und 1934 als Schwester Teresia Benedicta a Cruce in ein Kloster der Karmelitinnen ein. Ihr letztes Werk, das dem Ordensgründer Johannes a Cruce galt, hieß »Kreuzeswissenschaft«; sie hatte es noch nicht vollendet, als sie am 2. August 1942 verhaftet und eine Woche später in Auschwitz vergast wurde. Das war dann die »Kreuzesnachfolge«, zu der sie sich berufen fühlte.[23] (In einem fragmentarischen Text unter diesem Titel schrieb sie übrigens, es sei gut, »den Gekreuzigten im Bild zu verehren und Bilder zu verfertigen, die zu seiner Verehrung anspornen«[24].) Ihre Seligsprechung fand 1987, ihre Heiligsprechung 1998 statt. Inzwischen hat sich die Katholische Hochschulgemeinde in Freiburg, deren Kirche eben die Universitätskirche ist, nach Edith Stein benannt.

Noch nicht das letzte Wort

Die Besucher, die die Universitätskirche in Freiburg betreten, sind zunächst erstaunt, erschreckt, vielleicht sogar entsetzt. »Viele haben sich über ihn entsetzt, / so entstellt sah er aus, nicht mehr wie ein Mensch, / seine Gestalt war nicht mehr die eines Menschen«[25]. Dieser Anblick wäre nicht auszuhalten, wenn die Christen nicht wüssten, oder wenigstens glaubten, dass dieser Gekreuzigte, Gemarterte, Getötete aus dem Grab, in das man ihn legte, wieder auferstand.[26]

Anmerkungen

1 Vgl. Johannes Werner, Kirchenbau mit Kriegsruinen. Rückblick auf Trümmerarchitektur. In: Das Münster 3/1987, S. 199–204; ders., Die Schicksalsspur. Hausenstein, Rilke und die Rose von Reims. In: Dieter Jakob (Hrsg.), Krieg – Frieden – Kultur. (Un)Zeitgemäße Erinnerungen (= Wilhelm-Hausenstein-Symposium 2002). München 2004, S. 29–37; und neuerdings, umfassend: Kai Kappel, Memento 1945? Kirchenbau aus Kriegsruinen und Trümmersteinen in den Westzonen und in der Bundesrepublik Deutschland (= Kunstwissenschaftliche Studien Bd. 145). München/Berlin 2008; vgl. auch S. 26.

2 Vgl. Johannes Werner, Warte-Räume. Das Dunkel, das Schweigen, die Leere oder Das Negative in der Architektur. In: Das Münster 1/1986, S. 55–58.

3 Zit. n. Rudolf Schwarz, Kirchenbau. Welt vor der Schwelle. Heidelberg 1960, S. 29.

4 Zur Biographie vgl. Franz Joseph van der Grinten, Franz Gutmanns Brunnen. Freiburg 1977, S. 11–17.

5 In dieser Kirche, einem bemerkenswerten Werk von Rainer Disse, schuf Gutmann u. a. einen Kreuzweg, der in seiner Radikalität von der Gemeinde nicht angenommen wurde. Einige Stationen wurden entfernt oder gleich gar nicht ausgeführt, und das gesamte Innere wurde von Emil Wachter mit ornamentalen Malereien »verschönert«. Inzwischen steht die Kirche zum Abriss an (vgl.: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 1/2010, S. 48–49).

6 Vgl. Franz Joseph van der Grinten, Franz Gutmann. Bildhauer. Bd. 2. O. O. 2001, hier Abb. 60–67. – Anders als Klaus Ringwald, mit dem er sich sonst vergleichen kann, hat Gutmann das Kantige, Knorrige, Sperrige seiner Schwarzwälder Herkunft nicht nur in seinem Wesen, sondern auch in seinem Werk bewahrt; vgl. dazu: Johannes Werner, Ein Meister aus dem Schwarzwald. Klaus Ringwald und sein Werk. In: Almanach (Heimatjahrbuch des Schwarzwald-Baar-Kreises) 31 (2007), S. 160–173.

7 Andererseits war das Tropaion, das römische Siegeszeichen, in dem die Christen ein Vorbild des Kreuzes erblickten, zunächst nur ein in den Boden gerammter hölzerner Pfahl. – Zu einem auf ähnliche Weise provozierenden Werk vgl. Johannes Werner, Lignum, Signum Crucis. Wege zu einem Kreuz. In: Das Münster 1/1994, S. 11–13.

8 Beispiele: Ludgerikirche Münster; Südfriedhof Gelsenkirchen (vorher Alter Friedhof Ückendorf). – Tief beeindruckt war Ernst Penzoldt von dem »armlosen Christus« aus der Kölner Kirche St. Georg, als dieser während des Krieges in einem Bunker vor ihm lag: »gleich einem Verwundeten auf der Tragbahre, gleich einem Amputierten« (Antlitz des Erlösers. In: Friedrich Ernst Meinecke [Hrsg.], Köln. Impressionen und Profile. Stimmen der Gegenwart. Eine Anthologie [= Die Rheinbücher N. F. Bd. 9]. Honnef o. J., S. 84–95; hier S. 94). – Von einem im Ersten Weltkrieg auf andere Art beschädigten, »damals sehr bekannten« Kruzifixus berichtete Anton Fendrich (Hundert Jahre Tränen. 1848–1948. Karlsruhe 1953, S. 118).

9 Vgl. Hugo Rahner, Griechische Mythen in christlicher Deutung. 3. Aufl. Zürich 1966, S. 58–66.

10 Zit. n.: Gotteslob. Katholisches Gebet- und Gesangbuch. Freiburg 1975, S. 248.

11 Otto Wertheimer, Nicolaus Gerhaert. Seine Kunst und seine Wirkung. Berlin 1929, S. 47.

12 J. K. Huysmans, Mathias Grünewald. München 1923, S. 12 (vgl. ders., Grünewald. Le Retable d'Issenheim. Paris 1951, S. 6).

13 Als nächstliegendes Beispiel wäre die sogenannte Karlsruher Passion zu nennen; vgl. Lilli Fischel, Die Karlsruher Passion und ihr Meister. Karlsruhe 1952, Abb. 17.

14 Vom lateinischen »facies« (Gesicht) schreibt sich nicht zufällig das französische »effacer« (auslöschen) und das englische »deface« (verunstalten) her.

15 Gutmann war durch Pinchas Lapide, den jüdischen Religionsphilosophen, auf diese Parallele aufmerksam geworden.

16 Yuval Lapide, Die Berufung des Mose am brennenden Dornbusch. Rabbinisch gedeutet. In: Freiburger Rundbrief N. F. 1/2009, S. 9–21; hier S. 15.

17 Dtn 33,16

18 Lapide, a. a. O.

19 Zit. n. Hans Breuer (Hrsg.), Der Zupfgeigenhansl. 28. Aufl. Leipzig 1926, S. 128.

20 Vgl. Anton Henze, Moderne christliche Plastik (= Der Christ in der Welt XV/7). Aschaffenburg 1962, S. 80.

21 In seinem Kreuzweg für die Kirche Maria Regina Martyrum in Berlin-Charlottenburg hat Hajek die Figur Jesu mehrfach durch eine übergroße Dornenkrone hervorgehoben. Diese Kirche soll an die erinnern, die im Kampf gegen den Nationalsozialismus ihr Leben verloren – auch an die, die im nahen Plötzensee an einer eisernen Schiene aufgehängt wurden; wie der Kruzifixus in Freiburg.

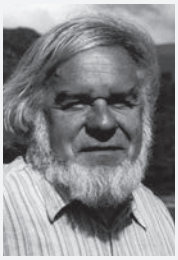
22 Ein eigentliches Denkmal gibt es, anders als an anderen Orten ihres Lebens, in Freiburg bisher nicht, allenfalls abgesehen von der schlichten Tafel am Haus Goethestraße 63. Bert Gerresheim schuf ein Denkmal für Köln, Klaus Ringwald eine Büste für den Speyrer Dom, und auf dem Vorplatz der Abteikirche von Beuron wurde ein (künstlerisch allerdings ganz unzulängliches) Relief angebracht.

23 Vgl. Joseph Höffner, »Dem Herrn im Zeichen des Kreuzes vermählt«. Fastenhirtenbrief 1987 anlässlich der Seligsprechung der Karmelitin Edith Stein (= Zeitfragen H. 39). 3. Aufl. 1987, S. 13.

24 Edith Stein, Kreuzeswissenschaft. Studie über Joannes a Cruce (= Werke Bd. 1). 3. Aufl. Druten/Freiburg u. a. 1983, S. 244.

25 Jesaja 52,14

26 Hier wurde versucht, die bisherigen Äußerungen über diesen Kruzifixus sowohl zusammenzufassen als auch vor allem weiterzuführen: Hans H. Hofstätter, Anstoß oder anstößig. Der Bildhauer Franz Gutmann und die Chorraumgestaltung in der Universitätskirche in Freiburg. In: Bernd Mathias Kremer (Hrsg.). Kunst und geistliche Kultur am Oberrhein. Festschrift für Hermann Brommer zum 70. Geburtstag. Lindenberg 1996, S. 199–210; Rainer Warland, Die Christusplastik von Franz Gutmann in der Freiburger Universitätskirche. In: Freiburger Universitätsblätter 147 (2000), S. 47–53; vgl. auch: Der Gekreuzigte von Franz Gutmann in der Universitätskirche in Freiburg. Vortrag des Künstlers am 22. Januar 1989. In: Das Münster 42 (1989), S. 214–216. – In dem Jahr, in dem dieser Beitrag erscheint, steht der Kruzifixus seit 25 Jahren an seinem Ort und wird Franz Gutmann 85 Jahre alt.



Anschrift des Autors:
Dr. Johannes Werner
Steinstraße 21
76477 Elchesheim-Illingen

Bundschuhfest in Freiburg-Lehen – Erinnerung an den Bauernaufstand von 1513

Die »Bundschuheiche« des Holzbildhauers Thomas Rees erzählt vom Aufbruch in die Neuzeit

Hermann Althaus

15 000 Besucher aus dem Freiburger Umfeld feierten mit den tradtionsbewußten Lehener Bürgern das 500. Jubiläum des Aufstandes von Jos Fritz gegen die weltlichen und kirchlichen Obrigkeiten. Mittelalterliches Leben auf dem Dorf war angesagt und kein Besucher wurde enttäuscht. Der Kappler Holzschitzkünstler Thomas Rees hatte aus einer vom Blitz getroffenen Eiche rund um den Stamm die religiösen, wirtschaftlichen und politischen Probleme der Umbruchzeit vom Übergang zur Renaissance herausgearbeitet. Die sechs Meter hohe Säule wurde zur Eröffnung des Festes im Beisein der heutigen Obrigkeit der Öffentlichkeit übergeben. Eine meisterhafte und nachhaltige Darstellung der Bundschuhereignisse.

Ein großes Fest anlässlich des Bauernaufstandes in Lehen vor 500 Jahren erinnerte Mitte Juni an die Erhebung der von Adel und Geistlichkeit geknechteten Bauern des kleinen Dorfes vor den Toren Freiburgs. Mehr als 15 000 begeisterte und traditionsbewusste Zuschauer nahmen an dem mehrtägigen Trubel teil und verspürten zusammen mit dem wiederbegründeten »Bundschuhverein« mittelalterliches Leben und Treiben, wie es denn in guten Zeiten gewesen sein mag.

Ganz anders stellte Thomas Rees, der über die Region hinaus bekannte Holzschnittkünstler aus Freiburg-Kappel, die Situation und Lebensumstände der Menschen um 1513 auf seiner »Bundschuheiche« dar. Er hatte sich die Aufgabe gestellt, in einen sechs Meter hohen umgestürzten Eichenstamm, das damalige Geschehen der Männer um Jos Fritz, den revolutionären Anführer aus Untergrombach (bei Bruchsal), einzuarbeiten, vor allem aber

Eine ironische Darstellung auf den 1513 gescheiterten Bauernaufstand der Bundschuhmänner um den Fahnenträger Jos Fritz in Süddeutschland. (Basel 1514, »Narrenschiff vom Bundschuh«)

Die Bundschuh-Eiche in Freiburg-Lehen

Erhoben über Gottes Ordnung – Adel und Klerus auf dem Kreuzbalken sitzend

wollte er auch die damaligen sozialen, politischen und religiösen Wirklichkeiten und Spannungen realistisch im Stamm anschaulich machen. Sein rundum zu besichtigender Eichbaumstamm ist ein modernes Kunstwerk, das allseitige Anerkennung findet, weil es Geschichte lebendig macht.

Thomas Rees hat sich bei seinen historischen Vorarbeiten gründlich mit den Zeitumständen des ausgehenden Mittelalters und der beginnenden Renaissance auseinandergesetzt. Intuitiv oder spontan spielt er in seinen Gestalten und Motiven darauf an. So gibt der Untertitel zur »Bundschuheiche« hintergründig bereits ein Thema vor: »Von Pfründefressern und verbotenen Gedanken«.

Unübersehbarer Mittelpunkt seiner Arbeit bleibt für Rees der an der ungerechten Situation und dem Widerspruch zu seiner Friedensbotschaft leidende überlebensgroße Christus, denn auf dessen Kreuzbalken sitzen rechts und links Adel und Geistlichkeit, die mit ihren Forderungen nach Abgaben oder den Drohungen mit der Hölle, die Bauern zu erwürgen drohen. Rees spielt mit seinen Motiven beim Rundgang um die Säule immer

Zweifel und verbotene Gedanken

Die Verschwörung

wieder auf die Angst der Menschen vor der schwarzen Pest und den täglichen Kampf ums Überleben an und trifft in den ausdrucksvollen Gesichtern der Bauern eine reale Beschreibung der damaligen Wirklichkeit. Mit dem dargestellten Handwerkszeug der Bauern oder einem großen, am »Lehener Bergle« gefundenen Ammoniten, erreicht er »naturnah« eine Identifikation der heutigen Generation mit ihren Vorfahren. Aber dann sind da auch Gelehrte mit Büchern in den Händen, Humanisten, Philosophen und Theologen, Künstler und Naturwissenschaftler, die um das Jahr 1500 mit ihren Zweifeln an dieser so genannten »gottgewollten Ordnung« und mit ihren neuen Erkenntnissen ein Tor zu einer größeren und veränderten Welt aufstießen und eine neue Zeit ankündigten. Szenen und Motive oder Symbole weisen an der »Bundschuheiche« immer wieder auf diese

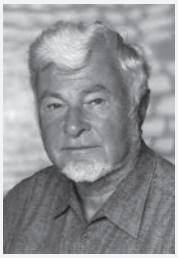
Der Bundschuh – des Teufels Werk
alle Bilder: Thomas Rees

Umbruchzeit zum 16. Jahrhundert, dem Beginn der Renaissance, hin.

Eine Kenntnis von dieser Umbruchstimmung und eine Ahnung von dieser Sehnsucht nach mehr Gerechtigkeit und Umverteilung der Güter haben, so stellt es Thomas Rees dar, offensichtlich auch Jos Fritz und seine Bundschuhmannen aus Lehen gehabt. Sie drohen, aus Not umsturzbereit, der Obrigkeit mit zum Schwur erhobener Faust und fordern Aufhebung der Fronarbeit und Gerechtigkeit für den verarmten »dritten Stand«. Adel und Klerus bezeichnen diesen Aufruhr und die Infragestellung der hergebrachten Ordnung als »Teufelswerk« und die Revoluzzer als »Satanspack«. Thomas Rees deutet diese Gedanken hintergründig mit der Fratze des Teufels an.

Der Bauernaufstand in Lehen wurde – wie in anderen Teilen Deutschlands auch – anno 1513 von der Obrigkeit niedergeschlagen, die Aufrührer bezahlten ihr Aufbegehren meist mit dem Tod. Dennoch halfen sie – wenn auch in bescheidener Weise – mit, das Tor zu einer neuen Gesellschaftsordnung in Europa aufzustoßen. Viele ihrer Forderungen fanden später Aufnahme in unser heutiges Grundgesetz. Auch daran wollte Thomas Rees erinnern und hat deswegen die zwölf Sterne, die ein neues Europa (und das Christentum = Maria im Sternenmantel!!) verkörpern, in seine »Bundschuhskulptur« mit aufgenommen.

Die rührige Gemeinde Freiburg-Lehen enthüllte die alte, vom Blitz getroffene Eiche auf dem Bundschuhplatz durch den Lehener Ortsvorsteher Bernhard Schätzle und die Freiburger Bildungsbürgermeisterin Gerda Stuchlik und lud zu einer kleinen Wanderung auf einem neuen, aus 14 Stationen bestehenden »Bundschuhpfad« am Lehener Bergle ein, auf dem die Ereignisse von 1513 in chronologischer Reihenfolge dargestellt und erklärt werden.



Anschrift des Autors:
Hermann Althaus
Scheffelstraße 9b
79199 Kirchzarten

Freiburg – »Stadt der Badischen Heimat«

Ein historischer Rückblick

Heinrich Hauß

Anlässlich des Sonderheftes »Freiburg« wird an die historische Bedeutung Freiburgs als »Stadt der Badischen Heimat« erinnert. Ort, Personen und Heimatpolitik in der Zeit von der Gründung der Badischen Heimat bis zur Wiedergründung des Vereins werden als »freiburgbezogen« beurteilt.

Der Stadt Freiburg und den in ihr für den Verein agierenden Personen wird ein prägender Einfluss auf den Landesverein zugeschrieben. Freiburg ist doppelter Gründungsort der Badischen Heimat und mit den Haus der Badischen Heimat in der Hansjakobstraße bis heute Sitz der Geschäftsleitung. Die europäische Perspektive Badens, die Rolf Böhme 1999 im Jubiläumsheft für Freiburg und die Region entwickelt hat, wird als erneuter Impuls Freiburgs für den Landesverein interpretiert. Auch in der Zukunft ist der Landesverein auf einen Ort angewiesen, von dem aus er agieren kann.

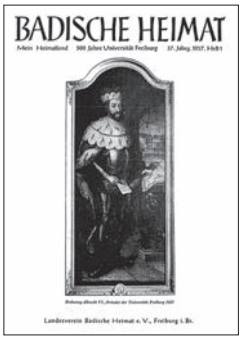
I. Ein »freiburgbezogener« Verein

Nach einer ein halbes Jahr umfassenden redaktionellen Arbeit an der Sonderpublikation »Freiburg« fiel mir auf, dass bei der eminenten Bedeutung Freiburgs für den Landesverein Badische Heimat, es wohl angebracht ist, an den Ort, die Personen und die Politik des »freiburgbezogenen« Vereins zu erinnern. Wenn wir aus Anlass der Freiburg-Sonderpublikation an die historische Bedeutung der Stadt Freiburg erinnern, dann ist dabei mitgedacht, dass der Verein durch die Besonderheit der Stadt und ihrer Menschen eine eigene Prägung erfahren hat. Wer dem Gedanken einer Prägung des Vereins durch die Stadt skeptisch gegenübersteht, der kann sich mit dem Gedanken zufrieden geben, dass Freiburg lange Zeit Ort des Vereinshandelns war. Die Dominanz Freiburger Bürger, die besondere Wahrnehmung ihrer Breisgau-Heimat, ihr »Seelenklima«, die »Stimmgabel« ihrer Entscheidungen in und für den Verein können wir nur annehmen. Es blieb bekanntlich Christoph Meckel vorbehalten, die negativen

Haus der Badischen Heimat

Titelbild Freiburg und der Breisgau 1929

Titelbild Breisgau 1941



Titelbild Heft 1/1957

Titelbild Heft 1/1970

Seiten des Freiburger »Seelenklimas« seines Vaters darzustellen[2].

II. Freiburg – doppelter Gründungsort der Badischen Heimat

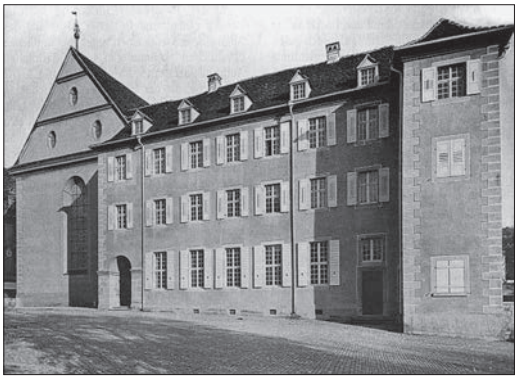
Der Oberbürgermeister von Freiburg, Dr. Josef Brandel, hat anlässlich des 50-jährigen Jubiläums des Landesvereins in seinem Grußwort zu dem Freiburg-Heft der Badischen Heimat 1959, Nr. 2/3, die Bedeutung Freiburgs für den Landesverein in wenigen Worten so zusammengefasst:

»Unsere Stadt ist die Geburtsstätte der ›Badischen Heimat‹: in ihren Mauern ist sie am 1. Januar 1909 durch den Zusammenschluss des ›Badischen Vereins für Volkskunde‹ und des ›Vereins für ländliche Wohlfahrtspflege in Baden‹ entstanden. Die Wiedergründung nach dem 2. Weltkrieg ist ebenfalls hier im Oktober 1949 erfolgt. In Freiburg steht auch das schöne Haus der ›Badischen Heimat‹, das wir dem eifrigen und glückhaften Bemühen von Hermann Eris Busse verdanken. Freiburg darf mit Fug und Recht als ›Stadt der Badischen Heimat‹ gelten.«[3].

»Stadt der Badischen Heimat«. Eine anspruchsvolle Bezeichnung. Was kann das heißen? Einmal kann Freiburg verstanden werden als eine Stadt, in der die Badische Heimat zu Hause ist, dann wohl wird auch die enge Verbindung zwischen Stadt und Verein signalisiert. Das Verhältnis des badischen Erbes der Stadt und dem Landesverein hat W. Hug in diesem Heft (S. 466) so charakterisiert: »Im Insgesamt des badischen Erbes der Stadt bildet die Badische Heimat ein edles Juwel.«

Zum 75. Gründungsjubiläum des Landesvereins fand im Jahre 1984 am 20. Mai die Mitgliederversammlung in Freiburg statt. Der damalige Vorsitzende Ludwig Vögely würdigte im Vorwort des Freiburg-Heftes die Bedeutung Freiburgs für den Verein. »Aber alle die Jahrzehnte (der Geschichte des Landesvereins) hinweg blieb *Freiburg die Heimat des Vereins,* erst recht, als im Jahre 1926 der Architekt C. A. Meckel das Haus ›Badische Heimat‹ in der Hansjakobstraße erbaut hatte. Wir schulden der Stadt Freiburg großen Dank für das Wohlwollen, das sie dem Landesverein über 75 Jahre stets bewiesen hat«[4].

Adolf Schmid hob 1999 anlässlich des 90. Geburtstages des Landesvereins hervor, dass von dem Haus »Badische Heimat« ab 1926 *»die vielen Aktivitäten des Vereins gesteuert«* wurden[5].



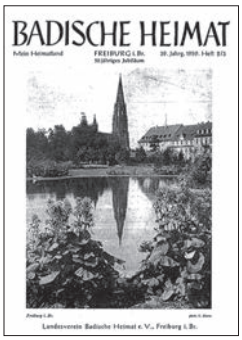
Die Zentrale des Landesvereins fand eine erste Unterkunft in einem Raum des Colombischlösschens, danach im städtischen Augustinermuseum

Freiburg ist doppelter Gründungsort der Badischen Heimat, und nur in Freiburg besitzt der Verein ein »Stammhaus«. Freiburg nimmt aber auch in der badischen Erinnerungskultur einen besonderen Platz ein. Es darf daran erinnert werden, dass die Stadt Freiburg »anlässlich des 50. Landesjubiläums im Historischen Kaufhaus, dem Sitz des damaligen Badischen Landtages, an das Lebenswerk von Leo Wohleb und der Epoche der politischen Eigenständigkeit unseres Landes« erinnert hat, »in der Freiburg die Hauptstadt des selbständigen Badens war«[6]. Das Stadtarchiv Freiburg hat als Beitrag Freiburgs zum Landesjubiläum den Band »50 Jahre Baden-Württemberg. Badens Mitgift« herausgebracht.

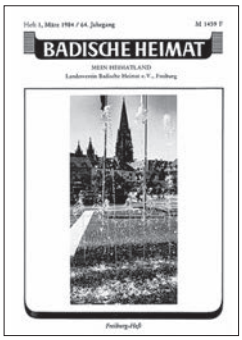
III. Eine Stadt, ein Haus und engagierte Menschen

Zwei Städte spielen in der bisherigen Geschichte eine je entscheidende Rolle für den Landesverein: Freiburg und Karlsruhe. Dabei kommt Freiburg eine gewisse Priorität zu, weil der Landesverein dort in der Hansjakobstraße ein Haus besitzt. Auch kamen die meisten Vorsitzenden und Redakteure aus Freiburg. Die Entscheidung, Freiburg zum Sitz des Vereins zu machen, hängt wohl von zwei Personen und ihren Berufen ab, von Friedrich Pfaff und Max Wingenroth. Der Bibliothekar Pfaff betrieb von Freiburg aus die Fusion der drei Vereine und Wingenroth als Konservator der Städtischen Sammlungen in Freiburg und Schriftleiter der Badischen Heimat, bezog als Geschäftsstelle zwei Zimmer im Colombischlösschen[7], später Zimmer im Augustinermuseum.

Mit der Entscheidung, in Freiburg ein Haus als Sitz der Geschäftsstelle zu bauen, beließ der Landesverein seinen Hauptsitz in Freiburg, obwohl es auch Bestrebungen gegeben hatte, den Sitz wegen der Nähe zu den Ministerien nach Karlsruhe zu verlegen[8]. Das »stattliche Haus« (Fischer) wurde am 30. August 1926 eröffnet und sollte »Dauer und Zukunft« des Vereins bedeuten[9]. Mit dem Anwesen konnte die Badische Heimat »im überregionalen Reigen der Heimatschutzorganisationen einen besonderen Rang beanspruchen«[8]. Die Bedeutung Freiburgs für den Landesverein findet mit der Arbeit Hermann Eris Busses von 1926 bis 1941 in diesem Hause ihren ersten Höhepunkt.



Titelbild
Heft 2/3,1959



Titelbild
Heft 1/1984

Titelbild
Heft 3/1999

Nach der Gründung fand die Badische Heimat zunächst Unterkunft in einem Raum im Colombischlösschen, dann in zwei Räumen des Augustinermuseums. Schließlich konnte 1925 das Haus in der Hansjakobstraße gebaut werden. Den Zweiten Weltkrieg hat das Haus ohne Beschädigungen überstanden Das Haus wurde im Juli 1945 von den französischen Streitkräften beschlagnahmt und erst 1947 wieder freigegeben. In der Nazizeit trafen sich die Mitglieder im Haus des Unternehmers Heinrich Julius Brenzinger (1879–1960). Und es waren »fünf Freiburger« (Weinacht), die sich am 30. November 1946 im Hause Brenzinger in Freiburg trafen, außer Brenzinger selbst noch Paul Schwoerer, H. E. Busse, Joseph Schlippe und Max Heß. In den Jahren von der Gründung des Landesvereins bis in die vierziger Jahre des 20. Jahrhunderts war die Badische Heimat nach Ort und Personal »freiburggeprägt«. Vorsitzende und Schriftleiter, sie waren entweder in Freiburg geboren oder dort hauptamtlich beschäftigt.

IV. Die Freiburg-Hefte

Aus dem Ende der zwanziger Jahre liegt das Heft »Freiburg und der Breisgau« (1929) vor. Dann eines der letzten Landschaftshefte Busses, »Der Breisgau« von 1941. 1950 erscheint das erste Heft der Badischen Heimat nach der Wiedergründung des Vereins. Nach der Wiedergründung hat der Landesverein die von Busse begründete Tradition der Städte- und Landschaftshefte wieder aufgenommen. Die Publikation ist wirtschaftlichen Interessen nicht verpflichtet und muss im Allgemeinen keine Rücksichten auf Aufträge aus der Werbebranche nehmen. Nicht immer hat die Badische Heimat diese Unabhängigkeit auch im Sinne der Aufarbeitung kritischer Themen genutzt.

Die Herausgabe von Freiburg-Heften erfolgte in späterer Zeit zumeist im Allgemeinen nach Vereinsjubiläen. So feierte der Verein im Jahre 1999 das 90. Jahr der Gründung der Badischen Heimat und das 50. Jahr der Wiedergründung mit einem Festakt in Freiburg und einem Sonderheft. Freiburg sieht sich als »Gastgeberstadt« und betont die enge Verbindung zwischen dem Verein und der Stadt.

1957 und 1970 erschienen zwei Hefte, die sich mit besonderen Themen Freiburgs beschäftigten. 1957 thematisieren einige Aufsätze »500 Jahre Universität Freiburg«. Im Heft 1/1970 mit dem Thema »Zähringerstädte« gab der damalige Vorsitzende Franz Laubenberger einen kurzen Überblick über

die Geschichte Freiburgs. Es sollte nach dem Verfasser auch gezeigt werden, wie sich »die einstigen Zähringergründungen auch in unseren Tagen darstellen.« Er kommt zu dem Schluss, dass die *»anheimelnden Mischung von städtischer Eleganz und ländlicher Biederkeit«* den *»liebenswerten Charme«* Freiburgs ausmachen[10]. Übrigens wird in dem Aufsatz Laubenbergers zwar Leo Wohleb als Staatspräsident erwähnt, aber mit keinem Wort der (Süd-)Badische Staat!

Aus Anlass des 75-jährigen Jubiläums und im Zusammenhang mit der Mitgliederversammlung in Freiburg wird ein »Freiburg-Heft« (BH 1/1984) vom Verein organisiert. In thematischer Hinsicht ist das Heft aus heutiger Sicht recht konventionell. Neben Themen wie Bevölkerungsentwicklung, Wasser- und Stromversorgung nehmen Aufsätze zum Erzbistum Freiburg und dem Münster einen breiten Raum ein. Ein Rückblick beschäftigt sich mit »Freiburg, Südbaden und seinen Beziehungen zu Frankreich«. Zukunftsweisend ist der Aufsatz zum »partnerschaftlichen Miteinander« und den Wechselbeziehungen zwischen Freiburg und seinem Umland. Ein aktueller Bezug wird mit »Hüter des Freiburger Stadtbildes« der Arbeitsgemeinschaft Freiburger Stadtbild hergestellt. Übrigens hat der damalige Regierungspräsident Norbert Nothelfer die Tatsache besonders gewürdigt, »dass man bei aller Konzentration auf das ›Badische‹ im Landesverein stets auch die benachbarten Landschaften des Elsass, der Schweiz und Österreichs in die Arbeit einbezieht«[11].

Das Doppeljubiläum 1999 – 50. Jahr der Wiedergründung und 90. Jahr der Gründung – wurde mit einer Mitgliederversammlung in Freiburg und einem Freiburg-Heft bedacht. Der damalige Oberbürgermeister der Stadt Freiburg, Rolf Böhme, schrieb den Einführungsaufsatz. »Baden und Europa«, so der Titel des Aufsatzes, ist insofern bemerkenswert, als er dem Verein einen neuen Impuls vermittelt. »Baden hat eine europäische Perspektive und ist in dieser Bestimmung die Avantgarde im gemeinsamen Bundesland Baden-Württemberg. Denn nirgendwo wird aufgrund der leidvollen Grenzgeschichte die Europäische Einigung so unmittelbar begriffen und konkret erfahren wie hier am Oberrhein.« Die Verpflichtung, die aus der deutsch-französischen Freundschaft und der Europäischen Einigung erwächst, gilt für Böhme »gleichermaßen für die gesellschaftlichen Kräfte wie den Landesverein Badische Heimat«[12]. Nach meiner Auffassung erhält hier der Verein einen neuen Impuls, der von der Stadt Freiburg und der Regio ausgeht. Die »guten Startposition«, die Baden mit der europäische Entwicklungsperspektive der Region hat, könnte auch zu einer Perspektive des Vereins werden. Wenn es einen Sinn hat, am Ende der neunziger Jahre wieder von einem Einfluss der Stadt Freiburg auf den Landesverein zu sprechen, dann im Zusammenhang mit der europäischen Perspektive Badens, die Böhme entwickelt hat. Dass der Verein weiterhin seinen Sitz in Freiburg hat, könnte eine neue politische Bedeutung erhalten.

Die Publikation von 1999 ist auch in weiterer Hinsicht bemerkenswert. Sie widmet sich städtebaulichen Probleme mit mehreren Aufsätzen[13] und weist auch auf ein besondere Errungenschaft des (süd-)badischen Staates hin: auf das Denkmalschutzgesetz vom 12. Juli 1949.

V. Plädoyer für Freiburg

»Als jüngste und badischste aller badischen Städte war sie die erste in Großherzogtum und Republik. Sie muss es bleiben, soweit es darum geht, badisches Erbe zu bewahren und

zu mehren. Die guten Traditionen Badens in Politik, Bildungswesen und Kultur, die Vielfalt des alten Landes, die in Karlsruhe ihren Brennpunk hatte, sind und bleiben Karlsruhes Auftrag«[14].

Leider kann davon im Jahre 2013 keine Rede mehr sein. Karlsruhe will Technologie-Region sein. Baden und Badisches findet dabei nur so weit Berücksichtigung, als es im Sinne des Stadtmarketings »verwertbar« ist. Ich habe den Eindruck, dass in Freiburg und der Regio heute eine »badisch-oberrheinische« Variante gelebt wird, die sich vom dem Marketing suggerierten »Hightech trifft Lebensart« in Karlsruhe unterscheidet. Die erwähnte »badische« Variante Freiburgs ist angereichert durch die Regio und die Kontakte zum Elsass und der Schweiz[15]. Institutionelle Verankerung wird sie in Zukunft wohl in der Trinationalen Metropolregion Oberrhein finden. Vielleicht kann Freiburg in Zukunft Sitz einer oberrheinorientierten Badischen Heimat sein? Denn ich glaube, dass der Landesverein auch in Zukunft einen Ort braucht, von dem aus er in Synergie mit eben diesem Ort agieren kann[16].

Seit über 90 Jahren galt die Arbeitsteilung: in Freiburg die Geschäftsstelle, in Karlsruhe der Verlag[17]. Mit dem Wechsel vom G. Braun Buchverlag Karlsruhe zum Rombach Verlag in Freiburg wurde eine 93 Jahre dauernde Tradition aufgegeben. Es wird sich zeigen, ob dieser Bedeutungszuwachs Freiburg als »Stadt der Badischen Heimat« im Sinne des Landesvereins stärken wird. Für die »Präsenz« der Badischen Heimat in Karlsruhe ist der Verlagswechsel ohne Zweifel ein Verlust.

Anmerkungen:

1 Franz Schneller, Brevier einer Landschaft,1947, S. 17. Schneller schreibt in dem Aufsatz »Freiburg im Breisgau«, das Münster bestimme das Seelenklima des Freiburgers.

2 Christoph Meckel, Über meinen Vater,1980. Das »Seelenklima« kann nur poetisch individuell und nicht objektiv dokumentarisch bewältigt werden. Der Landschaft seines Vaters »zwischen Karlsruhe und Basel« wird so charakterisiert: »Nichts, außer dem Meer wird hier vermisst, und das Vorhandene ist in Fülle da.« (S. 17)

3 Grußwort des Oberbürgermeisters von Freiburg, Heft 1/2, 1959, S. 97

4 Grußwort des Landesvorsitzenden L. Vögely, Heft 1/1984

5 Adolf Schmid, 90 Jahre Badische Heimat, Heft 3/1999, S. 447

6 Rolf Böhme, Vorwort, in: Badens Mitgift, 2002, S. 8

7 Eugen Fischer bei der Eröffnung G. Kabierske, Ein Wahrzeichen soll es sein für unsere Arbeit In: 100 Jahre für Baden, S. 454

8 Kabierske, a. a. O., S. 254

9 Fischer, a. a. O.

10 Laubenberger, BH 1/1970, S. 21

11 BH 1/1984, S. 243

12 BH 1999, S. 453

13 Josef Schlippe, Darf eine Stadt noch anheimelnd sein? In: Hans Geiges, Die Altstadt von Freiburg und ihr Wiederaufbau; Paul Bert, Ein halbes Jahrhundert Bauen in Freiburg; Sven von Ungern-Sternberg, Identität und heimatliche Bindung

14 Heinz Schmitt, Karlsruhe – Das Herz Badens, BH 2/1984, S. 144

15 Rolf Böhme sprach schon 2002 davon. dass »die Region am Oberrhein, die geografisch, geschichtlich und kulturell einen Vorsprung vor vielen anderen Regionen Europas« habe (Badens Mitgift, S. 179) »Grenzüberschreitender Regio-Charakter«: »In der Euro-Region sind die Ansätze (eines zukünftigen Europas) dazu ein großes Stück weiter gediehen, vor allem im Bewusstsein der Menschen, die hier wohnen, und diese Tatsache hat ihre Basis in der Tradition, setzt also schon weit in der Vergangenheit ein« (Fred Ludwig Sepaintner, Die »Regio«. In: Baden-Württemberg. Vielfalt und Stärke der Regionen, 2002, S. 161)

16 Wulf Rüskamp hat allerdings in dem Aufsatz »Die Chance Oberrhein« die Erwartungen etwas gedämpft. Er schreibt: »Der Metropolregion fehlt es gegenwärtig an herausragenden, die ganze Region repräsentierenden Köpfen«. Auch »im Städtenetz ist die Stelle der treibenden Kraft derzeit

unbesetzt«. Aber es gilt auch »den Oberrhein neu zu denken«. »Die entscheidende innere Qualität liegt vielmehr darin, dass die Region sich nun als Aktionsgemeinschaft sehen will, trotz der ja faktisch weiterhin vorhandenen Grenzen. In diesem Konzept ist jede Kommune eingeladen, sich neu Arbeitsfelder mit wechselnden regionalen Partnern diesseits und jenseits der Grenzen zu erschließen«.

17 Seit 1914 ließ der Landesverein Badische Heimat bei der vormals G. Braun Hofdruckerei die Hefte herstellen.

Anschrift des Autors:
Heinrich Hauß
Weißdornweg 39
76149 Karlsruhe

900 Jahre Ebnet

Ersterwähnung und frühe Geschichte*

Thomas Zotz

Die Ersterwähnung von Ebnet im Rotulus Sanpetrinus zu ca. 1113 gibt Gelegenheit, Einblick in die Herrschaftsgeschichte des Raumes in der frühen Zähringerzeit zu gewinnen. Der Ort kann indes auf eine weitaus ältere Vergangenheit zurückblicken, die sich in dem Patrozinium der Ebneter Kirche St. Hilarius und St. Remigius spiegelt, spielten diese beiden Heiligen doch im Fränkischen Reich der Merowingerzeit (6./7. Jh.) eine Rolle. Ebnet war damals wie auch später verkehrsgeographisch wichtig durch seine Lage am Übergang von der Rheinebene zum Schwarzwald. Nach der Ortsherrschaft der Herzöge von Zähringen und der Grafen von Freiburg hatten hier im späteren Mittelalter die Snewlin von Landeck das Sagen und verfügten offenbar über ein festes Haus, das 1493 einem Anhänger des elsässischen Bundschuh zeitweise Asyl gewährte.

Ende September 1113 versammelte sich eine illustre Schar geistlicher und weltlicher Großer des deutschen Südwestens, um der Weihe des Münsters der Abtei St. Peter im Schwarzwald, Hauskloster und Grablege der Herzöge von Zähringen, beizuwohnen. Aus diesem feierlichen Anlass machten Herzog Berthold III. und sein Bruder Konrad (der sieben Jahre später den Marktort Freiburg ins Leben rufen sollte) dem Kloster eine Schenkung von Grundbesitz in der Nähe von Breisach; zugleich verzichteten die beiden für sich und ihre Nachfolger auf alles Eigentumsrecht am Kloster und sicherten so dessen Besitz, der von ihren Eltern, den Stiftern von St. Peter, stammte. Diese von über 30 Adligen bezeugte Erklärung wurde in den Rotulus Sanpetrinus, das Urkunden- und Güterverzeichnis der Abtei St. Peter, von der Mitte des 12. Jahrhunderts eingetragen. Der Rotulus besteht aus 16 Pergamentblättern und hat die beeindruckende Länge von 6,30 m.

Damit habe ich Ihnen den wichtigen Überlieferungsträger der Ersterwähnung von Ebnet vorgestellt, die wir in diesem Jahr feiern. Der entsprechende Eintrag befindet sich im Rotulus Sanpetrinus in unmittelbarem Anschluss an die gerade erwähnte, auf den 30. September 1113 datierte Weihenotiz (Abb. 1 oben). Allerdings findet sich in unserem Ebnet-Eintrag keine Datumsangabe, so dass als zeitlicher Rahmen zunächst einmal nur die Regierungsjahre des hier als Akteur genannten Herzogs Berthold III. gelten können: 1111 bis 1122. Allein die Position des Eintrags direkt nach der datierten Weihenotiz berechtigt nicht dazu, auch diesen zu 1113 einzuordnen, worauf sich unsere 900 Jahr-Feier bezieht. Doch lässt sich dank der jüngsten Forschungen an der Abteilung Landesgeschichte des Historischen Seminars an der Universität Freiburg das in Frage

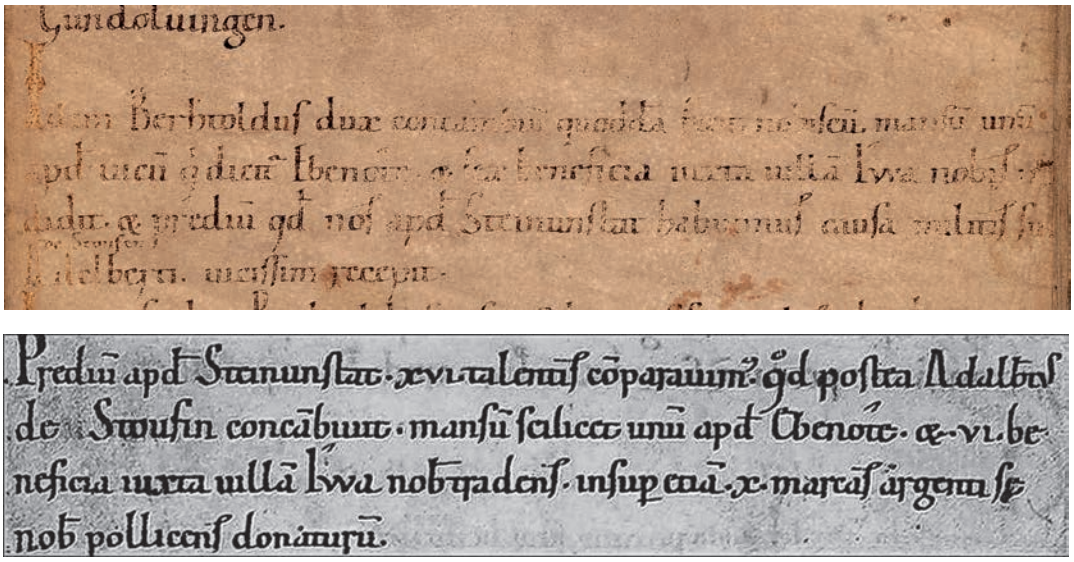


Abb. 1: Ebnet im Rotulus Saupertrinus.
Repro: Oben: Eintrag zum Tausch zwischen Berthold III. und St. Peter.
Unten: Notiz zum Güterkauf des Klosters in Steinenstadt. Generallandesarchiv Karlsruhe 14 Nr. 4, fol. 1v, 3v.

kommende Zeitfenster immerhin auf die Jahre 1111 bis 1115 eingrenzen. So betrachtet, liegt 1113 genau in der Mitte.

Was erfahren wir nun aus jenem Eintrag im Rotulus Sanpetrinus, in dem erstmals der Ort Ebnet im Dreisamtal in der schriftlichen Überlieferung erscheint? Herzog Berthold III. habe mit dem Kloster St. Peter einen *mansus*, eine Bauernstelle (Hufe), *apud vicum, qui dicitur Ebenôte* (in dem Ort mit Namen Ebnet), sowie sechs Lehengüter beim Dorf Ibental gegen ein Gut in Steinenstadt (bei Neuenburg) getauscht und zwar zugunsten seines Gefolgsmanns Adelbert von Staufen. Mit diesen wenigen Worten erhalten wir einen interessanten Einblick in die Besitz- und Herrschaftsverhältnisse in unserem Raum in der frühen Zähringerzeit des beginnenden 12. Jahrhunderts: Der Herzog verfügte über Besitz in Ebnet am Ausgang des Dreisamtals, überließ diesen aber dem Kloster St. Peter, damit sein Gefolgsmann Adelbert, der sich gerade damals seinen namengebenden Sitz auf dem Staufener Bergkegel schuf, in seinem Herrschaftsbereich im mittleren Breisgau eine Besitzposition hinzugewann.

Ich will es bei den wenigen Bemerkungen zu dieser spannenden Zeit zähringischen Herrschaftsaufbaus im Breisgau mit Burgen und Ministerialen und nicht zuletzt der Marktgründung Freiburg von 1120 belassen, um Ihre Aufmerksamkeit auf das heute Abend zu Recht im Mittelpunkt stehende Ebnet zu lenken.

Blicken wir vom Zeitfenster der Ersterwähnung vor 900 Jahren weiter zurück in die Vergangenheit; denn der erste schriftliche Nachweis eines Ortes sagt noch gar nichts über sein Alter aus: Hier können wir uns durch das Patrozinium der Ebneter Kirche, Hilarius und Remigius, bis ins frühe Mittelalter, in die Zeit der Merowinger (6./7. Jahrhundert), führen lassen. Denn die Verehrung des hl. Hilarius von Poitiers, Bischof des 4. Jahrhunderts, fand

durch den Missionar Fridolin im 7. Jahrhundert mit Säckingen Eingang am Hoch- und Oberrhein; Hilarius als Kirchenpatron ist außer in Ebnet auch in Bollschweil und Malterdingen belegt. In noch etwas frühere Zeit weist der andere Schutzherr der Ebneter Kirche, der hl. Remigius; als Bischof von Reims hat er im Jahre 498 den ersten Frankenkönig Chlodwig getauft; deshalb genoss Remigius neben dem hl. Martin von Tours hohes Ansehen im Frankenreich der Merowinger, wurde wie Martin ein politischer Heiliger. Wenn seine Verehrung am Oberrhein für Ebnet, aber auch für Heuweiler und Merdingen belegt ist, so wird daran deutlich, dass dieser Raum, der zu dem von Herzögen im Auftrag der merowingischen Könige verwalteten Alemannien gehörte, damals vom westlich des Rheins gelegenen Kernraum der Merowinger fränkisch durchdrungen und geprägt wurde, wie sich dies auch am archäologischen Fundmaterial ablesen lässt.

Ebnet kam dabei eine besondere Funktion aufgrund seiner verkehrsgeographischen Situation zu; denn der Ort liegt genau an der Stelle, wo sich das Zartner Becken nach Westen, zur Rheinebene hin in einem nur etwa 1 km breiten Durchlass der Schwarzwaldberge öffnet. Der mit dem althochdeutschen Wort *ebanod* gebildete Ortsname spiegelt die Lage des Ortes zur Ebene hin. Hier, an der Einmündung des Eschbachs in die Dreisam, überquerte die vom Schwarzwald kommende, in römische Zeit zurückreichende Straße den Fluss, um dann südlich auf der hochwassergeschützten Niederterrasse weiterzulaufen. Die alten Strukturen, markiert durch das keltische *oppidum* Tarodunum, dessen Name in Zarten fortlebt, scheinen auch im frühen Mittelalter weitergewirkt zu haben: Wir hören im 8. Jahrhundert von einer *marcha Zardunensis* (Zartner Mark), also einem nach dem Zentralort Zarten (später Kirchzarten) benannten Siedelraum, der den Eingang zur Überquerung des südlichen Schwarzwalds bildete. Zur Pfarrkirche von (Kirch-)Zarten gehörte als Filiale die Kapelle des hl. Hilarius und Remigius in Ebnet; so bilden sich frühe Strukturen ab.

Es versteht sich, dass ein solcher »Schlüsselraum« für die Schwarzwaldüberquerung zu allen Zeiten für die Herrschaftsträger von besonderem Interesse war. Im 10. Jahrhundert hatte hier ein einflussreicher Graf am südlichen Oberrhein Guntram Besitzpositionen, darunter auch in Ebnet und in Eschbach. Wir wissen dies, weil nach der Verurteilung und Enteignung Guntrams durch König Otto den Großen im Jahre 952 das Kloster Einsiedeln Guntrams Besitz im Breisgau mit dem Schwerpunkt Riegel, aber auch in Zarten erhielt, und in Besitzverzeichnissen des Klosters aus dem 13. und 14. Jahrhundert ist von den Höfen in Eschbach und Ebnet die Rede: Der Abt hat hier das Niedergericht; dieses Gericht der dortigen Gotteshausleute, vom Vogt abgehalten, soll dreimal im Jahr in Ebnet »unter der Linde« stattfinden. Der Zins an die Herrschaft – in Ebnet jährlich 28 Schillinge und 18 Scheffel Hafer – ist am Michaelstag (29. September) oder am Remigiustag (1. Oktober) zu leisten. Remigius ist uns bereits von der Ebneter Kirche bekannt.

Nach diesem kurzen Blick auf das Leben der »kleinen Leute« zu Ebnet im Mittelalter kehren wir wieder auf die herrschaftliche Ebene zurück und damit zur Ersterwähnung des Ortes im Rotulus Sanpetrinus um das Jahr 1113: Herzog Berthold III. von Zähringen verfügte hier, wie wir gehört haben, über eine Hufe Land, die er zugunsten seines Gefolgsmanns Adelbert von Staufen an das Kloster St. Peter gegen ein Gut bei Steinenstadt tauschte. Die Zähringer hatten also eine Position in Ebnet am Ausgang des Zartner Beckens, ebenso

wie sie über Grund und Boden ein paar Kilometer weiter westlich beim Austritt der Dreisam in die Rheinebene verfügten, wo bereits seit 1091 ihre Burg Freiburg mit einer zugehörigen Handwerkersiedlung bestand und 1120 Konrad von Zähringen, der Bruder Herzog Bertholds III., den Markt gründete. Das längst existierende Ebnet und das erst um 1100 gegründete Freiburg bildeten die Eckpunkte des Durchgangs vom Zartner Becken in die Rheinebene; nicht von ungefähr hatten an beiden sensiblen verkehrsgeographischen Punkten die Zähringerherzöge als Inhaber »öffentlicher« Gewalt Herrschafts- und Besitzrechte! Vielleicht hängt es mit der strategisch wichtigen Position von Ebnet zusammen, dass im Eintrag des Rotulus nicht von dem gängigen lateinischen Wort für ›Dorf‹, *villa*, sondern von *vicus* die Rede ist. Dieser Begriff bezeichnet Siedlungen unterschiedlichen Charakters, darunter auch ein Dorf, aber häufig zeichnet sich ein *vicus* durch eine besondere Funktion aus; im Fall von Ebnet mag die verkehrsgeographische Lage der Grund für die Wortwahl gewesen sein.

Wir hörten von einem Hof des Klosters Einsiedeln in Ebnet, von Besitz des Klosters St. Peter. Wer aber verfügte über die mit dem Hochgericht verbundene Ortsherrschaft? Das waren die Herzöge von Zähringen, wie aus einem Schriftstück der Grafen von Freiburg von 1316 hervorgeht. Diese waren Erben der 1218 im Mannesstamm ausgestorbenen Zähringer als deren Rechts- und Besitznachfolger im Breisgau. Im Jahre 1316 trat Graf Egen I. die Herrschaft an seinen Sohn Konrad ab, zuvörderst Burg und Stadt Freiburg, reservierte aber für sich den Vogt-Gölin-Hof in der Au als Wohnsitz und den zugehörigen Wirtschaftshof mit Äckern und Matten, ferner *Ebnôte das dorf mit vischenzzen* und mit allem Zubehör. Auch die Vogtei über das Kloster St. Peter behielt sich der alte Graf vor, denn auch aus ihr flossen Einkünfte. Für unseren Zusammenhang ist aber besonders wichtig zu erfahren, dass Ebnet damals in Händen der Zähringererben, der Grafen von Freiburg, war und dass zum Ort offenbar ertragreiche Fischereigründe gehörten, die in der Urkunde deshalb eigens erwähnt werden.

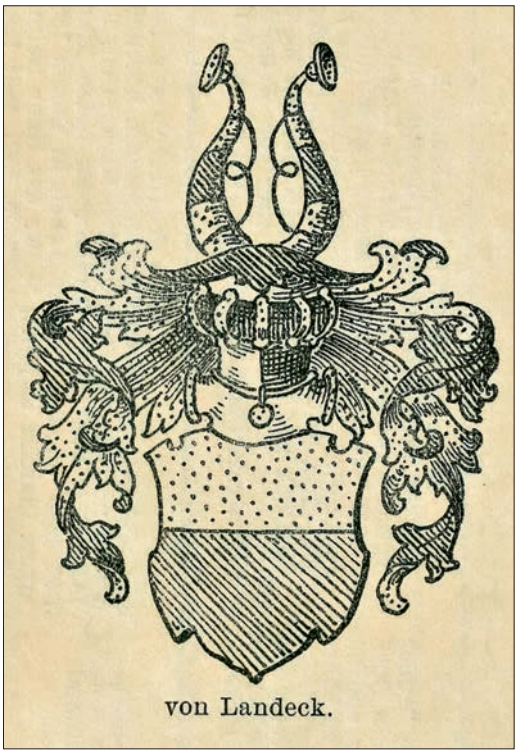


Abb. 2: Wappen der Snewlin von Landeck. Aus: Julius Kindler von Knobloch, Oberbadisches Geschlechterbuch Bd. 2, 1905, S. 430

Wenig später gelangte Ebnet dann allerdings mit der Herrschaft über Leute, Güter, hohes und niederes Gericht vom Grafenhaus an die weitverzweigte und ebenso reiche wie einflussreiche Freiburger stadtadlige Familie Snewlin, die seit Beginn des 14. Jahrhunderts mehrere Burgen im Umkreis von Freiburg erwarb (Abb. 2): das Schloss in Bollschweil, die Burg Wiesneck im Zartner Becken, die Burg

Abb. 3: Das Schloss in Ebnet auf dem Altarbild von 1730 in der Ebneter Kirche. Foto: Joergens.mi/Wikipedia, communs.wikimedia.org/wiki/File: St._Hilarius_(Freiburg)_3598.jpg, letzter Zugriff am 7.8.2013

Landeck nördlich von Teningen, um nur einige zu nennen: 1348 ist Junker Hanmann Snewlin, Sohn des Freiburger Bürgermeisters Johann Snewlin, dessen Familie sich später nach Landeck nannte, als Herr zu Ebnet belegt; sein Bruder Konrad erwarb 1374 vom Freiburger Grafen die Wasser- und Fischereirechte über den Eschbach *uncz uff Ebenetter brugk mit allen den brunen, runsen und influssen, die zu dem bach und der vischenczen gehorent.* Erneut kommt die Fischerei bei Ebnet zur Geltung!

Da Hanmann Snewlin söhnelos verstarb, ging die Ebneter Herrschaft an den Bruder Konrad und dessen jüngeren Sohn Hanmann Snewlin von Landeck († 1427). Dessen Sohn Hans Snewlin von Landeck, genannt der Reiche, ist 1459 als Herr zu Ebnet, sein gleichnamiger Sohn zur gleichen Zeit als Herr zu Wiesneck bezeugt; Burg und Herrschaft Wiesneck, 1318 von den Snewlins erworben, war 1372 an die Blumenecker übergegangen, von diesen aber 1450 an Hans Snewlin von Landeck d. J. gefallen. Dessen Sohn David Snewlin von Landeck wurde 1489 von dem Erzherzog Sigmund von Österreich (der für die Vorderen Lande zuständig war) mit der Herrschaft Wiesneck belehnt, nachdem der Habsburger die Wiesneck käuflich erworben hatte. So kam das höchstrangige Haus Österreich, längst territorialpolitisch am südlichen Oberrhein interessiert – ich erinnere nur an den Übergang der Stadt Freiburg 1368 an Habsburg – im Zartner Becken ins Spiel.

Die verwickelte Besitzgeschichte soll uns nicht weiter beschäftigen; wichtig ist, dass Da-

vid Snewlin von Landeck 1491 seinen Sitz auf der Burg Wiesneck hatte. Aber auch Ebnet lag im Blickfeld seines Interesses, denn 1505 erwarb er vom Kloster Ettenheimmünster, das zwischenzeitlich in den Besitz der Einsiedler Dinghöfe in Ebnet und Eschbach gelangt war, diese beiden Höfe, um seinen Besitz und seine Herrschaft im Dreisamtal abzurunden.

Die Erwähnung der Burg Wiesneck gibt Anlass, nach einem herrschaftlichen Sitz in Ebnet zu fragen, der Vorgänger des 1696 errichteten Herrenhauses der Freiherren von Sickingen (seit 1568 Nachfolger der Snewlin von Landeck in Ebnet), wie es 1730 Franz Bernhard Altenburger für das Altarbild mit Hilarius und Remigius in der Ebneter Pfarrkirche gemalt hat (Abb. 3), wenige Jahre bevor Johann Jakob Fechter das noch heute bestehende Barockschloss gebaut hat.

Es ist von vornherein wahrscheinlich, dass in Ebnet bereits im Mittelalter ein herrschaftlicher Sitz der Snewlin-Landecks existierte. Die massive Wasserburg im Hintergrund des Porträts von Ferdinand Hartmann Sebastian von Sickingen aus dem Jahr 1735 mag, wenn auch in künstlerischer Freiheit, den Hinweis auf ein früheres Weiherschloss in Ebnet geben, wie im Breisgau deren viele bestanden haben. Als historische Quelle ist für unsere Frage das snewlin-landecksche Besitzverzeichnis von 1448 wertvoll, denn hier ist von den Abgaben *von minem hoffgesesß zu ebnett* die Rede. Der damals mit dem Hofgesäss belehnte *Joß negelly* hat die zugehörigen *wyger* (Weiher) zu warten, ferner die Zuchttiere (Stier und Eber) zu pflegen. Wenn die Herrschaft sich schließlich vorbehält, den eigenen Zehnten und das eigene Korn in die Scheuer zu legen, so wird deutlich, dass auch sie ein Interesse daran hat, das Hofgesäss selbst zu nutzen. Wir können uns das wohl so vorstellen, dass die Burg Wiesneck als Hauptsitz der

Abb. 4: Joß Fritz. Holzschnitt von Albrecht Dürer.

Snewlin von Landeck diente, dass aber daneben auch in Ebnet die Herrschaft über ein Haus für ihren Aufenthalt vor Ort verfügte. In diese Richtung deutet auch das Schadensverzeichnis aus dem Bauernkrieg 1525: *Ebnett hat 20 hüser von gemeynen lütten. Item 2 hüser sind Junkher Davids, item 2 witwe hüser, item 1 pfaffen hus, item Bernhard Dreyers Hus, ist nicht bürisch, und heist der vogt Jörg Dreyer.*

Die zuletzt genannte Quelle gibt uns nicht nur die Vorstellung von der Siedlungsgröße und Sozialgeschichte Ebnets um 1500, sondern lenkt mit dem Anlass zu dieser Aufzeichnung, dem Bauernkrieg, unsere Aufmerksamkeit zum Schluss auf eine bäuerliche Protestbewegung in dessen Vorfeld, den Bundschuh, der in mehreren Etappen von 1493 bis 1517 seine Aktivität entfaltete; eine dieser Etappen, die von Joß Fritz initiierte Verschwörung zu Lehen 1513, war gerade Gegenstand der Erinnerung an dieses ein halbes Jahrtausend zurückliegende Ereignis.

Im Zeichen des von Albrecht Dürer im Holzschnitt festgehaltenen Joß Fritz (Abb.

4) wollen wir ganz an den Beginn der Bundschuh-Bewegung im Jahre 1493 zurückgehen; denn hier war auch Ebnet involviert. Bereits 1476 hatte Hans Böhm, der Pfeifer von Niklashausen im Taubertal, mit seinen aufrührerischen Predigten, in denen er die soziale Gleichheit aller Menschen verkündete und die Gier der Fürsten anprangerte, zahlreiche Bauern um sich geschart, was er unter dem Vorwurf der Ketzerei mit dem Tod auf dem Scheiterhaufen in Würzburg bezahlen musste. Dieses Beispiel vor Augen, verschworen sich im Jahre 1493 110 Bauern auf dem Ungersberg bei Schlettstadt im Zeichen des Bundschuhs (der Schuh der Landbevölkerung im Gegensatz zu den teuren Schnallenschuhen der vornehmen Leute), um gegen das ungerechte Rechtssystem und die hohen Steuern vorzugehen, für die Aufhebung von Zoll und anderen Lasten und für die Einrichtung eigener, selbst gewählter Gerichte in den Gemeinden zu kämpfen. Der Aufstand dieses ersten Bundschuhs wurde rasch niedergeschlagen, mit harten Strafen für die Anführer Johann Ullmann, der in Basel gevierteilt, und Nikolaus Ziegler, der in Schlettstadt hingerichtet wurde.

Wie kam nun Ebnet hier ins Spiel? Eine Aufzeichnung der Stadt Freiburg über Vorgänge des Jahres 1493 berichtet von dem Bauernaufstand im Elsass, den Forderungen der Verschwörer und der Niederschlagung der Rebellion die Rede, um dann auf einen reisigen Knecht Ulrich Schutzen aus Andlau zu sprechen zu kommen, ein Mitglied des Bundes. Dieser habe Weib und Kind verlassen, sei nach Ebnet gekommen und von David von Landeck in Schutz genommen worden. Die Schlettstädter hätten Ulrich Schutzen verfolgt und den Freiburger Rat ersucht, Ulrich in ihre Hände zu bringen. Obwohl bekannt war, dass sich Ulrich zu dieser Zeit *im huß zu Ebnet* aufhielt, also unter dem Schutz der Herrschaft, wurde er von Auberlin Steinhart in Freiburgs Namen ergriffen. Dietrich von Landeck strengte deshalb einen sich länger hinziehenden Rechsstreit; sein Hin und Her wird in dem Bericht detailliert geschildert, mit dem Ergebnis, dass Ulrich Schutzen die beiden Finger, mit denen er den *blinden* (d. h. nichtigen) *eid* geschworen habe, abgehauen wurden. Soweit der Freiburger Bericht aus dem Jahr 1493!

Ebnet war also in die Anfänge der Bundschuh-Bewegung verwickelt, die später unter Führung von Joß Fritz kulminierte. Es ist interessant zu sehen, dass der Junker David dem Mitglied des rebellischen Bundes Schutz und Schirm in seiner Herrschaft, im Haus zu Ebnet, gewährte. Wenn dies im Bericht so allgemein formuliert wird, kann damit eigentlich nur der herrschaftliche Sitz der Snewlin von Landeck gemeint sein. Gegen die Übergriffe der Stadt Freiburg, die von den Schlettstädtern um Hilfe ersucht wurde, setzte sich der Adlige gerichtlich zur Wehr. Eine spannende Geschichte aus Ebnet gegen Ende des Mittelalters, und damit soll auch mein Vortrag über die Ersterwähnung um 1113 und die frühe Geschichte eines Ortes zu Ende gehen, der, wie hoffentlich deutlich geworden ist, auf eine weit vor dieses Datum zurückreichende Vergangenheit blicken kann. An einer verkehrsgeographischen Schlüsselstelle zwischen Rheinebene und Schwarzwald gelegen, hatte Ebnet bereits in der Merowingerzeit eine wichtige Funktion, und auch für spätere Herrschaftsträger wie den Grafen Guntram des 10. Jahrhunderts, die Klöster Einsiedeln oder St. Peter, die Zähringer im hohen oder die Snewlins im späten Mittelalter war Ebnet von einiger Bedeutung. Wie sehr Ebnet im Fokus der Interessen war, kommt deutlich zum Ausdruck im Stellenwert des *stainin brug-*

klein zu Ebnet, so erwähnt 1412, als Herzog Friedrich IV. von Österreich den Falkensteinern das Gericht auf der Straße von ebendieser Brücke bis zum Gebiet der Fürstenberger verlieh. Zu 1569 werden der Abt von St. Peter, der Rat der Stadt Freiburg, Georg Gaudentz von Blumeneck zu Dachswangen als verordneter Vogt der Witwe und Kinder des Hans Jacob von Landeck – der 1562 verstorbene Enkel Davids und letzter männlicher Vertreter der Linie Snewlin-Landeck – sowie Eucharius von Reischach als *gemeyne bruckgenossen der bruck zu Ebnet* genannt: Die Brücke zu Ebnet lag in vieler Interesse, und der Ort und seine Geschichte verdienen unser aller Interesse.

Quellen und Literatur

Albert *Krieger,* Topographisches Wörterbuch des Großherzogtums Baden, 2 Bde., 1904/1905.

Albert *Rosenkranz* (Bearb.), Der Bundschuh. Die Erhebungen des südwestdeutschen Bauenstandes in Jahren 1493–1517, 2. Bd.: Quellen, 1927.

Hermann *Nehlsen,* Die Freiburger Familie Snewlin. Rechts- und sozialgeschichtliche Studien zur Entwicklung des deutschen Bürgertums, 1967.

Gerhard *Fingerlin*, Das archäologische Umfeld bis zur Gründung Freiburgs, in: Hans *Schadek* / Thomas *Zotz* (Hgg.), Freiburg 1091-1120. Neue Forschungen zu den Anfängen der Stadt, 1995, S. 9-47.

Thomas *Zotz,* Die Herrschaftsträger in der Region, in: Heiko *Haumann* / Hans *Schadek* (Hgg.), Geschichte der Stadt Freiburg Bd. 1, 1996, S. 42–56.

Adolf *Schmid,* Ebnet im Dreisamtal. Mosaiksteine zur Geschichte des heutigen Freiburger Stadtteils, 1999.

Boris *Bigott,* Die Herren von Staufen – ihre Burg und ihre Stadt, in: Das Markgräflerland 2/2003, S. 92–111.

Alfons *Zettler,* Buchenbach (FR), Burg Wiesneck, in: Alfons *Zettler* / Thomas *Zotz* (Hgg.), Die Burgen im mittelalterlichen Breisgau, I. Nördlicher Teil, Halbband A–K, 2003, S. 66–71.

Thomas *Zotz,* Ebnet (Freiburg, FR), in: Alfons *Zettler* / Thomas *Zotz* (Hgg.), Die Burgen im mittelalterlichen Breisgau, I. Nördlicher Teil, Halbband A–K, 2003, S. 93–97.

Bernhard *Mangei,* Herrschaftsbildung von Königtum, Kirche und Adel zwischen Oberrhein und Schwarzwald. Untersuchungen zur Geschichte des Zartener Beckens von der merowingischen bis zur salischen Zeit, Diss. phil. Freiburg i. Br. 2003 (http://www.freidok.uni-freiburg.de/volltext/1295).

Bernhard *Bischoff,* Le Bundschuh de l'Ungersberg (1493), ses acteurs et son environnement, in: Peter *Blickle* / Thomas *Adam* (Hgg.), Bundschuh. Untergrombach 1502, das unruhige Reich und die Revolutionierbarkeit Europas, 2004, S. 53–79.

Thomas *Zotz*, Burgen im Dreisamtal, in: Schriften der Naturforschenden Gesellschaft Freiburg 99 (2009), S. 195–212.

Jutta *Krimm-Beumann* (Hg.), Die ältesten Güterverzeichnisse des Klosters St. Peter im Schwarzwald, 2011.

Boris *Bigott,* Städtisches Patriziat als Machtfaktor auf dem Burgenmarkt am Beispiel des Breisgaus, in: Erik *Beck* u. a. (Hgg.), Burgen im Breisgau. Aspekte von Burg und Herrschaft im überregionalen Vergleich, Ostfildern 2012, S. 241–255.

Tobie *Walther,* Die Burg Wiesneck: altes Amtsgut des Grafen im Breisgau oder spätmittelalterliches Lehen des böhmischen Königs?, in: Zeitschrift des Breisgau-Geschichtsvereins »Schau-ins-Land« 139 (2012), S. 7–14.

* Geringfügig geänderter Text des am 5. Juli 2013 im Rahmen der Festveranstaltung »900 Jahre Ebnet« in Freiburg-Ebnet gehaltenen Festvortrags.

Anschrift des Autors:
Prof. em. Dr. Thomas Zotz
Albert-Ludwigs-Universität
Historisches Seminar Abt.
Landesgeschichte
Werthmannstraße 8
79085 Freiburg

Aluminium Rheinfelden GmbH, Friedrichstrasse 80, 79618 Rheinfelden (Baden), www.alurheinfelden.com

»Auf den Spuren der Badischen Revolution«. Historischer Spaziergang am 21. April 2013

Initiative zur Erinnerung an die Badische Revolution von 1848/49

Zu einem Spaziergang für die ganze Familie auf den Spuren lokaler Historie luden die Bürgervereine aus der Wiehre und Günterstal und die Initiative zur Erinnerung an die Badische Revolution am 21. April 2013 ein. Der Spaziergang erinnerte an die Freiheitsbewegung von 1848/49, als deutsche Demokraten nach der Französischen Februarrevolution auch im Großherzogtum Baden für Freiheit, Rechtsstaat und Menschenrechte kämpften.

Am 17. April zogen der Landtagsabgeordnete Friedrich Hecker (1811–1881) und Rechtsanwalt Gustav Struve (1805–1870) von Konstanz los, um die Republik in Baden zu erkämpfen. Freiburg sollte auf den Weg von Konstanz in die Residenz in Karlsruhe die wichtigste Zwischenstation sein. Deshalb versammelten sich zu Ostern 1848 (23. April Ostersonntag, 24. April Ostermontag) auch Freiheitskämpfer aus dem Breisgau und vom Kaiserstuhl in Freiburg, um ihren Anführer Friedrich Hecker zu empfangen. Die in Freiburg wartenden Freischärler wurden angeführt vom Medizinstudenten Georg von Langsdorf, dem »Münstergeneral« (1822–1921) und von Rechtsanwalt Carl von Rotteck junior (1806–1898).Die am Ostersonntag über den Notschrei und von Horben herabkommenden Freischärler waren bereits die Nachhut des »Heckerzuges«. Die Hauptstreitmacht Heckers war bereits am 20. April bei Kandern geschlagen worden. Freiburg war von 6000 Soldaten des Großherzogs von Baden und seinen Verbündeten aus Hessen und Württemberg belagert. Am 23. April 1848 kommen die von Franz Sigel (1824–1902) mit noch verblieben Freischärlern über Horben nach Günterstal. im Gefecht am Sternwaldeck sterben 20 Freischärler und drei Soldaten. Am 24. April versucht Sigel mit noch 400 Freischärlern, die Stadt Freiburg zu erreichen Die Freischärler werden am Schwabentor unter Beschuss genommen.

Der historische Spaziergang begann am Gedenkstein »Jägerbrunnen« mit einer Ansprache von MdB Gernot Erler, führte dann in die Wiehre zum Dortu-Denkmal in der Dreikönigsstraße und einer Rede von OB Dieter Salomon und endete am »Schwabentor« mit MdL Reinhold Pix.

Informationsmaterial wurde unter dem Titel »Jetzt geht es auf Freiburg los« von der »Initiative an die Badische Revolution von 1848/49« (Heinz Siebold) zur Verfügung gestellt.

(Nach »Initiative zur Erinnerung«)

Gedenktafel für Reichskanzler Constantin Fehrenbach an seinem Wohnhaus Schwarzwaldstraße 1

Für Constantin Fehrenbach wurde am 12. Juli 2013 eine Gedenktafel an seinem ehemaligen Wohnhaus in der Schwarzwaldstraße 1 angebracht. Fehrenbach war einer der beiden Reichskanzler der Weimarer Republik, der in Freiburg geboren war. Fehrenbach wurde am 11. Januar 1852 in Wellendingen bei Bonndorf geboren. Nach Abitur und Jurastudium wurde er Strafverteidiger in Freiburg, war Vorsitzender des Münsterbauvereins, badischer Landtags- und ab 1903 Reichstagsabgeordneter des Zentrums im Wahlkreis Lahr-Ettenheim. 1885 kam Fehrenbach für das Zentrum in die Zweite badische Kammer des badischen Landtags. In der Zeit von 25. Juni 1920 bis 10. Mai 1921 amtierte er als Reichskanzler Sein Kabinett scheiterte an der Reparationsfrage. Er nahm an den Reparationskonferenzen in Spa (1920) und London (1921) teil. »Fehrenbach bestand vor Anerkennung von Reparationsleistungen darauf, dass mit den Siegermächten eine Verständigung über die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit des Reiches herbeigeführt werde. Nachdem im Frühjahr 1921 die erhoffte Unterstützung der amerikanischen

Regierung ausblieb, trat Fehrenbach mit seinem Kabinett zurück« (W. Preker) Sein Nachfolger war wiederum ein Freiburger, Joseph Wirth (1879–1956). Er amtierte vom 10. Mai 1921 bis zum 14. November 1922. Seit 1903 im Reichstag, wurde Fehrenbach bekannt durch seine Rede am 3. Dezember 1913 in der Zabernaffäre, als er sich auf die Seite der Elsässer stellte. Nach dem Ende der Monarchie 1919 wurde er Präsident der Weimarer Nationalversammlung. Bis zu seinem Tod am 26. März 1926 blieb Fehrenbach Reichstagsabgeordneter.

»Es gehört zu den bemerkenswerten Tatsachen, dass in den Krisenjahren des politischen Umbruchs (1918/19) die Reichspolitik von einer Reihe verdienstvoller Männer aus Baden mitgetragen wurde, die den Übergang von der Monarchie zur Republik politische Kontinuität verkörperten, zu ihnen zählt Fehrenbach, letzter Präsident des kaiserlichen Reichstages und ebenso Präsident der Verfassungsgebenden Nationalversammlung « (C. Siebler). Wegen seiner vielseitigen Verdienste für die Stadt Freiburg, Hebung und Förderung des kulturellen Lebens, wurde im 1920 die Ehrenbürgerwürde zuerkannt.

Fusion der Sinfonieorchester: Freiburger Professor Friedrich Schoch plädiert für ein Stiftungsmodell

Vor beinahe einem Jahr kam das Aus für zwei unabhängige Sinfonieorchester im Südwestrundfunk. Der Rundfunkrat beschloss im September letzten Jahres die Fusion des Radio-Sinfonieorchesters Stuttgart und des Sinfonieorchesters Baden-Baden und Freiburg zu Beginn der Saison 2016/17. Der SWR forciert nun die organisatorische Vorbereitung. Anfang Dezember wurde Stuttgart als künftiger Probenstandort festgelegt. Im Januar 2013 präsentierte die Senderspitze Johannes Bultmann als künstlerischen Gesamtleiter der Klangkörper und Festivals des SWR. Proteste gegen den Beschluss halten besonders in Südbaden an und haben in den vergangenen Wochen neue Dynamik gewonnen. Die Musiker des Sinfonieorchesters Baden-Baden und Freiburg berufen sich auf das Angebot des Senders, dass ein Erhalt beider Orchester möglich sei, wenn ein alternatives Konzept vorliegt.

Ihre Hoffnung setzen die Freiburger Musiker auf ein von dem Freiburger Verfassungs- und Verwaltungsrichter Friedrich Schoch erneut ins Spiel gebrachtes Stiftungsmodell. Im Juni 2013 wies Schoch darauf hin, dass die offizielle Berechnungen zur künftigen Ertragsentwicklung der Rundfunkgebühren viel günstiger seien, als SWR-Intendant Peter Boudgoust es dargestellt habe.

Schoch forderte ein Moratorium des Fusionsbeschlusses – vergeblich. Nun plädiert der Freiburger Professor für ein Stiftungsmodell. Danach soll das RSO Stuttgart in der Trägerschaft des SWR verbleiben. Das Sinfonieorchester Freiburg aber unter neuem Namen, der die Eigenständigkeit dokumentiert, als Stiftung des öffentlichen Rechts agieren. Träger der Stiftung wären das Land Baden-Württemberg, die Stadt Freiburg, sowie weitere Gemeinden und Landkreise, außerdem der SWR.

(StZ/Götz Thieme)

Am 13. Juli 2013 auf den Freiburger Rathausplatz: Große Demonstration für Erhalt des SWR-Sinfonieorchesters

Geschätzte 2500 Menschen haben sich am 13. Juli für den Erhalt des SWR-Sinfonieorchesters Baden-Baden und Freiburg eingesetzt. Die Bundestagsabgeordneten Gernot Erler und Kerstin Andreae sowie Bürgermeister Ulrich von Kirchbach haben teilgenommen. Auf der Bühne sprachen Rüdiger Nolte, Rektor der Musikhochschule, Fabrice Ballon, Freiburgs Generalmusikdirektor, Petra Müllejans vom Freiburger Barockorchester. Sie alle waren sich einig, dass das Weltklasseorchester für die Region unverzichtbar sei.« Wir sind nicht der Rand des Sendegebiets, brachte es der Uni-Rektor Hans-Jochen Schiewer auf den Punkt, »wir sind auch das Zentrum Europas und mit der Trinationalen Metropolregion keineswegs Provinz«. Schiewer, seit kurzem Mitglied des Rundfunkrates betonte, »der Rundfunkrat hat jetzt zur Orchesterfrage eine Öffnungsklausel beschlossen«. Konkret bedeutet das, dass grund-

sätzlich die Bereitschaft bestehe, noch einmal über das Thema zu reden, wenn andere Lösungsmöglichkeiten im Raum stehen. Dies sieht Arno Bohn vom Freundeskreis in der Überführung des Orchesters in eine Zustiftung. »Der SWR müsste immer noch Geld für das Orchester geben, würde aber erheblich entlastet, indem das Land, die Regionen, die Kommunen, die Wirtschaft und nicht zuletzt die Bürger selbst als Geldgeber auftreten«. Der SC-Freiburg-Präsident Fritz Keller sprach sich für einen Schulterschluss von Sport und Kultur aus. »Wir lassen euch nicht gehen«, rief er in die Menge.

(BZ Petra Völzing)

»Die Akademie gehört zum kulturellen Profil der Kommune«.

Der Freiburger Außenstelle der Akademien der Bildenden Künste Karlsruhe droht das Aus

In der Denkschrift 2013 empfiehlt der Rechnungshof Baden-Württemberg die Schließung der Freiburger Außenstelle der Akademie der Bildenden Künste Karlsruhe. Die Kunstakademien in Karlsruhe und Stuttgart sind gehalten, einen gemeinsamen »Struktur- und Entwicklungsplan« zu erarbeiten. Die Summe von 1236 Studierenden sei das Ergebnis einer eher zufälligen Entwicklung. Man solle sich auf eine den Kapazitäten in beiden Institutionen entsprechend Zahl verbindlich festlegen. Ein Haus mit 46 Studierenden in Freiburg sein »unwirtschaftlich«.

Die Akademie gehört zum kulturellen Profil der Kommune. Die Akademie sei »eine Keimzelle für die Kunst«, meinte der Kulturbürgermeister. Wenn diese Zelle zu retten noch möglich ist, dann ist die Stadt jetzt gefordert. Ulrich von Kirchbach erkennt die Dynamik des Augenblicks: »Wir werden uns mit Händen und Füßen wehren«.

(BZ / V. Bauermeister)

Zur Geschichte der Freiburger Akademie: Die Initiative zur Gründung der Freiburger Akademie ging von den Malern Emil Bizer und Erwin Heinrich aus. Sie wandten sich 1945 mit dem Anliegen an Leo Wohleb. Die Nachteile denen sich Südbaden durch die Isolation vom amerikanisch besetzten Nordbaden ausgesetzt sah, sollte durch die Gründung wettgemacht werden. Am 4. April 1949 wurde die Akademie eröffnet. Aber schon 1950 gab es Überlegungen, die Freiburger Akademie mit der Karlsruher Akademie zu verschmelzen. 1954 wurde die Auflösung der Akademie in der dritten Lesung des Landtages beschlossen. Am 31.3.1956 wurde die Akademie geschlossen und am 30. April die neue Malklasse als Außenstelle der Akademie in Karlsruhe eröffnet. »Die Akademie in Freiburg war mit vier Professoren, drei bis fünf Lehrbeauftragten und durchschnittlich fünfzig Studenten nicht nur die kleinste Kunsthochschule Deutschlands, sondern auch die einzige ›reine‹ Akademie, an der also nur die freien Künste, nicht die angewandte Kunst unterrichtet wurde«

(Nach Ulrike Spranger: Die Städtische Akademie der Bildenden Künste in Freiburg)

»Ein neues Kapitel deutsch-französischer Freundschaft«: Ab 26. August 2013 täglicher TGV zwischen Freiburg und Paris

Am 26. August starte der doppelstöckige TGV Duplex vom Freiburger Hauptbahnhof zum Gare de Lyon in Paris über Mulhouse, Belfort, Besançon und Dijon. Am Freitag, den 12. Juli kam der TGV auf einer Sonderfahrt von Mulhouse um 12:00 Uhr auf dem Freiburger Hauptbahnhof an. An Bord waren Vertreter der französischen Bahngesellschaft SNCF, der Deutschen Bahn AG und elsässische Regionalpolitiker wie der stellvertretende Maire von Mulhouse, Philippe Trimaille. Regierungspräsidentin Bärbel Schäfer sprach von »einen neuen Kapitel deutsch-französischer Freundschaft«.

Der TGV fährt täglich außer Sonntag um 6:57 Uhr in Freiburg ab und erreicht Paris in 3 Stunden und 30 Minuten um 10:37 Uhr. In umgekehrter Richtung verkehrt er jeden Abend außer an Samstagen um 17:23 Uhr ab Gare de Lyon Paris und kommt um 21:10 Uhr in Freiburg an.

Von Basel fährt täglich um 7:27 Uhr in fünf Stunden und 40 Minuten ein TGV nach Marseille St. Charles (Ankunft: 12:46 Uhr). Abfahrt in Marseille: 14:14 Uhr, Ankunft in Basel 19:54 Uhr.

Im Jahre 2013 wird der Badische Weinbauverband 100 Jahre alt

Alle in Baden gegründeten Weinbauvereinigungen schlossen sich 1913 zu einen Badischen Weinbauverband mit Sitz in Karlsruhe zusammen. Die erste Winzergenossenschaft wurde Ende des 19. Jahrhunderts in Hagnau am Bodensee von dem Pfarrer Dr. Heinrich Hansjakob gegründet. Nach dem Ende des Ersten Weltkriegs entstand unter dem Vorsitzenden des Weingutbesitzers A. von Gleichenstein der Badische Winzerverband mit Sitz in Freiburg. Den Bemühungen beider Organisationen ist es zu verdanken, dass in Freiburg in den 20er Jahren ein Staatliches Weinbauinstitut errichtet wurde. Im Mai 1948 wurde der Badische Weinbauverband in Freiburg neu gegründet.

Der Weinbauverband zählt inzwischen 19 500 Mitglieder. Die Gesamtfläche liegt nahezu konstant bei 15 500 Hektar. Der Weinbauverband umfasst 85 Genossenschaften und 337 Weingüter. Nach dem Vorsitzenden Peter Wohlfarth werden 70% der badischen Weine genossenschaftlich vermarktet.

(Geschichte nach Ulrike Rödling)

Neu: MERIAN Freiburg im Jahreszeiten-Verlag: Freiburg aufgeschlüsselt mit und durch Personen

Das Heft stellt das Motto an den Anfang: »Freiburg ist doch viel zu schön, um wahr zu sein« (J. Lodemann) Damit Freiburg wieder wahr wird, schlüsseln die Redakteure des Heftes die Stadt in mehrere personalisierte Schwerpunkthemen auf. Die Stadt als »inspirierender Ort« wird mit dem Präsidenten des Bundesverfassungsgerichts Andrea Voßkuhle erkundet, der bis donnerstags in Karlsruhe arbeitet, um dann das Wochenende in Freiburg zu verbringen. Die Dauerbaustelle Freiburger Münster wird mit dem Steinmetzen Florian Prußait und der Münsterbaumeisterin Yvonne Faller erkundet. Der Aufsatz »Die Heilige und der Verräter« behandeln die Lebenswege Martin Heideggers und Edith Steins »mit dem Schnittpunkt ihrer Biografien« in Freiburg. Das Öko-Viertel Vauban wird von Annette Pehnt behandelt, die dort wohnt. Freiburg als Solarhauptstadt Deutschlands wird von »zwei ungeduldigen Sonnyboys«, Rolf Disch und Eicke Weber, zur Sprache gebracht. Schließlich kommt natürlich der SC Freiburg bei einem Besuch bei dem Präsidenten des Clubs, Fritz Keller, zu Wort.

Das umgebaute Augustinermuseum wird ins Bild gesetzt durch eine Auswahl einiger Kunstwerke mit kurzer Charakterisierung (Propheten, Hans Baldung Grien, Ölberg-Gruppe, Christus-Johannes-Gruppe, Christus Torso). Ein ähnliches Verfahren findet Anwendung bei »Sieben Wunderwelten im Freiburger Umland« (Schauinsland, Dreisamtal, Kaiserstuhl, St. Peter, Staufen, St. Märgen, Breisach).

Karl-Heinz Ott charakterisiert mit einem Einführungs-Essay die Stadt. »Glücklich die Stadt, die keine andern Sorgen hat« – nämlich, ob das Martinstor mit einem Bild des Heiligen Martin zu verschönern sei oder mit einem Gemälde Martin Luther Kings.

»Freiburg tickt ohnehin ganz anders«

»Wir sind Baden«. Die Badenrevue der Badischen Zeitung von 12. Juli 2013

»Diese Beilage der *Badischen Zeitung*«, schreibt Thomas Hauser im Editorial, hält sich von diesen großen Themen fern (Revolution von 1848, Bürgerproteste gegen das Kernkraftwerk in Wyhl). Sie spürt – jenseits von Klischees – der Vielfalt der Badenerinnen und Badenern nach, erzählt Geschichten und stellt Personen vor, beschreibt Erfolge und Herausforderungen, Tüftler, Patrioten und Talente kommen da ebenso zu Wort wie Normalos, Durchblicker und Mutmacher, Sie versucht zu ergründen, was Baden lebenswert macht und was vielleicht auch einmal nervt. Die Beilage soll ein »buntes Kaleidoskop« wer-

den (Die Titelseite ist als Ausschnittbogen gestaltet) von Typen und Geschichten aus den verschieden Regionen Südbadens, möglicherweise auch eine Ahnung von der badischen Seele. »So ist diese, auch etwas augenzwinkernd gemeinte Beilage, vor allem ein buntes Lesebuch geworden«. Baden – was ist gemeint? – Ein Landesteil, eine Region, ein Lebensstil? Nach der Titelseite, so schließe ich, haben wir es wohl mit etwas Zusammengesetztem zu rechnen.

»Wir sind Baden« – die Aussage wird von Stefan Hupka in einem Aufsatz von vornherein zu Recht problematisiert: »Was verbindet sie eigentlich«, »alle die in den Grenzen Badens leben, außer einer vergilbten historischen Landkarte? Wir sind Baden – ist das eine trotzige Behauptung« (aber dann fehlt das Ausrufezeichen) oder ist es einfach eine probeweise aufgestellte Behauptung? »Wir«, so stellt sich auf der 48-seitigen Beilage heraus, sind einfach Menschen, die mit verschiedenen Berufen in Südbaden leben. Dass diese Menschen Baden, Südbaden als »lebenswert« schätzen, will nicht viel besagen, das ist längst zur Standardaussage geworden. Wann Baden aber nervt, das sagt Martin Schley unumwunden: »Wenn das Badnerlied als heilige Handlung vollzogen wird.« »Das ist nicht meins, da wird mir ganz eng«. Es ist nicht recht einzusehen, warum die ehrenwerten Männer und Frauen mit verschiedenen Berufen aus verschiedenen Orten Südbadens unter dem Motto »Wir sind Baden« versammelt werden sollen, ebenso wenig wie die Annahme, in ihnen »ticke die badische Seele«. Immerhin die Seele scheint streckenweise »weinselig« zu ticken. Am Ende der Publikation mag der Leser entscheiden, ob sich das am Anfang aufgestellte Motto bewahrheitet hat – oder auch nicht. Denn schließlich muss überhaupt zugestanden werden: »Der Schwarzwald tickt da anders als der Kaiserstuhl, der Hochrhein anders als die Ortenau. Und Freiburg tickt ohnehin anders«.

Heinrich Schwendemanns »Wissenswanderung« über jüdisches Leben in Freiburg

Im Zusammenhang mit der BZ-Ferienaktion informierte der Historiker Heinrich Schwendemann, Historiker an der Uni Freiburg, am 30. Juli in einer »Wissenswanderung« über das jüdische Leben in Freiburg. Die Wanderung begann vor dem Mahnmal mit den verfemten Namen der Kollegen der Universität. Das Mahnmal wurde unter Rektor Wolfgang Jäger 2004 in der Halle des Kollegiengebäudes I der Universität installiert. Mehr als 200 Menschen wollten etwas über jüdisches Leben in Freiburg erfahren, so dass sich Schwendemann genötigt sah, nach dem ersten Zwei-Stunden-Vortrag noch einen zweiten anzuhängen. Es gab vier Vertreibungen, denen die Juden in Freiburg erst im Mittelalter und dann 1940 ausgesetzt waren. 1933 existierten in Freiburg 236 jüdische Geschäfte, die sechs Jahre später verschwunden waren. Hingewiesen wurde auf die Büste des liberalen Politikers von Rotteck, der die Gleichstellung der Juden zu verhindern suchte und dessen Denkmal nun ausgerechnet auf dem Platz der Alten Synagoge steht, »dem denkbar falschen Ort«, wie Schwendemann findet. (BZ)

Wissenschaftsjournalist Dirk Schindelbeck recherchierte über das Waisenhaus in Günterstal

Die Waisenhausstiftung Freiburg hat als eine der wenigen Einrichtungen eine Dokumentation vorgelegt, die am Beispiel des Waisenhauses in Günterstal vorstellt, was hinter den Mauern jahrzehntelang stattfand, ohne dass darüber geredet wurde. Schindelbeck hat eine 170 Seiten starke Dokumentation unter dem Titel »Das wirst du nicht los, das verfolgt dich ein Leben lang!« verfasst. 1975 löste die Waisenhausstiftung, als die Vinzentinerinnen überaltert und überlastet waren, den Dienstleistungsvertrag auf und stellte Fachkräfte ein. 1985 wurde das Heim aufgelöst. Die Schwestern war wohl in der Regel mit der Erziehung »schwieriger« Kinder überfordert. Sie hatten dafür keine Ausbildung erhalten. Deshalb verzichtet der Autor auch darauf »mit dem Finger auf die Verantwortlichen« zu zeigen. (StZ)

Radfahren wird in Freiburg immer beliebter

Am 26. April 2012 wurde die 20 000 Euro teure Fahrräder-Zählstelle an der Wiwilibrücke installiert. Durchschnittlich 11 000 Menschen radeln an einem Wochentag über die Wiwilibrücke. Wenn Freiburgerinnen und Freiburger sich fortbewegen, ist das Fahrrad die erste Wahl. 43 Prozent der Teilnehmer der jüngeren Bürgerumfrage haben angegeben, dass sie sich für alltägliche Fahrten auf den Sattel schwingen, um etwa zur Schule oder zur Arbeit zu gelangen. 52 Prozent radeln, wenn sie einkaufen oder andere Dinge erledigen, und sogar 62 Prozent bewegen sich in der Feizeit radelnd vorwärts. Mit dem Schulabschluss und dem Einkommen steigt die Tendenz, das Fahrrad zu benutzen.

Radfahren sei auch eine Frage des Lebensstils, heißt es in der Mitteilung der Stadtverwaltung. Laut Bürgerumfrage nutzen moderne und liberale Milieus das Fahrrad stärker als konservative. Hauptsächlich benutzen die Menschen das Fahrrad, weil es schneller ist (79 Prozent) oder Spaß macht (68 Prozent). Nur 7 Prozent geben an, sie hätten keine Alternative. 71 Prozent sind zufrieden mit den Radwegen. In den nächsten Jahren sollen die Routen an der Dreisam, an der Güterbahn und von Zähringen durch den Stühlinger bis Vauban verbessert werden. (BZ)

Freiburg erhebt Widerspruch gegen den Zensus

Die Stadt Freiburg hat offiziell Widerspruch gegen den Zensus 2011 eingelegt. Denn für viele Städte brachte der Zensus deutliche Verluste an Einwohnern und damit an Einnahmen. 209 628 Freiburger ermittelte die Statistik zum Stichtag 31. Dezember 2011 – das waren 14 866 Einwohner weniger als zuvor. Das Minus von 6,6 Prozent gehört zu den größten in Baden-Württemberg. Pro Einwohner erhält die Stadt rund 1400 Euro an Fördermitteln und Steuergeldern. Die nicht mehr vorhandenen 14 866 Einwohner reißen daher ein Loch von 21 Millionen Euro in den Etat. (BZ)

Was kann diese Stadt also tun?

Der Leitartikel von Andreas Strepenick in der Badischen Zeitung titelte zur Doping-Vergangenheit in Westdeutschland »Freiburg, immer wieder Freiburg« und endete mit der Frage » Was kann diese Stadt also tun?« »Sie muss«, so der Autor, »weiter aufklären, das steht außer Frage, und sie muss es auch dann tun, wenn sie von Sportverbänden dabei weiterhin praktisch allein gelassen wird. Universität und Klinik könnten nun von sich aus aber eine noch aktivere Rolle einnehmen. Sie könnten ein Institut gründen, das die Geschichte des Dopings erforscht – in Freiburg, in Deutschland und in der Welt. Dieses Institut könnte sich zu einem Archiv entwickeln (das gibt es in der ganzen Welt nicht), aber auch zu einem Impulsgeber für den Kampf gegen den Betrug in der Zukunft. Denn darum geht es. Nur wer wirklich weiß, was einmal geschah, kann daraus auch Lehren ziehen.«

Offen ist allerdings die Frage, welche Rolle die Verantwortlichen der Freiburger Universität und ihrer Klinik in der ganzen Geschichte gespielt haben. Uni und Klink waren der Ort der Handlung, aber sie waren beileibe nicht die Auftraggeber. Diese saßen, nach allem was man heute weiß und anhand zahlreicher Indizien vermuten kann, eben nicht im Breisgau. Sie saßen in Stuttgart, Bonn und später vielleicht auch in Berlin. (BZ)

Erzbischof Robert Zollitsch – längst ein »Freiburger« geworden

Am Freitag, den 9. August 2013 feierte der Erzbischof von Freiburg und Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz seinen 75. Geburtstag. Der am 9. August 1938 in Filipowa, der heutigen serbischen Provinz Vojvodina, in Kroatien geborene Zollitsch ist längst ein »Freiburger« geworden. Er hatte in Freiburg und München Theologie studiert, wurde im Freiburger Münster 1965 zum Priester geweiht, leitete von 1974 an das Priesterseminar Collegium Borromaeum in Freiburg und wurde 1983 Personalreferent der Erzdiözese. Am 6. Juni 2003 wurde er zum Nachfolger von Erzbischof Oskar Saier gewählt. Am 12. Februar 2008 wurde Zollitsch für eine sechs-

jährige Amtszeit zum Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz gewählt. (StZ)

Matinee im Konzerthaus zum 75. Geburtstag Erzbischofs Zollitsch

Das Erzbistum Freiburg beging den 75. Geburtstag von Robert Zollitsch am Freitag, den 9. August 2013 mit einem Dankgottesdienst im Freiburger Münster und einer Matinee für 400 geladene Gäste im Konzerthaus. Unter den Gästen waren die Kardinäle Walter Kasper (Rom), Joachim Meisner (Köln), Rainer Maria Wölki (Berlin), der päpstliche Nuntius, Erzbischof Jean-Claude Perisset und der Freiburger Diözesanpriester, Kurienerzbischof und Papstsekretär Georg Gänswein. Alois Glück, der Präsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken attestierte dem Erzbischof: »Er hat den Mut, sich auf den Weg zu machen. Er ist offen und immer konstruktiv, und das schafft eine ganz neue Gesprächskultur in der Kirche«. (BZ)

Julius Bissiers Rückzug aus Freiburg – noch nicht hinreichend erforscht

Für den Rückzug des Malers Julius Bissier (1893 Freiburg – 1965 Ascona) von Freiburg nach Hagnau 1939 waren »einschneidende Ereignisse im Jahr 1934 entscheidend: In jenem Jahr brannte es in der Universität Freiburg, wo Bissier als Zeichenlehrer zwei Räume zur Verfügung hatte. Ein großer Teil seines Werk ging in Flammen auf.« »Bissier und Freiburg, das ist also kein unbelastetes Kapitel, aber auch kein hinreichend erforschtes« (Jürgen Röhrig). Hatte Bissier seine frühen Wege zur Abstraktion in Tuschzeichnungen seit den frühen dreißiger Jahre noch verheimlichen müssen, um ein Malverbot zu vermeiden, konnte er diese Arbeiten nach dem Krieg frei zeigen: 1947 erstmals in einer privaten Galerie in Stuttgart. Werner Schmalenbach veranstalte 1958 in Hannover eine Retrospektive. Diese Initiative honorierte Bissier mit einer Schenkung an die Kunstsammlung NRW.

Die Kunstsammlung NRW in Düsseldorf zeigt Werke von Bissier bis zum 10. Oktober.

Neue Forschungen zur Bücherverbrennung in Freiburg

Die Ansicht, in Freiburg habe keine nationalsozialistische Bücherverbrennung stattgefunden, ist weit verbreitet. Glaubt man den zeitgenössischen Quellen, fiel die Inszenierung der Bücherverbrennung zwar mehrfach wegen schlechten Wetters aus. Letztendlich wurden aber sogar zweimal Bücher im öffentlichen Raum verbrannt – einmal auf dem damaligen Exerzierplatz, und zwar ohne großes Publikum. Und ein zweites Mal bei einer Großveranstaltung im Universitätsstadion an der Dreisam. Die für den 17. Mai 1933 in Freiburg geplante Verbrennung fiel wegen starken Regens aus. Ein Verbrennungsakt war für den 17. Juni unter Beteiligung der städtischen Schulen geplant. Bei der im Rahmen der »Ersten Kulturellen Kampfwoche der Hitlerjugend« organisierten Veranstaltung sollten vor dem Münster ein »kleines Bücherfeuer« und nach einem Marsch zum Exerzierplatz ein »Großes Bücherfeuer« mit Ansprache des Oberbürgermeisters Dr. Franz Kerber. Wegen massiven Regens wurde die Veranstaltung abgesagt. Eine kleinere, symbolische Verbrennung sollte ersatzweise bei der Sonnenwendfeier des Kampfbundes für Deutsche Kultur im Universitätsstadion mit Jugendverbände und Schülern am 21. Juni nachgeholt werden. Auch diese Veranstaltung wurde wetterbedingt aus Rücksicht auf die Gesundheit der Schuljugend in letzter Stunde abgesagt. Eine weitere Veranstaltung wurde am 24. Juni 1933 im Universitätsstadion durchgezogen. In seiner Ansprache verkündete der frischgebackene Rektor der Universität: »Flamme künde uns, leuchte uns, zeige uns den Weg, von dem es kein Zurück mehr gibt. Flamme zündet, Herzen brennt!« (BZ)

Buchbesprechungen

Regio-Magazin, 30. Jahrgang, Hefte Nr. 3–6, März–Juni 2013, Einzelheft jeweils 76 Seiten, 4,90 €, im Jahresabonnement (12 Hefte) 45,90 €

Das von der Badischen Zeitschriften GmbH herausgegebene Regio-Magazin kommt aus der Freiburger Verlags-Ecke an der Basler Straße, in der auch die Badische Zeitung, das Verlagshaus Rombach und die Druckerei Poppen & Ortmann zu Hause sind. Das in einer monatlichen Auflage von 7500 Exemplaren erscheinende Magazin erfreut sich im nunmehr 30. Jahrgang und mit einer über die Jahre nahezu unveränderten Konzeption einer treu genießenden Leserschaft, darunter vor allem Abonnenten. Worin besteht das Erfolgsrezept? Wahrscheinlich darin, dass für jeden etwas dabei ist, und dass es in Südbaden, in der Nordwestschweiz und im Elsass, mithin im Interessen- und Verbreitungsgebiet dieses Monatsmagazins, ziemlich viele Möglichkeiten des Sich-Wohlfühlens und Genießens gibt.

Um das genauer herauszufinden, wurden vier Hefte, nämlich die Ausgaben März, April, Mai und Juni 2013 gesichtet und ausgewertet. Und dabei gab es eine Überraschung: An erster Stelle der Themen steht – nein, nicht das Essen und Trinken; das kommt erst an dritter Stelle – der Themenbereich »Kultur«. Darin sind die Teilaspekte Musik und Kunst am stärksten vertreten; aber auch Theater, Revue, Kabarett, Literatur und Volkskunde finden Beachtung. Innerhalb der Musik, die ziemlich jazz-, rock- und poplastig erscheint, kommt freilich die Klassik mit nur einem Beitrag (Hindemith) – gegenüber acht Beiträgen allein zum Jazz – entschieden zu kurz. Selbst in der Titelgeschichte des Juni-Hefts »Sommer & Musik« über die diesjährige Festival-Saison muss man die zwei oder drei darin erwähnten Klassik-Darbietungen (z. B. Zauberflöte in Bregenz) unter hundert anderen mit der Lupe suchen.

Beim Themenbereich »Freizeit« finden wir vor allem Wander- und Ausflugsvorschläge, auch Städtebeschreibungen innerhalb der Regio (Lörrach, Breisach) und Reiseideen außerhalb der Regio (Vorderrheintal). Im Aprilheft werden – allerdings ist es die Titelgeschichte – sage und schreibe ein Dutzend Zoos und Tierparks innerhalb der Regio und noch einige außerhalb vorgestellt.

Der Themenbereich »Essen und Trinken« ist mit Rezepten, Gastrokritik, Ernährungs- und Einkaufstipps vertreten. Eine besondere Rolle kommt hier – wen wundert's? – dem Wein zu, mit dem unser Gebiet ja reichlich gesegnet ist. »Oechsle & Co.« sowie »Weinbaubetrieb des Monats« sind hier regelmäßige Rubriken. Bei der gesamten Thematik ist viel Feinschmeckerei im Spiel, doch stößt man dann auch wieder auf Empfehlungen von Wandergaststätten oder Straußenwirtschaften, deren Ehrgeiz es ist, den Gast in ihrem bescheideneren Rahmen glücklich zu machen. Wie gesagt, für jeden ist etwas dabei.

In jedem Heft finden wir zwei bis drei sehr lesenswerte Artikel über Gärten und die jahreszeitliche Gartenarbeit, auch einiges über Gesundheit einschließlich Wellness, oder über seltene Handwerke, z. B. die Herstellung von Handpuppen. Artikel zum Jahresablauf, Bastelanregungen (Ostereier, Muttertagsherzen), Interviews mit Prominenten runden das Spektrum ab. Insgesamt nur einmal fand der Rezensent einen Beitrag, für den er die Kategorie »Spaß« vorbereitet hatte, nämlich den Artikel »Fest im Sattel eines Quads – Mit Power durch die Landschaft«, was wohl eher für die Seriosität der Leserschaft spricht.

Eine erfreuliche Zugabe zu dieser Mixtur bilden auch die drei zur Regio passenden Kolumnen am Ende jedes Hefts, nämlich Mundart von Stefan Pflaum, der Blick aus der Schweiz von Gérard Wirtz und der Blick aus dem Elsass von Heike Loesener-Hartmann.

Eine sehr gute Idee sind die in jedem Heft zu findenden Veranstaltungsübersichten in Form einer Landkarte (»Termine Freizeit«, »Termine Bühne«, »Termine Ausstellung«), auf der man schnell erkennen kann, welches Konzert in der Nähe stattfindet oder zu welchem Schauspiel man etwas weiter fahren muss. Kritisch wäre allerdings anzumerken, dass diese Landkarten eher im Stil einer geographisch ungenauen »mental map« gehalten sind. So kann es dann schon mal vorkommen, dass Bad Krozin-

gen auf einem östlicheren Meridian liegt als Sulzburg, und Buggingen auf einer nördlicheren Breite als Staufen.

Wenn man unter der Regio das Dreiländergebiet um die drei großstädtischen Zentren Freiburg, Basel und Mülhausen versteht, und wenn man erwartet, dass die drei Teile der Regio gleichberechtigt abgedeckt werden, so merkt man bald, dass im Regio-Magazin nicht so viel Regio drin ist wie drauf steht. Bei der Rubrik »Meldungen aus der Regio« handelte es sich beispielsweise fast ausnahmslos um Meldungen aus Südbaden. Die Auswertung der genannten vier Hefte ergab dann auch, dass 93 Artikel auf den deutschen Teil bezogen waren, 16 auf die Schweiz und 11 auf das Elsass. Ebenso ergab eine Zählung der auf den Informations-Landkarten angekündigten Termine 242 Veranstaltungen in Deutschland gegenüber 23 in der Schweiz und 16 im Elsass. Da scheint die unsererseits so sehr beklagte Sprachbarriere entlang der Rheingrenze ohne viel Gegensteuern hingenommen zu werden, was sich im Detail vielleicht auch darin äußert, dass das elsässische Mülhausen (Mulhouse) wiederholt als »Mullhouse« oder die Colmarer Weinmesse als »Foire aux Vines« bezeichnet wird.

Die Werbung hält sich angenehm zurück und passt in der Regel sogar als Zusatzinformation zum jeweiligen Artikel. So finden sich beispielsweise die Anzeigen zweier Gärtnereien neben einem Artikel »Farbenpracht im Hausgarten« oder – Schmunzeln erlaubt – die Anzeige einer Reha-Klinik neben dem Artikel »Fitness einmal anders«.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass das Regio-Magazin eine durchaus gelungene, politikfreie Mischung aus Veranstaltungskalender und Freizeitjournal auf recht hohem – nicht zu hohem – Niveau darstellt und all denjenigen etwas bietet, die kulturell interessiert sind, die Anregungen für Ausflugsziele sammeln, die auch dem Genuss durchaus zugeneigt sind – dies alles vorzugsweise freiburgnah, mit ab und zu einem kleinen Hopser über den eigentlichen Tellerrand, der durch Schwarzwaldkamm, Hochrhein, Oberrhein und Europapark gezogen wird.

Ulrich Raabe

2012 Jahresrückblick der Regionalgruppe Freiburg auf das Jahr 2012

Rückblick der Regionalgruppe Freiburg auf das Jahr 2012

Zur ***Neujahrsbegegnung*** am 31. Januar 2012 hatte Dr. Bernhard Oeschger die Freiburger Mitglieder in das Haus der Badischen Heimat eingeladen, und eine relativ große Anzahl von Mitgliedern war seinem Aufruf gefolgt, zumal mit den renovierten Räumen im ehemaligen Wohnhaus des bekannten Dichters und langjährigen Redakteurs der Zeitschriftenreihe der Badischen Heimat, Hermann Eris Busse, jetzt eine gut bestückte Bibliothek und ein Gesprächsraum zur Verfügung stehen, die sich für eine Begegnung der Mitglieder anbieten. Dr. Oeschger stellte dabei das Halbjahresprogramm für die Freiburger vor und erläuterte das Gesamtthema, das sich deswegen mit badischem »Schmausen und Darben« im weitesten Sinne befasse, weil im Haus der Geschäftsstelle an der Hansjakobstraße eine Erhebung über ***»Essen und Trinken der Landbevölkerung«*** der Aufarbeitung harre, die der damalige Landesvorsitzende Friedrich Pfaff 1894 im Auftrag des Großherzog erarbeitet habe. – Bei einem Glas Sekt kam man ins Gespräch und Geschäftsstellenleiter Karl Bühler nutzte erneut die Gelegenheit, auf die neu geordnete Bibliothek in den zahlreichen Räumen hinzuweisen und auf seine Führung zu den alten Gasthöfen im Dreisamtal aufmerksam zu machen.

März. Auf den Mittwochnachmittag des 21.3. war die Regionalgruppe zum Thema ***»Steter Tropfen …«*** auf das bekannte Weingut Bernhard Schätzle nach Freiburg-Lehen eingeladen. Dort stellte der Ortsvorsteher des geschichtsträchtigen Dorfes »Lehen« und gleichzeitig Freiburger Stadtrat persönlich seinen Weinbetrieb, und bei einer entsprechenden Weinprobe, auch seine edlen Tropfen vor. Dabei gab er einen Einblick in die Geschichte des »Lehener Bergles« und der Besitzer des seit 450 Jahren bestehenden »kleinen Lehnshofes«, wobei er auch die Bedeutung des Lehener Anführers im Bauernkrieg, Jos Fritz und seinen »Bundschuh« hervorhob. Besonders kam er natürlich – und das war für die Freiburger Weinkenner sehr interessant – auf die geologischen Besonderheiten des Unterbodens zwischen Kaiserstuhl und Schwarzwald zu sprechen, die seine auf einem Lehmlössboden und Muschelkalksedimenten reifenden Weine so ansprechend machen. In achter Generation (seit 1797) ist das Weingut im Familienbesitz, und bei der Vorstellung der Weine spürte man durchaus ein wenig vom Stolz des heutigen Besitzes auf diese lange Tradition. – So fand denn auch *»der stete Tropfen«* eine willkommene Aufnahme *»in aller Munde.«*

April (Dienstag 24.4.2012, 16 Uhr) ***»Ein edel Kraut gewiß«,*** der Besuch des bekannten Kräuterhofs Renate und Martin Schmidt in Burkheim / Vogtsburg am Kaiserstuhl war für die Besucher ein Erlebnis für alle Sinne. Der seit 1979 bestehende Familienbetrieb bot eine duftende Welt voller bunter Entdeckungen und Überraschungen bei Kräutern, Teesorten und Gewürzen. Der Rundgang machte wieder einmal bewusst, welchen Reichtum an Heil- und Genussmitteln die Natur zur Verfügung stellt und welche Produkte man daraus gewinnen kann. So wurde beim Gang durch den Hofladen die Entscheidung schwer, welche Räucherkerzen, Duftkissen oder Öle, welche Seifen und Kerzen, oder Brotaufstriche und Teesorten man mit nach Hause nehmen sollte. – Ein offensichtlich florierender Familienbetrieb!

Interessant war auch die humorvolle Führung durch Martin Schmidt persönlich, der den Lebensweg seiner Frau Renate umriss, wie das »kleine Mädchen vom Land« Kaiserstühler Wiesenblumen auf dem Freiburger Münstermarkt verkauft habe, später verschiedene Berufe ausübte, bis sie schließlich den mutigen Schritt in die Selbständigkeit wagte und einen Kräutermarkt eröffnete, der inzwischen zwei Filialen und mehr als zehn fest angestellte Mitarbeiter umfasst und der seine Kräutermischungen und Produkte in alle Welt verschickt. »Fortes Fortuna adiuvat!«

Juni (Samstag, 16.6.2012, 13:30 Uhr) ***»Wirtschaftsgeschichte, badisch«*** Getreu dem Jahresthema »Essen und Trinken« befasste sich die angesagte Exkursion mit den historischen Gaststätten im Dreisam- und Höllental nahe Freiburg auf der West-Ost-Verbindung hinauf in den Schwarzwald. Haus-, herr-

schafts- und verkehrsgeschichtliche Aspekte sollten dabei untersucht oder dargestellt werden. Sicherlich war man auf das von Herrn Bühler gewählte Thema sehr gespannt, bieten doch die alten Gasthäuser an der Strecke Paris – Wien genügend Stoff für eine interessante Exkursion. Schließlich nahm auch die Habsburgerin Maria Antonia diesen Weg für ihre Brautfahrt nach Frankreich und kehrte hier ein. – Doch: Dauerregen an den Vortagen behinderte eine zeitgerechte oder verbindliche Voranmeldung, und außerdem gab es – mitten in Kirchzarten: die größte europäische Sportveranstaltung »Blackforest Ultrabike Marathon« mit 4500 Teilnehmern entlang der Strecke! Eine Unmöglichkeit für die geplante Exkursion! Hoffentlich wird die Veranstaltung unter besseren Vorzeichen wiederholt.

September (29. September 2012): ***Jahresversammlung*** für die Mitglieder des Landesvereins in Donaueschingen. Sie war gut besucht (vgl. das Vorwort des Vorsitzenden im Heft 4/2012,) bei der eine leichte Erhöhung des Jahresbeitrags beschlossen wurde und über Möglichkeiten und Chancen der Einbindung von Immigranten in die Heimatvereine diskutiert wurde.

Im **Oktober** (23.10.2012): trafen sich erfreulich viele Mitglieder im ***Keramikmuseum Staufen,*** um unter dem Titel *»Badisches Volksleben«* die Ländliche Lebensweisen im 19. Jahrhundert kennen zu lernen, da gerade eine Sonderausstellung zu der Großen Landesausstellung Baden! 900 Jahre im Badischen Landesmuseum in Karlsruhe gezeigt werden konnte. Frau Dipl.-Museologin Kathleen Mönike von der Außenstelle Südbaden führte durch eine Kostümsammlung, die nicht nur bei den weiblichen Mitgliedern besondere Aufmerksamkeit fand.

Für **November** (20.11.2012) hatten sich die Verantwortlichen der Freiburger Gruppe im Haus der Badischen Heimat eine Mitbeteiligung der Mitglieder am Programm für 2013 erhofft, um die bislang meist einseitig festgelegten Themen an eventuelle Arbeitsgruppen zu übertragen, um dadurch auch das Gespräch und den Kontakt der Mitglieder untereinander zu fördern. Die Idee war sicher gut, allein der Zuspruch war eher gering.

Das Kalenderjahr beschloss im Dezember, am 4.12.2012, ein ***Badischer Bilderbogen*** aus dem Fotoarchiv des Landesvereins, den die Foto-AG (die Damen Bailer und Rosenkranz, sowie die Herren Burkard und Schäffner) vorbereitet und mit selten gezeigten Bildern aus dem Archivfundus aufbereitet hatten. Die Auswahl vermittelte gleichzeitig, welch reicher Schatz sich im Keller des Hauses in der Hansjakobstraße angesammelt hat, ließ aber auch erkennen, wie viel ehrenamtliche Arbeit für die Inventarisierung erbracht wurde.

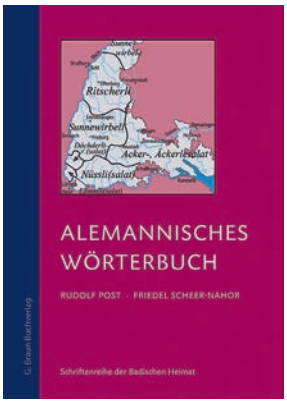
Hermann Althaus, Kirchzarten

Schriftenreihe der Badischen Heimat

alle Bände in hochwertiger Halbleinenausstattung mit Prägung, fest gebunden, Format 17 x 24 cm

Bd. 1: **100 Jahre für Baden. Chronik des Landesvereins Badische Heimat 1909–2009**

Herausgegeben von Sven von Ungern-Sternberg und Kurt Hochstuhl
G. Braun Buchverlag, 256 S., zahlreiche Abbildungen
ISBN 978-3-7650-8543-7
erhältlich bei der Geschäftsstelle der Badischen Heimat 15,– €



Bd. 2: **Alemannisches Wörterbuch**
von Rudolf Post und Friedel Scheer-Nahor

G. Braun Buchverlag, 408 S., 149 Karten
ISBN 978-3-7650-8534-5
im Buchhandel 39,– €
für Mitglieder der Badischen Heimat und der Muettersproch-Gsellschaft 29,– €

Bd. 3: **Woni sing und stand**
Ein grenzüberschreitendes alemannisches Liederbuch von Uli Führe und Stefan Pflaum

G. Braun Buchverlag , 264 S., 122 Notensätze, 1 Farbfoto, 10 farbige Illustrationen, 4 farbige Karten, Kurzbiografien der Liedermacher, ausführliches Register, Literaturverzeichnis
ISBN 978-3-7650-8620-5
im Buchhandel 24,90 €
für Mitglieder der Badischen Heimat und der Muettersproch-Gsellschaft 20,– €

Bd. 4: **Politische Kultur am Oberrhein**
Studien zur Geschichte Badens von Paul-Ludwig Weinacht

G. Braun Buchverlag, 336 S., 49 Abb., 1 Karte
ISBN 978-3-7650-8622-9
im Buchhandel und bei der Geschäftsstelle der Badischen Heimat 29,95 €

Bd. 5: **Wegmarken badischer Geschichte**
Vorträge anlässlich der Landesausstellung »Baden! 900 Jahre«
im Badischen Landesmuseum Karlsruhe
Herausgegeben von Heinrich Hauß und Paul-Ludwig Weinacht

Rombach Verlag, 264 S., 18 Farb- und 22 s/w-Abbildungen, 3 Grafiken, 2 Karten
ISBN 978-3-7930-5094-0
im Buchhandel und bei der Geschäftsstelle der Badischen Heimat 29,80 €

Weitere Bände sind in Planung.

Landesverein Badische Heimat e. V.

VORSTAND DES LANDESVEREINS BADISCHE HEIMAT E. V.		
Landesvorsitzender	Dr. Sven von Ungern-Sternberg Hansjakobstr. 12 79117 Freiburg	Tel. dienstl. 07 61 / 7 37 24 Fax dienstl. 07 61 / 7 07 55 06 info@badische-heimat.de
Stellv. Landesvorsitzender	Dr. Volker Kronemayer Erzbergerstr. 45 68782 Brühl	Tel. priv. 0 62 02 / 7 37 34 Fax priv. 0 62 02 / 92 05 05 ivkronemayer@t-online.de
Landesrechner	Margrit Roder-Oeschger Im Weingarten 8 79594 Inzlingen	Tel. 01 71 / 8 90 29 37 margrit.roder-oeschger@t-online.de
Chefredakteur	Heinrich Hauß Weißdornweg 39 76149 Karlsruhe	Tel. 07 21 / 75 43 45 Fax 07 21 / 92 13 48 53 heftredaktion@badische-heimat.de
Schriftführer, Internetbeauftragter und Öffentlichkeitsarbeit	Dr. Christoph Bühler Lochheimer Str. 18 69124 Heidelberg	Tel. 0 62 21 / 78 37 51 Fax 0 12 12 / 6 22 33 66 65 buehler@badische-heimat.de
Beisitzer	Jürgen Ehret Schwarzwaldstr. 30 79423 Heitersheim	Tel. 0 76 34 / 18 87 ehret-juergen@t-online.de
Beisitzer	Gerlinde Hämmerle Rhode-Island-Allee 4 76285 Karlsruhe	
Beisitzer	Karl-Heinz Harter Römerstr. 19 79206 Breisach	Tel. 0 76 64 / 23 62 karlheinz.harter@t-online.de
Beisitzer	Joachim Müller-Bremberger Kaiserstuhlstr. 19 79211 Denzlingen	Tel. priv. 0 76 66 / 88 03 09 j.mueb@gmx.de

BEIRAT		
Prof. Dr. Kurt Andermann	Nibelungenring 79 76297 Stutensee	Tel. 07 21 / 9 26 26 72 kurt.andermann@geschichte.uni-freiburg.de
Prof. Dr. Wolfgang Hug	Hagenmattenstr. 20 79117 Freiburg	Tel. 07 61 / 6 26 83 wolfgang@hugma.com
Wolfram Jäger	Unterer Lußweg 7 76227 Karlsruhe	Tel. 07 21 / 1 33 10 25 dez2@karlsruhe.de
Dr. Gerhard Kabierske	Karlsburgstr. 5 76227 Karlsruhe	Tel. priv. 07 21 / 49 51 92 Tel. dienstl. 0721 / 60 84 43 76 gerhard.kabierske@kit.edu
Dr. Arnulf Moser	Allmannsdorfer Str. 68 78464 Konstanz	Tel. 0 75 31 / 6 75 34 arnulf.moser@t-online.de
Elisabeth Schraut	Röntgenstr. 6 76133 Karlsruhe	Tel. 07 21 / 2 95 30 eschraut@t-online.de

Dr. Wilfried Schweinfurth	Luisenstr. 20 68723 Schwetzingen	Tel. 0 62 62 / 1 57 99 wsjc.schweinfurth@t-online.de
Dr. Rosemarie Stratmann-Döhler	Bismarckstr. 19 76133 Karlsruhe	Tel. 07 21 / 2 84 42 stratmanndoc@web.de
Dr. Gerhard Stratthaus	Landtag von Baden-Württemberg Konrad-Adenauer-Str. 3 70173 Stuttgart	Tel. 07 11 / 2 06 39 88 gerhard.stratthaus@cdu.landtag-bw.de
Karl-Heinz Vogt	Parkweg 11 79688 Hausen i.W.	Tel. u. Fax 0 76 22 / 96 65
Prof. Dr. Paul-Ludwig Weinacht	Rossstr. 27 97261 Güntersleben	Tel. 0 93 65 / 91 14 p.l.weinacht@t-online.de
REGIONALGRUPPEN		
Baden-Baden	Dieter Baeuerle Schlossstraße 8 76530 Baden-Baden	Tel. u. Fax priv. 0 72 21 / 3 19 53 baeuerledieter@aol.com
Bruchsal	Jörg Teuschl An der Schanze 21 76703 Kraichtal-Unteröwisheim Elisabeth Burkard Mozartweg 9 76646 Bruchsal	Tel. u. Fax 0 72 51 / 6 29 34 joerg.teuschl@t-online.de Tel. u. Fax 0 72 51 / 1 82 11
Freiburg	Dr. Bernhard Oeschger Hauptstr. 11 79219 Staufen Julia Dold Konradstr. 15 79100 Freiburg	Tel. dienstl. 0 76 33 / 80 64 50 bernhard.oeschger@landesmuseum.de Tel. 07 61 / 6 81 48 44 julia-dold@gmx.de
Heidelberg	Dr. Christoph Bühler Lochheimer Str. 18 69124 Heidelberg	Tel. 0 62 21 / 78 37 51 Fax 0 12 12 / 6 22 33 66 65 buehler@badische-heimat.de
Karlsruhe	Dr. Hans-Jürgen Vogt Durmersheimer Str. 53 76185 Karlsruhe	Tel. 07 21 / 9 50 49 51 dr.vogt@labor-vogt.de
Lahr	Gabriele Bohnert Stadtarchiv Rathausplatz 4 77933 Lahr	Tel. dienstl. 0 78 21 / 9 10-0416 Fax dienstl. 0 78 21 / 9 10-70416 gabriele.bohnert@lahr.de
Lörrach	Inge Gula Brunnenstraße 19 79541 Lörrach	Tel. 0 76 21 / 5 34 06 inge.gula@gmx.de
Mannheim	Dr. Kai Budde L 11, 9 68161 Mannheim	Tel. privat 06 21 / 2 71 50 maybudk@web.de
Pforzheim	Dieter Essig Im Hasenacker 31 75181 Pforzheim	Tel. 0 72 34 / 84 02 Fax 0 72 34 / 94 80 17
Rastatt	Martin Walter Kreisarchiv Am Schlossplatz 5 76437 Rastatt	Tel. dienstl. 0 72 22 / 3 81 13 81 Tel. priv. 0 72 25 / 98 54 38 m.walter@landkreis-rastatt.de

Schwetzingen	Dr. Volker Kronemayer Erzbergerstr. 45 68782 Brühl	Tel. priv. 0 62 02 / 7 37 34 Fax priv. 0 62 02 / 92 05 05 ivkronemayer@t-online.de
Wiesloch	Jürgen W. Braun Münchäckerweg 33 69168 Wiesloch	Tel. 0 62 22 / 5 45 18 jwbraun@gmx.de
GESCHÄFTSSTELLE		
Karl Bühler Daniela Koehler	Hansjakobstr. 12 79117 Freiburg	Tel. 07 61 / 7 37 24 Fax 07 61 / 7 07 55 06 info@badische-heimat.de

rombach aktuell

Südbaden hat sich längst als Paradies für Feinschmecker etabliert. Kaum eine andere Region in Deutschland wird so häufig für ihre Köche und ihre Küchen gelobt. Doch obwohl darüber schon viel geschrieben wurde – ein unabhängiger Führer in Buchform, der die gastronomische Landschaft in ihrer ganzen Vielfalt erfasst, strukturiert und testet, ist in der hier vorgelegten Form nach wie vor einzigartig und in der nun erarbeiteten dritten Ausgabe ein für Touristen wie für Einheimische verlässliches Nachschlagewerk.

Der neue Restaurantführer enthält, um zahlreiche Restaurants erweitert, Empfehlungen zu knapp 200 Lokalen in Südbaden – vom einfachen Gasthaus bis zum Sternerestaurant.

Christian Hodeige (Hg.)
Der neue Restaurantführer für Südbaden
3. erweiterte Ausgabe
240 S., zahlreiche Farbabbildungen,
Klappenbroschur, 11,5 x 21 cm
€ 19,80 (D)
ISBN 978-3-7930-5086-5